Zc. VI. 68. h.

L.g.o. 496/8.

August Lewald's
gesammelte Schriften.

In einer Auswahl.

Achter Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1845.

Ein Menschenleben.

Von

August Lewald.

BIBLIOTHECA
CIVITATIS
BAMBERGENSIS.

Achter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1845.

Inhalt.

Seite

Paris 1

Album aus Paris (Fortsetzung.) 3

Chargen, Chinoiserien, Diablerien .... —

Paganini 8

Maler Lepaulle 10

Ali-Baba 16

Jules Janin 24

Schicksale eines namenlosen Bühnendichters 41

Von Paris nach München 74

Pariser Tabletten 101

Pariser Anregungen 205

Braune Geschichten .... —

Eine Schauergeschichte 231

Aus dem Tagebuche eines Guillotinirten 241

Der Selbstmörder 265

Madame Bontemps und ihr Schutzgeist 311

Paris.

(Fortsetzung.)

Album aus Paris.

(1832.)

(Fortsetzung.)

Chargen, Chinoiserien, Diablerien.

Einen eignen Genuß gewähren die Kupferstichläden, die wir Deutschen, titelsüchtig wie wir sind, mit dem prunkhaft-lächerlichen Worte: „Kunsthandlungen" benennen.

Die Menge der jungen Künstler, die einen Theil der Paris bevölkernden Million ausmachen, geben sich alle Mühe, so viel Geld als möglich zu verdienen, um sich die Annehmlichkeiten und Genüsse zu verschaffen, die der Aufenthalt in dieser herrlichen Stadt darbietet, und da arbeiten sie denn gar fleißig und bringen viel ans Tageslicht.

Es ist jedoch nicht Allen zu Theil geworden, große historische Compositionen auszuführen; für diese Gegenstände sind auch nicht in jedem Augenblicke Käufer da. Daher werfen sie sich auf Dieses und Jenes, suchen Moden aufzubringen und Neues zu ersinnen, und zeigen sie Geist in diesen Bestrebungen, so krönt sie ein goldner Erfolg.

Ich schweige hier von den boshaft witzigen Caricaturen und wende mich zu einigen ihnen verwandten Gattungen.

Die sogenannten „Chargen," harmloserer Art, sind die travestirten Köpfe irgend berühmter oder Aufsehen erregender Menschen, von dem geschickten Bildhauer Dantan in Gyps ausgeführt.

Ihre Zahl wächst von Tag zu Tage und sie nehmen schon eine ziemliche Reihe ein.

Hier die Künstler der italienischen Oper: Lablache mit der Guitarre als Figaro, wie er leibt und lebt — nur noch dicker; die Malibran erkennt man auf den ersten Blick und doch reicht der Mund fast von einem Ohr zum andern, die Augen liegen schief und die Nase ist lang und bildet fast keine Erhöhung; und endlich Santini in ganzer Figur, mit den aufgerissenen Augen, den langen Zähnen, den steifen dicken Locken, worauf der kleine Hut schief sitzt, der unmenschlich große Kopf, der mit dem langen Halse fast ein Drittel des ganzen Körpers ausmacht, und dann die schiefe Stellung des einen Beines, man glaubt das ihm eigenthümliche Zucken der Kniescheibe zu bemerken.

Ciceri, der berühmte Theatermaler, dessen Nase in den Mund reicht und dessen Kinn in der ungeheuern Cravatte steckt, welche den ganzen übrigen Menschen verschlingt; Adolph Nourrit, mit verklärten Augen und dem fürchterlich angeschwollenen Doppelkinn; ein Tänzer der großen Oper mit seinen Thränensäcken, der aufgeworfenen Nase, den eingefallenen Backen und dem halboffenen Munde, nach Luft schnappend. Rossini, in dessen Gesicht eine Mischung von Posaune und grande caisse unverkennbar ist. Hier ist ein Gesicht auf einen Vogelleib gepfropft, dort an einem Pferdehals, hier an einem Hündchen, das sich auf einem weichen Polster streckt.

Jeden Morgen findet man Neues der Art und man eilt hin, um zu sehen, wer in dieser Lotterie herausgekommen

ist; man sucht die Räthsel der Embleme, oft auch die der Gesichtszüge zu lösen, und ist dies geglückt, so kauft man die Charge und hat seinen Spaß damit. Niemand nimmt's übel, sich so dargestellt zu finden; ja da Dantan nur ausgezeichnete Personen wählt, so fühlt man sich sogar dadurch geschmeichelt.

Eine andere Erfindung der Mode waren die „Chinoiserien," welche mit der „Chinomanie" aufkamen.

Man weiß, daß vor einiger Zeit eine Sucht nach chinesischen Gegenständen aller Art in Paris einriß und sich von hier wie immer auch nach den andern Hauptstädten verbreitete. Die Ursache davon war wol zunächst die Ankunft einiger Chinafahrer in London, die eine große Menge von Luxusgegenständen mitgebracht hatten und womit erwerbgierige Speculanten mit einem Male alle Märkte überfüllten.

Die Reichen suchten sich die zierlich bunten, eleganten, mitunter prächtigen Arbeiten der Chinesen um jeden Preis zu verschaffen. Zu dem längst gekannten Reis und Thee und zu den unschmackhaften Vogelnestern gesellten sich die präparirten Haiflossen und die schwammigen Moluskem der chinesischen Gewässer; die Nachtische zierten die nationellen Tschau-Tschau, welche bei Geringern die „Chinois" ersetzten, und im engern Kreise wurde selbst die gefährliche Probe des Opiumrauchens bestanden.

So weit langten die aus China mitgebrachten Gegenstände aus, aber nun ging's an die Nachahmungen ins Unendliche.

Der schöne Schmuck der Locken wurde verbannt und die Haare widernatürlich in die Höhe gezogen und in einen Knoten zusammengebunden. Man achtete nicht darauf, daß diese Mode im Stande war, in einem kurzen Zeitraume den schönsten Haarwuchs zu vernichten. Die Nägel ließ

man wachsen und spitzte sie dann klauenartig zu, die Augenbrauen wurden gefärbt und weiße Schminke, mehr als sonst, aufgelegt. Hierzu die weiten Aermel, die bis auf die Hände hingen, die großblumigen Stoffe, die Shawls von Crèpe de Chine und die Chineserin war fertig.

Dies gab Veranlassung zu den Chinoiserien. Wir sehen auf diesen Blättern Darstellungen aus dem häuslichen Leben im chinesischen Costüm. Aber das Lächerliche dabei ist, daß die Darstellungen aus unserm Leben genommen sind. Kindergruppen, die Ball spielen, Seifenblasen machen, Drachen fliegen lassen, ein Gourmand, Spaziergeher, Alles ins Chinesische travestirt und mit so vieler Laune behandelt, daß man sich beim Anschauen des Lachens nicht erwehren kann.

Wie schon mehrmals in diesem Buche erwähnt, fuhr mit dem Romantism der Teufel in die Franzosen und spukte auf dem Theater und in der Literatur und Kunst.

Es konnten bei dieser Gelegenheit die Persiflagen nicht fehlen und ich muß gestehen, sowie Mephisto hoch über einem Chinesen steht, so stehen auch die „Diablerien“ über den „Chinoiserien.“

Da ist Hoffmann'sche Laune und Humor und ich wünschte, daß er noch lebte, um einige dieser geistreichen Blätter zu commentiren, wie er es mit Callot in der „Prinzessin Brambilla“ machte.

Hier sehen wir einen kleinen Teufel, dessen Gesicht uns sehr bekannt scheint, eine dicke Dame abkonterfeien. Er steht auf einer Kugel mit dem einen Fuße, während der andere in der Luft schwebt, und müht sich ab beim Malen, indeß sein Schweif, der in einem Pinsel endigt, eine greuliche Fratze an die Wand zeichnet.

Oder ein hübsches Dämchen, in der Tracht der pariser Phrynen, der ein Teufelchen als Page vorleuchtet, ein an-

deres ihr die Schleppe nachträgt und ein drittes ganz kleines ihr aus dem Busen guckt.

Alle nur möglichen Zusammensetzungen von Menschen- und Teufelgestalten. Endlich Alles, was man täglich in Paris sieht, mit Teufeleien verbrämt, den Teufel so innig verwebt mit Paris und seinen Bewohnern, nicht mehr, wie bei den Chinoiserien, so zahm und harmlos, sondern mit recht teuflischer Laune und von tieferer Bedeutung.

Diese Scherze werden zu den unschuldigen gezählt, weil sie nur selten eine entfernte politische Anspielung sich erlauben. Nun kommen aber die unzähligen Blätter, die theils Caricaturen mit politischer Tendenz vorstellen oder irgend eine Beziehung zulassen.

Die Geschichte von der Birne ist genugsam bekannt; der kleine Pilger, die kleinen Schotten, die nach Frankreich wallen, für Frankreich beten, sieht man kaum, so müssen die Verfertiger Strafe zahlen.

Der Künstler, der den Einfall hatte, die wohlgetroffenen Portraits von Vater und Sohn, mit den Unterschriften: Napoleon der Erste und Napoleon der Zweite, und einigen passenden Versen zu publiciren, wurde auch gleich vor Gericht gezogen, jedoch freigesprochen.

Es ist ein steter Kampf zwischen diesen Künstlern und der Regierung. Jene werden nicht müde, Caricaturen zu verfertigen, und diese wird nicht müde, sie zu verfolgen.

Paganini.

Paganini hat seit kurzem in Paris alle gefühlvollen Herzen gegen sich aufgebracht. Man findet ihn häßlich, abscheulich! Wie wäre es wol möglich, daß eine schöne Seele in solchem Körper wohne? hört man jetzt allgemein. Dieses fahle, gerunzelte Antlitz, diese verwirrten Haare, dieser seltsame Bart — der seltsamste, den man sah, seitdem Männer ihn als Zierde tragen — dieses düster blickende Auge, dieser schlotternde, dürre Körper in den weiten Hüllen der Röcke — die ganze Lebensweise endlich — seine Art zu essen, mit Andern umzugehen — der Hohn, der Zorn, die Geldgier, alles Dies — es ist keinem Zweifel unterworfen — er ist ein Dämon, ein heimtückischer Dämon, ohne Herz, ohne Mitgefühl, der für das leidige Violinspiel allem Bessern im Menschen abgeschworen hat! — Und warum diese Veränderung? hört man mit Erstaunen fragen. Fand man nicht sonst sein Aussehen geistreich, phantastisch, harmonisch? Ergötzte man sich nicht daran, ihn so cynisch seine Nahrung nehmen zu sehen? War nicht Alles an ihm pikant, außerordentlich, originell? — Wie war es möglich, so schnell in der allgemeinen Meinung zu sinken? — Die Smithson, die arme, unglückliche Smithson, um die sich das weite, reiche, kunstsinnige, romantische, neugierige Paris einen langen, furchtbaren Winter hindurch nicht kümmerte, hatte an Paganini geschrieben, er möge in ihrer Benefizvorstellung spielen, und er hatte es ihr rund abgeschlagen. Die schöne Fremde hatte von ihrem Schmerzenlager, mit Mangel kämpfend, ihre weißen Hände bittend, beschwörend aufgehoben.... und er konnte es abschlagen! Und die französischen Künstler waren ja nun selbst zusammengetreten, um jenen

Abend zu verherrlichen und die Einnahme ergiebiger zu machen; selbst Arnal war mit dem Vaudeville herbeigesprungen und Paganini wollte seinen Bogen nicht rühren! Das reizte die Pariser so furchtbar gegen ihn auf. Gegen die bleiche, kranke, bittende Smithson kein Mitgefühl haben, das ist unmenschlich! Man hatte sie vergessen, da sie ihre glänzende Kunst allein übte — aber krank und bittend und von Arnal und dem Vaudeville unterstützt, kehrte sie plötzlich in aller Pariser Gedächtniß zurück.

Und vor wenigen Tagen nun kündigte Paganini sein Concert an. Er stieg herab von seinem sechsten Stockwerke, das er den ganzen Winter über bewohnt hatte; er mied wieder jene kleinen Traiteurs, wo er gegessen hatte, und man sah den reichen Sonderling, dem London noch beim letzten Besuche 700,000 Franken gezollt, aus dem Dunkel der ärmsten und erbärmlichsten Umgebung hervorkriechen, um sich wieder auf dem Boulevard zu zeigen und im Hôtel d'Italie zu 5 Franken zu diniren. Er fuhr im Cabriolet umher, er stattete Besuch ab — er wollte für sich wieder einmal seinen Violinkasten öffnen, für sich diese Zaubersaiten erzittern lassen; denn nur für sich darf er ihn schwingen, diesen mächtigen Bogen, der, wie ein sicher treffendes Geschoß, das Innerste der Menschenbrust erreicht. Nur ihm zu dienen, ist jene geheimnißvolle Macht verbunden; nie noch spielte er für einen Andern; es liegt etwas Entsetzliches in dem Gedanken. Nur ihm bringen diese Töne, so grell, so zerreißend, doch immer bezaubernd — Ehre und Reichthümer; er darf es nicht wagen, Andern damit zu helfen; ohne seinen persönlichen Vortheil darf er diese Töne nicht den Saiten entlocken; es ist ein Aberglauben dabei, der ihn beherrscht — er würde Alles verlieren — sein Instrument würde mit furchtbarem Krachen zerbersten — eine Gestalt

erschiene auf der Scene vor den Augen der Versammlung und würde ihre Rechte geltend machen wegen der Verletzung des Pactes....

Das Concert, welches er für sich veranstaltet hatte, war — trotz der feindseligen Stimmung gegen ihn — stark besucht. Nur mit dem Beifalle war man spärlicher als sonst. Aber er stand da wie ein Zauberer, und sein Instrument ächzte schmerzvoll, seufzte schmachtend, lispelte keusch, tollte, zürnte, schwatzte, neckte und jubelte unter seinen mächtigen Händen.

Und wie das Concert beendigt war — legte er still im einsamen Zimmer, bei der düster brennenden Lampe — denn sein kleiner Achilles schlief schon in des Vaters Bette — die schweren Geldrollen zu den früher erworbenen Schätzen. Dann schlich er leise hinzu, blickte auf den lieblichen schlafenden Knaben und das bizarre Gesicht verzog sich zu einer rein menschlichen Freundlichkeit.

Für Achilles, sein Söhnchen, sein Leben, scharrt, spart und geizt er — und am Ende ist der phantastische, unheimliche Italiener nichts mehr als ein guter, sorgender Vater.

Maler Lepaulle.

Ein in der pariser Gesellschaft wohlbekannter Charakter ist der Maler Lepaulle; ein Ueberall und Nirgends; ein Spaßmacher; dabei ein talentvoller Künstler und ein Pariser durch und durch. Er umschwärmt alle schönen Theaterprinzessinnen und besonders weiht er neuaufgehenden Gestirnen seine Verehrung. Er ist von einer oft insolenten

Naivetät, die unsere Prüderie nicht vertragen würde, allein pariser Schauspielerinnen wissen nichts davon. Der bekannte Chargenverfertiger Dantan hat Lepaulle als ein Hündchen dargestellt, das des Malers Gesichtszüge treffend zeigt. Er sieht wirklich im Leben einem kläffenden Möpschen nicht unähnlich und ist sehr klein, ohne besonders zierlich zu sein.

Man zieht ihn in die beste Gesellschaft, wie sie nun eben jetzt in Paris besteht. Wer weiß nicht, wie das von ehemals himmelweit verschieden ist? Er besucht die Bälle des Baron Vigier und die Soiréen von Rothschild, er wohnt den Künstlersoiréen bei Madame Merlin bei und dinirt bei Mamsell Mars. Sehr verschiedene Kreise, sehr verschiedene Abstufungen! Lepaulle verliert sich hier mit so vielen Andern; allein er schwebt im schwarzen Kleide und in gelben Glacéhandschuhen bei den Italienern von einer Loge zur andern und kann auf die Frage, wo er seinen Abend zubringe, stets den Sammelplatz der feinen Welt nennen, der gerade in dem Zeitraume von vierundzwanzig Stunden am meisten von sich sprechen macht und den Neid Derjenigen erregt, die nicht so glücklich wie Lepaulle sind.

Im vertrauten Kreise, en petit comité, ist Lepaulle stets die Seele der Unterhaltung. Er ist groß im Nachäffen aller Gattungen von Thieren. Fressende Enten sind sein Triumph; dieses Schnatteln — nicht Schnattern — ist für jeden Andern unausführbar. Seine grunzenden Schweine sind fürchterlich schöne Kunstwerke, und der scharrende Hahn, der seine Hennen zusammenruft, diese gackernd herbeilaufend und die pipenden Küchlein sind unübertrefflich. Am glänzendsten aber zeigt er sich, wenn er eine durch einen langen Corridor trottirende Bulldogge versinnlicht, die von einer Schar in Zimmern eingeschlossener Kläffer der verschiedenartigsten Gattung angebellt wird, bis sie selbst knurrend,

wie ein fern heraufziehendes Gewitter, beginnt und dann ihren tiefen Baß herrlich zur vollsten Kraftentwickelung steigert.

Bei allen diesen mannichfaltigen Uebungen, die ein ergötzendes Lachen hervorrufen, beobachtet der Künstler stets den strictesten Anstand, und um nicht durch das Verzerren der Gesichtsmuskeln Abneigung gegen sein Talent zu erwecken, wie auch aus einer sehr richtig berechnenden Eitelkeit, trägt er jederzeit Sorge, bei Darstellung der Enten und Schweine sich in einen Winkel zu stellen und sein Gesicht den Zuhörern zu entziehen. Ich erlebte es oft, daß ähnliche Spaßmacher in Deutschland, die aber — beiläufig gesagt — ihre Sache nicht halb so gut wie dieser Lepaulle verstanden, dadurch, daß sie sein Verfahren nicht berücksichtigten, den widerwärtigsten Eindruck hervorbrachten, während er nur Lachen und Beifall erzielt.

Seine Kunst im Malen steht übrigens nicht in ganz gleicher Höhe mit diesen gerühmten Eigenschaften. Obgleich er gern portraitirt und namentlich vorzugsweise weibliche Köpfe zu seinen Vorwürfen wählt, so ist sein Pinsel nicht dazu geeignet. Die feinsten Züge gibt er wie im Vergrößerungsspiegel wieder; Alles wird leicht grotesk unter seiner Hand; die sanfte Melancholie, die zauberisch um Mund und Auge schwebt, wird bei ihm zur schwärzesten Schwermuth, die auf Vernichtung zu denken scheint; Offenheit wird zur Frechheit, Heiterkeit zur Fratze. Die Farben sind grell, weiche Tinten fehlen. Glücklicher ist er im Darstellen der Thiere; hierin machen ihm wenige pariser Maler das Terrain streitig. Deshalb wird er auch stets von den vornehmen und reichen Besitzern schöner Meuten und trefflicher Pferde stark in Anspruch genommen. Schickler, Hope, der Prinz von der Moskowa beschäftigen ihn fortwährend. Hier

halten Jäger am Rande des Waldes und die prächtigen Vorstehhunde harren des Zeichens; dort verfolgen Solofänger ein Wild; hier endet der Hirsch und das Halali ertönt; dort zeigen sich Vollblutpferde im Rennen begriffen. Der Prinz von der Moskowa hat keinen Hund, kein Pferd, keine Equipage, die er nicht von Lepaulle portraitiren ließ. Vier- bis sechstausend Franken sind der gewöhnliche Preis für ein solches Bild und dabei lebt drei Viertel des Jahres der Künstler auf einem der Schlösser des Bestellers, um seinen Gegenstand mit Muße nach der Natur zu studiren.

Lepaulle arbeitet stets nach seiner Neigung und denkt nicht daran, sich übermäßig anzustrengen, um viel Geld zu verdienen. Hat er ein Bild abgeliefert und den Preis dafür empfangen, so portraitirt er hübsche Mädchenköpfe, um seine Sammlung zu bereichern oder sich in ihre Gunst zu stehlen, ohne eine andere Bezahlung, und vollendet nichts von den angefangenen Arbeiten, worüber die Besteller verzweifeln möchten. Ist er mit dem Gelde fertig, das er verdient hatte — wozu gewöhnlich ein Winter, oft nur ein Carneval hinreichen — so geht er erst wieder ernstlich ans Werk, malt Hunde und Pferde und denkt daran, seine hohen und reichen Gönner zu befriedigen.

Eine junge, hübsche Künstlerin hatte Lepaulle's Bekanntschaft gemacht und er sich ihr angetragen, sie in einer Rolle zu malen. Sie war bereits einmal in seinem Atelier gewesen, das damals sehr einsam, in einem Hofe in der Rue des petites écuries gelegen war, aber sie fürchtete sich, wie sie mir sagte, ohne Begleitung wieder hin zu gehen. Der wunderliche Mensch erschien in diesem Locale wirklich verdächtig; dabei die Stille der ganzen Umgebung; die Seltsamkeit der Gegenstände, welche das Atelier füllten; die Toilettenveränderung, die dort auf den Wunsch des Malers vor-

genommen werden mußte, und die sonderbaren Positionen, die er vorschrieb; alles Dies schilderte mir die junge Künstlerin so beredt, daß ich mich entschloß, ihr für die Folge meine Begleitung anzutragen.

Wir gingen durch zwei Höfe eines großen Hôtels in der Straße des petites écuries, wo fast nichts als Stallungen und Remisen zu sehen waren. In einem Winkel jenes zweiten Hofes stiegen wir eine enge Wendeltreppe hinan und gelangten an eine Thür, die uns auf das erste leise Klopfen geöffnet wurde. Es war Lepaulle selbst, der uns horchend erwartet zu haben schien und uns ein „Soyez la bienvenue" entgegenrief, weil er wähnte, daß die Dame allein gekommen sei. Als wir aus dem stockfinstern Vorgemache in das Nebenzimmer getreten waren, erkannte er erst mich und bewillkommte mich mit saurer Miene.

Er bewohnte vier Zimmer, von denen drei sein Atelier ausmachten, und diese waren mit den verschiedenartigsten Gegenständen überfüllt. Zwischen eleganten Möbeln, rothsammtnen Tabourets, großen Spiegeln in reichen Rahmen, Etagèren und Kaminen mit den niedlichsten Chinoiserien, Uhren, Lampen und Leuchtern besetzt, standen, lagen und hingen Gemälde von allen Dimensionen an der Wand, in den Ecken und auf Staffeleien, die wie der Mastenwald eines Hafens über einander hervorragten. Dann gab es noch die widerwärtigen Zugaben eines Malerateliers: eine Reihe von Todtenköpfen, Todtenmasken, ferner Puppen und Akte, Theatercostüme, Waffen, Harnische, Blumen aller Art und dergleichen Gegenstände mehr, die nach der Natur gemalt werden wollen. An der Decke hingen ausgestopfte Vögel an seidenen Fäden und anderes Gethier. Kurz, kein Platz war leer gelassen und was man hier sah, verwirrte und beängstigte den Sinn.

Nur das Schlafzimmer des Künstlers machte eine anständige Ausnahme. Dies war hübsch und elegant möblirt, ohne Ueberladung, und zeigte außer einigen guten Bildern nichts, was nicht in dem Zimmer jedes andern vernünftigen Mannes hätte angetroffen werden können. Hier machte meine Schutzbefohlene eine malerische Toilette, während ich Lepaulle in ein Gespräch zu verwickeln suchte, aus dem er jedoch mehrmals aufsprang, um durch die Thür zu blicken und allerlei Scherze der Künstlerin zuzurufen. Jetzt trat sie zu uns in dem reizendsten Costüme, das man sich denken kann. Der schwarze Sammet war von den blendend weißen Schultern herabgegleitet und die dicken blonden Flechten wallten über Busen und Rücken in reicher Fülle herab. Der schöne Arm aufgestützt, der seelenvolle Blick erhoben, so ließ sich jetzt das schöne Weib in einen rothsammtnen Armsessel nieder und der Maler fing nun an, alle diese Reize mit prüfendem Blicke zu durchforschen und der Pinsel bewegte sich auf der Leinwand.

Die mechanische Arbeit langweilte mich höchlich, und da in der Decoration nicht die geringste Veränderung eintrat, so bemächtigte sich meiner der Schlummer. Vor mir stand das gut ausgeführte Bild der Amigo, jener strengen spanischen Schönheit der italienischen Oper, mit dem anmuthigen Organ und mit diesem liebenswürdigen Gegenstand beschäftigt, schlief ich ein. Ich muß zu Lepaulle's Ehre gestehen, daß ich während der ganzen Sitzung schlief, ohne auch nur ein einziges Mal durch ängstliches Rufen meiner Schutzbefohlenen geweckt zu werden. Allein ich hatte mein Wächteramt doch so schlecht versehen, daß ich die folgenden Male nicht mehr in die Rue des petites écuries mitgenommen wurde. Die Furcht vor dem wunderlichen Maler und dem

abgelegenen Atelier war auch wol verschwunden; so etwas verliert sich leicht bei näherer Bekanntschaft.

Ali-Baba.

1.

Es war das Concert des Herrn von Beriot. Er, der so glücklich ist, wie Paganini zu spielen und die schöne, liebliche Malibran zur Frau zu haben. Ich trat in die Loge einer berühmten Künstlerin. Der Glanz überraschte mich. Alles ringsumher in blendender Toilette und im reichsten Schmucke. Die Loge selbst mit blauer Seide tapezirt, Atlassessel von gleicher Farbe, Fußschemel, Teppich, Spiegel. „Es ist Rothschild's Loge," sagte man mir, „sie haben sie zum heutigen Concerte nicht behalten." Gerade wie bei uns, dachte ich in meinem Sinn, das müssen sie noch von Frankfurt her gewohnt sein. Wie könnt' ich eine so kostbar eingerichtete Loge auch nur für einen Abend einem Andern überlassen!

Beriot spielte und Alles horchte und war entzückt; nun sang Signora Tadolini, eine Frau, der man wahrhaftig bei mancher deutschen Hofbühne freudig zuhören würde; aber da plauderte Alles. Die Künstlerin, die an diesem Abende den Fauteuil der Frau von Rothschild usurpirt hatte, zog mehr an wie die gute Signora, trotz aller Mühe, die sich diese gab, und trotz aller Unabsichtlichkeit Jener. Es kam ein dicker Redacteur des Courrier-français, Officier der Ehrenlegion, ein Gönner der Kunst in einer gewissen

Sphäre; zu ihm gesellte sich ein talentvoller Maler, der das echt gesellige Talent eines jungen Parisers in sich vervollkommnet hatte, mit jungen Leuten über die Schnur zu hauen, in höherer Gesellschaft aber den Mann von Erziehung zu zeigen, was bei uns zu den größten Seltenheiten gezählt werden darf; dann traten ein Banquier, ein Militair, lauter schöne, stattliche Leute in sehr feinem, geschmackvollem Anzuge zu uns ein. Meine schöne Künstlerin war nicht sehr gesprächig. Man spendete ihr die schönsten Blumen der vorübergehenden Bouquetière, man erwähnte des glänzenden Balles, der nach dem Concerte statthaben sollte; man sprach Politik, Literatur, Kunst, „on parla raison enfin," was in der Regel viel sagen will. Meine schöne Künstlerin trommelte mit den Fingern auf das Atlaspolster der Logenbrüstung, ein sicheres Zeichen, daß die Herren sie Alle ennuyirten. Mit einem Male belebt sich ihr Blick. Sie richtet sich aus ihrer nachlässig zurückgelehnten Stellung in die Höhe; sie scheint einen ersehnten Gegenstand zu erwarten. Ich folge ihren Augen und erblicke unweit von uns mühsam auf dem etwas abschüssigen Balcon, der vor den Logen hinläuft, einen kleinen alten Mann sich fortbewegen, durch die Sitze sich drängen und mit einiger Hast zu uns hinstrebend. Die Künstlerin steht auf, beugt sich zu ihm hinüber, ergreift seine Hand und neigt den schönen Kopf so nahe darauf hin, daß es den Anschein hat, als wolle sie sie küssen. Meine Verwunderung wächst, ich betrachte den Fremden mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, der freundliche Worte, voll einfach treuherzigen Wohlwollens, an die Künstlerin richtet. Das ist kein Franzose, denk' ich mir — ich hör's am Accente; aber auch kein Deutscher — mir zeigt's sein Aussehen. Und doch hat der Ausdruck seines Wesens so viel vom Deutschen, daß ich ihn gern dafür

halten möchte. Er war klein, etwas gebeugt, der Kopf groß im Verhältniß zu seinem Körper; die Gesichtszüge ernst, tief; die Nase stark; die Augen klein, gutmüthig; die grauen Haare kurzgeschnitten, doch voll und etwas emporstehend. Er trug einen alten dunkelgrünen Frack und das rothe Band im Knopfloche.

2.

„Er wird alt," sagte der Redacteur Mr. L. B....., nachdem sich der Fremde entfernt hatte.

„Ach es wirkt so wohlthätig auf mich, wenn ich ihn sehe und spreche," rief die Künstlerin aus. „Wie sehr verehre ich ihn — seit Mozart und Beethoven todt sind, lebt nur der Einzige noch."

„Wer war der Mann?" fragte ich schnell, denn meine Neugier ließ sich nicht länger zurückhalten.

„Cherubini," war die Antwort.

„Ja, Cherubini," fiel unser dicker Redacteur ein, indem mein Auge auf den Platz des Balcons mit Aufmerksamkeit sich heftete, den der Meister jetzt wieder eingenommen hatte. „Kerubini, nicht Scherubini, wie ihn Napoleon stets in einer Anwandlung böser Laune zu nennen pflegte. Napoleon war dem alten grämlichen Maestro niemals hold; je nun, dafür wird er jetzt von schönen Damen fromm verehrt."

„Sie sagen, daß Napoleon ihn haßte?" fragte ich neugierig.

„Haß — das ist zu viel gesagt — nicht leiden mocht' er ihn," erwiderte mein dicker Freund. „Man erzählt vielerlei Geschichten davon. Es war im Jahre 1800, als Cherubini seinen Wasserträger aufführen ließ. Damals hatte er wol den Gipfel seiner Celebrität erlangt und da-

mals war es, daß er zum ersten Male dem General Bonaparte bekannt wurde. — Das Conservatorium war organisirt worden und man benachrichtigte den Director, daß Bonaparte einen Marsch von Paesiello aus Italien mitgebracht habe, den er zu hören wünsche. Der Director wollte aber diese Gelegenheit benutzen, dem General seine Musiker in einem bedeutendern Tonstücke zu zeigen. Er wählte hierzu eine Trauermusik, die Cherubini auf den Tod des Generals Hoche gesetzt hatte. — Bonaparte stutzte, daß man ihm mehr gab, als er verlangte. Er glaubte, man wolle ihm eine gute Lehre geben, in Zukunft keine fremde Musik nach Frankreich zu bringen. Vielleicht auch ward er empfindlich, als man ihm Hoche's Lob vorsang; kurz er ward auffallend verstimmt und ungehalten und nach Beendigung des Stücks ging er auf Cherubini zu und erschöpfte sich in Lob über Paesiello und seine Werke. „Das ist der Erste Componist," sagte er, und um Cherubini selbst die Hoffnung zu rauben, noch als Zweiter glänzen zu können, beeilte er sich, nach Paesiello gleich Zingarelli zu nennen. So oft seit jenem Augenblicke Napoleon mit Cherubini sprach, fing er immer mit dem Lobe Paesiello's und Zingarelli's an. — Einst wurde Cherubini zum ersten Consul zur Tafel geladen. Man speiste im Erdgeschosse, in den Zimmern von Madame Bonaparte. Diese Mahlzeit war so kurz, daß der arme Cherubini, der mäßigste Musiker der Welt, kaum Zeit hatte, eine Cotelette zu verspeisen. Man steht auf, man verfügt sich in den Salon, zum großen Erstaunen des Componisten kommt der erste Consul gerade auf ihn zu. Er hatte die Eigenheit angenommen, den Namen Cherubini immer französisch auszusprechen. „Also Mr. Scherubini," fing er an, „die Franzosen sind in Italien!" Gott Lob! daß es die französische Musik nicht ist, wollte ihm wahrscheinlich der schroffe

Italiener erwidern; er ward aber, so sauer es ihm ankam, zum Hofmann und erwiderte: „Wohin sollten sie nicht unter einem solchen Führer noch gelangen?“ Freunde von mir, die ihn bei dieser Gelegenheit beobachteten, konnten die Miene nicht komisch genug schildern, die er annahm, um diese Schmeichelei vorzubringen. Nun kam Bonaparte gleich auf französische und italienische Musik und das Lob Paesiello's und Zingarelli's war da. Bald wurde das Gespräch italienisch, bald französisch geführt. Wenn Cherubini im Zuge war, italienisch zu sprechen, unterbrach ihn Bonaparte französisch und, sowie in diesen Sprüngen, mußte er ihm auch in den Evolutionen folgen, die es ihm die Kreuz und Quere zu machen beliebte. — „Ich liebe sehr Paesiello's Musik, sie wiegt mich so sanft. Sie haben auch Talent, aber Ihre Begleitung ist zu stark.“ — „Bürger-Consul, ich habe mich nach dem Geschmacke der Franzosen gebildet. Paese che vai, usanza che trovi.“ — „Sie haben eine Lodoiska gemacht, die sehr gefallen hat.“ Von dem Wasserträger, der eben im Zuge war, erwähnte er nichts; endlich sagte er kurz: „Mit einem Worte, ich liebe die monotone Musik.“ — „Aber, Bürger-Consul, die Monotonie scheint mir in jeder Kunst verwerflich.“ — Nun erklärte Bonaparte, was er darunter verstehe: nämlich eine solche, die ihn „sanft wiegte.“ „Aha, ich verstehe,“ sagte Cherubini, „Sie lieben eine Musik, die Sie nicht hindert, an Staatsangelegenheiten zu denken.“ Der erste Consul wandte sich ab; die Unterredung war beendigt. — Während später in Wien Cherubini Faniska ganz friedlich componirte, war es Napoleon eingefallen, die Schlacht bei Austerlitz zu gewinnen. Er erfuhr von Maret, daß der Componist in Wien sich befinde. Er ließ ihn kommen. „Wie? Sie sind hier?“ — „Man hat mich kommen lassen, zwei Opern zu compo-

niren." — „Haben Sie die Erlaubniß Ihrer Vorgesetzten?" — „Der Minister hat mir den Abschied ertheilt." — „Je nun, da Sie einmal hier sind, so wollen wir Musik machen. Sie sollen meine Concerte dirigiren." — Und so war abermals der Bewunderer Paesiello's von Cherubini überrumpelt worden. Doch verleugnete sich der Liebhaber der sanften Musik keinen Augenblick. Während des ersten Concerts zeigte er sich überaus ungeduldig. „Mr. Scherubini, das Orchester ist zu hoch." „Sire, ich muß mir erlauben, zu widersprechen." — „Wenn ich sage, es spielt zu hoch, so meine ich, es ist zu stark, es macht zu viel Lärm." — Cherubini ließ pianissimo spielen und der Kaiser wurde sogleich wieder heiterer. So sehr war er zur Milde gestimmt! — Einst in Schönbrunn war eine kleine musikalische Unterhaltung. Cherubini stand am Flügel, Crescentini sang. Dazwischen sprach immer der Kaiser, und zwar, seinem Systeme getreu, von Paesiello mit Cherubini, von Marchesi mit Crescentini. „Das nächste Mal, Crescentini," sagte er zu dem Sänger, „werden Sie mir die Arie des Vaters aus Paesiello's Nina vorsingen." — „Aber, Sire," sprach ganz entsetzt der Soprano, „das ist eine Baßarie." — „Was liegt daran?" und hierbei wandte sich der Kaiser zu Cherubini: „Kann er sie nicht singen?" — „Sire," entgegnete dieser, „er kann sie singen, aber eine Octave höher." — „Je nun, so soll er's machen, wie er's kann." — Er liebte in der That die Musik nicht. Man behauptet, daß der Donner der Kanonen ihm das Trommelfell verdorben hatte. — Dabei blieb es nun. Crescentini hatte nicht nöthig, eine Octave höher zu singen. Der Friede ward unterzeichnet, Napoleon verließ Schönbrunn, Cherubini aber blieb in Wien und ließ 1806 seine Faniska aufführen, die alle Kenner entzückte."

Hier klatschte man. Das Concert war geendet; ich hatte nichts davon gehört, wol aber war ich voll innerer Musik und zwar der tiefen und erhabenen des von mir so hoch verehrten Meisters Cherubini.

3.

Andern Tages besuchte ich einen bekannten Musikfreund. Ich nannte ihm nur Cherubini's Namen, um ihn sogleich zu elektrisiren. „Ist es nicht entsetzlich," sagte ich, „daß der Mann noch bei seinem Leben von seinen Zeitgenossen fast vergessen ist?" „Vergessen?" rief lachend mein Freund. „Wer könnte ihn vergessen? dafür sorgt er schon selbst. Mehr als ein halbes Jahrhundert voll Arbeit, Glück und Ruhm ruht zwar auf dem Scheitel des ehrwürdigen Greises, aber noch steht er rüstig da. In Ihrem Vaterlande ist die Musik eine Religion, man feiert Musikfeste, aber auch uns bereitet sich ein solches Fest vor, ein so großes, schönes und erhabenes, das keinem ähnlichen weichen wird. Es wird von allen Verehrern der hohen Tonkunst feierlich begangen werden, wenn der glorreiche Componist der Lodoiska, Medea und des Wasserträgers, der dreistimmigen Messe und noch so vieler göttlichen Werke uns das Resultat seines Lebens, seine letzte Studie, das gewissenhafteste Bekenntniß seiner Künstlerbrunst darbringen wird. Es wird ein Meisterwerk sein, denn Cherubini ist einer jener großen Genien, welche die Zeit achtend verschont. Für diese Begünstigten des Himmels bringen die Jahre nicht das Alter, sondern die Erfahrung und die Kraft."

Er schien begeistert. Das Werk, wovon er sprach, war Ali-Baba. — Der Lebenslauf des Künstlers Cherubini, der so große Meisterwerke hervorbrachte, war noch nicht beendigt, Ali-Baba sollte erst den Schlußstein bilden. —

Ich verließ meinen Kenner und Freund, begierig, wie Paris, wie die Welt das letzte Werk des greisen Meisters aufnehmen werde.

Cherubini ist ein Florentiner, geboren 1760. Seit dem 9ten Jahre componirt er. Seine ersten Meister waren Bartolomeo und Alessandro Felici. Im 18. Jahre studirte er unter Sarti in Bologna, auf Kosten Leopold's II. Großherzogs von Toscana. 1784 hatte er bereits einen solchen Namen, daß er nach London berufen wurde, wo er la finta principessa und Guilio Sabino schrieb. Auf seiner Reise wurde er in Paris mit Viotti bekannt. Sie blieben Freunde. Seit 1786 gehörte er und sein Ruhm Frankreich. 1788 erschien Ifigenia in Aulide und der herrliche Démophon, wozu ihm Marmontel das höchst unpoetische Buch lieferte. Für die Italiener in Paris schrieb er: I Viaggatori felici und das berühmte Quartett: Cara, da voi dipende. 1791 wurde im Theater Feydeau Lodoiska gegeben. Hier begann eine neue Aera für diese Bühne. Berton gab Montano und le delire; Méhul Euphrosine; Lesueur la caverne. Dann folgten Medea, Elisa und l'hôtellerie-portugaise; 1800 erschien der Wasserträger. Faniska 1806, in Wien; 1815 ging er nach England, um die philharmonischen Konzerte zu dirigiren. 1809 schrieb er Pimmalione für den Hof. 1810 Crescendo für die komische Oper. 1816 die Abencerragen für die große Oper.

In den letzten Jahren schrieb er seine herrlichen Messen, Psalmen und sein Requiem. Carl X. ernannte ihn zum Officier der Ehrenlegion und 1822 ward er Director des Conservatoriums, das ihn damals noch mit Stolz an seiner Spitze sah.

Jules Janin.

Janin's Name wurde in Deutschland kurz nach dem Erscheinen seines Buches: „Der todte Esel und die guillotinirte Frau" bekannt. Dies Buch machte auch bei uns Aufsehen in einem gewissen Grade. Man ging so weit, dem Verfasser eine Aehnlichkeit mit Jean Paul zuzugestehen, und wahrlich zum Erstaunen ist es, wie solche in dem schrecklichen und dabei bizarren Romane, den ich eben nannte, gefunden werden konnte, der alle Mängel und alle eben so verrufenen, wie gepriesenen Vorzüge der neuern französischen Schule, wenngleich auf originelle Weise, an der Stirne trägt. Jean Paul, unser keuscher Träumer, dessen stärkste Schlüpfrigkeit, dessen sinnlichste Flamme sich zu Janin verhält, wie das üppig-frivole Foyer im Variétés-Theater zur gesetzten, abonnirten Gesellschaft der Harmonie in Bayreuth. Jean Paul, der sein ganzes Leben dazu verurtheilt war, auf dem holprigen, hügeligen Bürgersteige voigtländischer Städtchen herumzuklettern, und Jules Janin, der gemächliche Pflastertreter des breiten Marmortrottoirs der Rue la Paix. Jean Paul, der seine ganze poetische Welt in sich trägt, der sich entweder in unbestimmten, vagen Ergüssen gefällt, die wie leuchtende Springbrunnen ins Ungemessene steigen, oder der die Natur wiederspiegelt, wie sie um ihn her lebt und webt, und dem eine reisende Engländerin, welche bei der alten Rollwenzel einkehrt, zur wunderseltsamen Erscheinung wird, um wochenlang daraus poetische Nahrung zu ziehen. — Und dieser Jules Janin, der, einfach und ärmlich erzogen, sich in den Strudel des literarischen Lebens ganz unbesonnen stürzt, Alles wagen zu können sich berechtigt glaubt, weil er so eigentlich nichts dabei wagt, und nun — zu seiner eigenen

Verwunderung — statt verschlungen zu werden, sich emporgetragen fühlt zur wärmenden, erquickenden Sonne der Volksgunst, zum Ruhme der Mitwelt, zu Reichthum und Glück. Was er uns bringt, ist zunächst immer das ihn umgebende Leben, die Gesellschaft, in der er lebt, Paris mit seinen grauen, stinkenden Straßen, und der bunten, lärmenden Volksmenge darin; dies äußere Treiben erweckt in Janin die Poesie. Er träumt von poetischen Stücken, wenn er im Theater unpoetische Machwerke ansehen muß; er gedenkt einfacher Sitten beim Anblicke verderbter; ihm ist Paris Werkstätte und Stoff zu seinen Arbeiten. Jules Janin würde in Bayreuth oder Hof kein Dichter gewesen sein, und Quintus Fixlein und Leibgeber schlummerten nie in seiner Seele.

Was wol zumeist die Veranlassung zu dem Vergleiche gegeben haben mag, ist — wie mir oft angeführt wurde — das Aufblitzen mächtiger Gedanken, ohne alle Vorbereitung, das Abspringen von einem Gegenstande zum andern, wie wir das so oft auch bei Jean Paul antreffen. Diese Erscheinung ist bei dem Franzosen jedenfalls neu. Janin hat das bunte Kleid des Humoristen angelegt; eine Tracht, worin sich seit Rabelais in Frankreich Niemand gezeigt hat; denn das Gewand, was Balzac manchmal anzieht, ist mehr einer buntgeflickten Narrenjacke zu vergleichen und keiner Erwähnung werth. Janin besitzt wirklich Humor, ächten, tiefen Humor, aber mehr als jede andere Eigenschaft des Gemüthes und Geistes ist diese nationell; der Humor gedeiht anders in dem Kohlen- und Nebeldunst an der Themse, seinem eigentlichen Vaterlande; anders in den reinen und lieblichen Bezirken des Fichtelgebirges; anders in dem Dunstkreise von Paris, geschwängert mit der Thorheit und Weisheit der ganzen

Erde. Selbst Sterne und Hippel würden in Paris andern Humor gezeigt haben.

Unser Janin ist nun aber Pariser durch und durch, und zeigt sich uns als pariser Humorist, weil er ganz natürlich ist. Denn der Humor ist bei den heutigen Franzosen keinesweges eine Seltenheit. Ihre Schriftsteller zeigen sich uns nur nicht so, weil sie affektiren, nachahmen, oder gelehrt scheinen wollen. Junge Autoren, die einen feurigen Roman alle Augenblicke unterbrechen, um über dies und das Rechenschaft zu geben, wie man gar nicht von ihnen verlangt; die wegen eines unbedeutenden, verfehlten Charakters auf mehren Seiten eine Theorie aufstellen, die sie sich selbst aus Trugschlüssen erbaut haben, sind nicht selten und ekeln uns an. Bei Janin finden wir nichts von dieser Prätension. Er läßt sich von einem richtigen Gefühle leiten, und besitzt dabei „un esprit à-part", einer seiner Lieblingsausdrücke, und auf diesem Wege fortwandernd, mit diesen Mitteln schaltend, wurde er ein glücklicher Dichter und ein gefürchteter Kritiker. Janin als Schriftsteller wird uns daher als ein treues Bild eines jungen, geistreichen Parisers gelten, der freilich von den Parisern unter Ludwig XV. und unter Napoleon himmelweit verschieden ist. Die oberflächliche Liebenswürdigkeit, welche man stets an ihnen zu rühmen fand, hat eine tiefere Färbung angenommen; das Gemüth wurde vorherrschend und der Geist folgte leicht den lebhaften Eingebungen desselben.

Die Schriften Janin's sind nicht das Resultat einsamen Nachdenkens. Er ist darin nicht mit so vielen Schriftstellern Deutschlands zu vergleichen, die in einem dunkeln Dachstübchen den ganzen Olymp um sich versammelten, eine fremdartige Gesellschaft, unerfreulich und trocken, dünne Schatten, durch deren Gestalt man die Sparren der Wände

zählen konnte, und die Armseligkeit der Umgebung nie aus dem Gesichte verlor. Was Janin schreibt, das hat er erlebt, gehandelt, durchsprochen; schildert er eine üppige Nacht, so hat er sie erst vorige Woche durchschwelgt; will er von reichem Luxus, von Kunstgegenständen sprechen, so hat er nur nöthig, sein Auge von dem Papier zu erheben, um es im eigenen Zimmer herumschweifen zu lassen; und beabsichtigt er, uns den kühnen Mirabeau selbst im treuen Portrait zu zeigen, so denkt er sich schnell das Souper am vergangenen Abende, dem Raspail und Andere beiwohnten, und mit einem kleinen Zusatze seiner Einbildungskraft hat er das Treffendste geliefert, was uns Mirabeau zu vergegenwärtigen im Stande ist.

Janin lebt in einem auf- und abwogenden Meere herrlicher Genüsse. Von Künstlern aller Art umgeben, die seine Freunde sind, bald in den Zirkeln der höhern Gesellschaft, dann wieder im traulichen Kreise einer freundlichen Familie, wo die verheirathete Tochter Abends mit ihrem Manne erscheint, um mit ihren noch unverheiratheten Geschwistern den Eltern einen frohen Abend zu bereiten. Da wird Musik gemacht, bald ein conversationelles Quartett, bald ein gefühlvolles Duo, oder eine geistreich feurige Rhapsodie am Flügel. Wenn es später wird, setzt sich der jüngste Sohn zum Instrumente, er ist nicht älter als elf Jahre und darf noch nicht tanzen, aber im Klavierspiel wetteifert er mit dem wunderbaren Ungarn, dem kleinen Lißt. Er muß die neuesten Kontratänze unermüdlich spielen, den Galopp aus „le bal masqué", und die jungen Leute tanzen die halbe Nacht, und die Mutter sieht freundlich nickend zu, der Vater rückt zum Kamin, um ein Abendjournal zu lesen, das ihm soeben der Nachbar zuschickte, und selbst Dame Marguerite, die Köchin, eine alte Freundin, mehr als Dienerin des Hauses,

hat ein reines Häubchen und ein großes seidenes Tuch angelegt, um hinter dem Stuhle der Hausfrau, auf die Sessellehne sich stützend, wohlgefällig die Jugend so zierlich springen zu sehen.

Solche häusliche Freuden sind in keiner Familie selten; sie sind in Paris mehr als anderwärts zu finden. Der Durchreisende hat keine Ahnung davon; man sieht es dieser großen Stadt nicht an, welche Gemüthlichkeit darin anzutreffen ist. Der blos die Straßen durchzieht und überall auf verlorene schöne und unschöne Kinder stößt, hat freilich keinen Begriff von der Züchtigkeit einer jungen Pariserin, und Jene, die stets bereit sind, das läppische Stichwort von der Pariser Sittenlosigkeit nachzubeten, mögen bedenken, daß an den Thoren kleiner deutscher Städtchen kleine Jungen sich als Wegweiser „zum Madel" anbieten; in Städtchen von 3 bis 5000 Einwohnern — wo Alle nur gleichsam Eine Familie machen, wo sich Alles kennt, Alles grüßt, Alles „wohl gespeist zu haben" und „zur Gesundheit" wünscht. Und dann wäge man die Sittenverderbniß ab zwischen Paris und diesen Städtchen. Der wogende Ozean und der stagnirende Teich — welcher wird vom faulenden Leichnam verpestet?

Diese Abschweifung war nöthig, um Janin's aufrichtige in seiner Seele begründete Natürlichkeit zu retten, die ich eben zu seinen Gunsten anführte und die man dem Pariser gewöhnlich nicht zutraut. Seine Schilderungen von Sittenreinheit, von gemüthlicher Einfachheit sind wahr, er hat ebenso seine lebenden Beispiele dazu bei der Hand, wie zu denen kolossaler Neuerer genialer Verworfenheit im Barnave oder zu denen koketter Herzlosigkeit in der guillotinirten Frau. Aber, werden mir viele Leser seiner Schriften einwerfen, hat Janin nicht auch Personen und Verhältnisse geschildert,

welche ihm seine Umgebung nicht darbieten konnte? — Allerdings ist dies der Fall. Entweder aber geschieht es flüchtig, mit einigen kräftigen Strichen, die eine durch Kombination von Gelesenem und Gehörtem, Beschreibendem und Geschichtlichem erlangte Kenntniß verrathen und dann immer bewundernswerth wahr und zugleich anziehend sind. Oft aber auch modelt unser Autor eine solche Schilderung zu seinen Zwecken, und dann ist es wol geistreich genug, um sein nächstes Publikum in die Irre zu führen, muß aber bei seinen kältern Lesern in Deutschland, und wenn sie auch zu seinen Freunden gehören, einigen Widerwillen erregen. Ein gleiches Loos wird ihm zu Theil, wenn er sich in einen Schwall von Beiwörtern, Vergleichungen und Eigenschaften bei Erwähnung von Gegenständen ergießt, denen er entweder seine Liebe oder seinen Haß zuwendet. Hier widerfährt es ihm wohl manchmal, daß Eines dem Andern geradezu entgegenläuft, Eines das Andere aufhebt und oftmals ihm über Ein und Dasselbe widersprechende Meinungen in den Mund legt. Von dieser Seite ist Janin nicht zu loben; in neuster Zeit hat man nun wol die Sache ein wenig zu schwer genommen und ihm in allem Ernste den Prozeß gemacht, um ihm Schlechtigkeiten aufzubürden, ihn zur Wetterfahne zu stempeln und ihm auf diese Weise die Gunst des Publikums zu entziehen. Es war freilich vorauszusehen, daß es dahin kommen mußte. — Wenn selbst die ernsten Deutschen bei Janin's erster Erscheinung auf den Vergleich mit Jean Paul geriethen, wie sehr war es seinen Landsleuten zu verzeihen, daß sie seinem geistreichen Glanze, seinem Gemüthe, wie seinem Witze, einen Rang anwiesen, den er nicht verdiente und nicht zu behaupten im Stande war. Diese Fälle sind in der jüngsten Literatur Frankreichs nicht selten. Victor Hugo

wird als Dichter der Notre-Dame von seinen Landsleuten zu den Wolken erhoben, während seine Theaterstücke nur Skandal erregen und überall angegriffen werden; Eugène Sue gilt bei Vielen für den genialsten Schriftsteller, während Andere sich von seinen atrocen Schilderungen mit Abscheu abwenden; Jules Janin hat die jetzige Epoche selbst am treffendsten bezeichnet, indem er von ihr sagte: daß sie große Talente zwar, aber noch kein einziges Meisterwerk, des Nachruhms würdig, hervorgebracht habe.

Jules Janin gehört der jetzigen Epoche ganz an; er ist erst dreißig Jahre alt und war zur Zeit der Restauration ein zwölfjähriger Knabe. Er half die stolzen Machthaber der schönen Literatur des Kaiserreichs stürzen, ja er war einer der Thätigsten, Muthigsten und Kraftvollsten dabei, wie er sich selber dessen rühmt, und er strebte mit den jungen Romantikern nach demselben Ziele, einer neuen Literatur in Frankreich Bahn zu machen, wenn er gleich seinen eigenen Weg dabei ging. Er ist durchaus den Romantikern beizuzählen, wenn er auch keinen Stoff aus dem Mittelalter bis jetzt behandelte und mithin seine Ausdrücke nicht aus jener Zeit entlehnt sind, und wenn er selbst oft, von einer übermüthigen Laune verleitet, die Romantiker, seine Brüder, mit Sarkasmen überschüttet. Daß ihn manchmal die Antiromantiker als ehrenvolle Ausnahme von den jungen Schriftstellern gelten lassen wollen, daß sie mit Emphase ihn als Beispiel aufstellen und dabei ausrufen: „wenn es denn einmal Romantismus geben soll, so müsse es einer sein, wie Janin's!" dies geschieht weniger aus Ueberzeugung als aus Furcht, da man ihn als scharfen Spötter kennt, dessen Waffen schneidend sind und sicher treffen. Wie wenig es mit solchem Lobe ernstlich gemeint sei, erkennt man leichtlich daraus, daß in diesem Augenblicke — wo die öffentliche

Gunst unserm Autor nicht mehr im vollsten Maße zugewendet scheint — Alles bemüht ist, seine Schwächen herauszukehren, und es Keinem einfällt, ihn auf würdige Weise zu vertreten.

Wie dem auch sei, Janin hat, nach seinem eigenen Geständnisse, die erste Abtheilung seines Schriftstellerlebens beschlossen und verspricht ernstere, größere Werke, von anderer Bedeutung, als die bisherigen, zu liefern. Er denkt dergestalt gewissenhaft die Erwartungen zu befriedigen, welche seine Nation von ihm hegt.

Er jagt für einen Augenblick die Phantasie aus dem Hause, die junge Schöne, die sich ihm ergeben, und mit welcher er Kinder erzeugte, die nun alle schon Zähne haben und sie zeigen, da er der Mutter die Thür weist. Aber es muß so sein.

Die Jahre kommen, die ernsten, mit den nervigen, zur Arbeit tauglichen Händen; und der blonde Frühling, das schöne Kind mit blauen Augen, entflieht. Er nimmt Abschied von seiner jugendlichen Poesie und sie schnürt ihr Bündel und verläßt ihn.

Er sucht Alles zusammen, was er bis jetzt geschrieben, seine ersten Skizzen und Entwürfe, und übergibt sie dem Publikum. Dies ist eine Handlung der Rechtlichkeit gegen sich und seine Leser. Mit der Herausgabe der kleinen Sammlung zerstreuter Aufsätze, die alle schon hie und da abgedruckt waren, und die er seine „sämmtlichen Werke" nennt, ein Titel, gegen dessen scheinbare Anmaßlichkeit er sich eifrig verwahrt, ist die erste Epoche des Schriftstellers geschlossen.

Diese Herausgabe sämmtlicher Werke ist nicht, wie bei Andern, der Eitelkeit, sondern der Bescheidenheit des Autors zuzuschreiben. Ich hege zu Jules Janin das Ver-

trauen, daß er Wort halten und alle Hoffnungen erfüllen werde. *)

Was wir bis jetzt von ihm kennen, berechtigt dazu vollkommen. Und wenn wir ihm auch die aufgedrungene Aehnlichkeit mit Jean Paul gleich anfänglich streitig machten, wenn wir in ihm nur stets ein Kind der Zeit und einen jungen Pariser erblicken können, so räumen wir ihm doch willig alle Vorzüge ein, die ihm unter den jetzigen Literatoren Frankreichs einen ausgezeichneten Platz anweisen. Die geniale Auffassung der Revolution in seinem Barnave mag vor Allem den Beleg dazu geben, besonders wenn wir das sprühende Leben, das den darin handelnden Personen aus allen Poren dringt und sie zu wirklichen macht, und den Reichthum in allen Beziehungen, der in diesem Werke waltet, mit den ton- und farblosen Schilderungen derselben Zeit, eines zur Zeit gepriesenen deutschen Autors, vergleichen wollen, der uns in dem Hause Robespierre's nichts Anderes zu zeigen weiß, als den großen Eigenthümer desselben, Apfelsinen verspeisend.

Janin charakterisirt seine Werke selbst auf folgende Weise:

— — „Der todte Esel ist ein glühender Traum meines zwanzigsten Jahres; eines Alters, in dem man Misanthrop ist, weil man noch nichts Anderes sein kann; die Beichte ist eine neue Beschuldigung gegen die Gewaltthätigkeiten, nicht etwa der christlichen Religion, sondern der katholischen Priester, was wol nicht dasselbe ist; Barnave ist eine zwar unvollständige, aber lebendige Studie, worin man jenen flüchtigen Moment festzuhalten gesucht hat, wo die alte Monarchie und das alte Volk sich trenn-

*) Diese Hoffnung ist bis jetzt nicht erfüllt worden.

ten, um nie wider sich zu begegnen, oder nie wieder sich zu erkennen; denn so stark hat die Monarchie die Emigration, das Volk der Sieg verändert. Die phantastischen Erzählungen endlich sind literarische Versuche, die größtentheils dazu beigetragen haben, die Revues zu begründen, eine neue Art periodischer Schriften, die seitdem sehr zugenommen haben. Dies nun sind die ernstesten Erholungen meines kritischen Lebenslaufs."

Denn eigentlich ist Janin Kritiker. Er nennt sich selbst am liebsten so, und möchte gern, wie unser Lessing, dem Komplimente, das man ihm als Dichter macht, mit stolzer Bescheidenheit ausweichen. Man denke sich jedoch keine gründlichen Kritiken, wie wir sie in Deutschland gewöhnt sind, wenn wir von Janin's Art, zu kritisiren, sprechen. Hier ist von keiner Gelehrsamkeit die Rede. Es ist Lob oder Tadel über Alles, was ihm in den Weg kommt, verschwenderisch ergossen. Bald ist es der spottende Witz, bald eine Saite der Rührung, die er anschlägt, Alles muß in seinen Händen zur Waffe werden, seinen Gegner zu bekämpfen. Stets aber ist er geistreich und blendend.

Diese Eigenschaften begleiten ihn nun auf jedes Gebiet, das er betritt. Alles lebt und handelt in seiner Schilderung, Alles wird zum Drama, er selbst ist l'homme-drame durch und durch. — Wenn man seinen Barnave liest und dann Versailles besucht, wie wahr und treffend wird dann Alles in dem originellen Werke. Man glaubt die Thür zu sehen, wo die alte Gräfin von Wolfenbüttel Abends zur Audienz bei Maria Antoinette vorfährt, und setzt man sich im Mondscheine auf eine Marmorbank unweit des kleinen Trianon, so glaubt man, „le fou de la Reine" werde kommen und seinen Platz neben uns nehmen.

Alle diese Figuren im Barnave sind nach dem Leben

gezeichnet, alle jene Scenen der aufglimmenden und riesig fortschreitenden Revolution sind so da, als ob sie Girodet, der Maler, gemacht hätte, der während der Greuelscenen auf dem Ecksteine saß und die Köpfe mit fester Hand zeichnete, wenn sie vom Pöbel zur Guillotine geschleppt wurden, und später, wenn sie der Pöbel auf der Pike trug. Ich kenne Blätter von ihm, z. B. eines mit der Ueberschrift: „So sah Herr von Brissac aus, Offizier in der Armee des Königs und Ritter des Ordens vom heiligen Ludwig.“ Man sieht darauf einen Mann mit einem stolzen vornehmen Gesichte, nur der Mund hängt etwas schlaff herab und deutet auf Muthlosigkeit. Etwas weiter unten zeigt uns der schrecklich wahre Maler einen unförmlichen Fetzen mit fliegendem Haare, auf eine Pike gespießt, und darunter das fürchterliche Epigramm: „So sah Herr von Brissac eine Stunde später aus.“ Bei näherer Besichtigung finden wir wirklich unter den schwarzen Löchern, wo die Augen angenommen werden dürfen, die Nase, unverstümmelt und so getroffen, daß wir sie für des Herrn von Brissac Nase erkennen müssen, aber der Mund mit den Zeichen der Muthlosigkeit ist verschwunden. Unter der Nase hängt ein ausgefranztes Stück. Die Pike hat den Kopf aus dem Kothe aufgestoßen, wo vielleicht schon die Hunde daran gefressen, oder ihnen ähnliche Poissarden ihre Wuth daran gekühlt haben mochten.

Und Janin kennt das Alles. Er hat Girodet's blutige Galerie geschaut, die der Künstler so lange bereicherte, bis das Beil der Guillotine seine Hand aufhielt; er hat so viele Augenzeugen gesprochen, er kennt alle diese Orte genau, den „trompette blessé“, wo der erste Klubb gehalten wurde und wo Mirabeau donnerte; und er sah noch kürzlich, während der Vergiftungsemeuten in der Cholera-

zeit, wie die alten Weiber ihre hölzernen Schuhe von den Füßen zogen, um dem noch zuckend daliegenden Schlachtopfer aus angebornem Mitleid das Hirn einzuschlagen; er war Zeuge, mit welcher Schnelligkeit diese gräßlichen Weiber einem jungen armen Menschen die Kleider vom Leibe reißen; kein Kammerdiener der Welt kann es schneller, aber freilich mußte das Hemd, selbst die Haut mit und die höllischen Kammerzofen zeigten bluttriefende Nägel. . . . . .

Wer Revolutionsscenen schildern will, muß in Paris leben. Ein jeder Reisende weiß, welche Düfte oft nicht eben angenehmer Art die Atmosphäre dieser Stadt schwängern; wer aber eine eigends organisirte Nase hat und längere Zeit dort bleibt, der riecht in gewissen Straßen und Winkeln das revolutionäre Element, wie es seit so vielen Jahren gährt und gährt und säuert, und sich dann und wann durch einen Knall entläd't, aber gleich wieder frische Blasen bildet.

Welch ein Wunder nun, daß ein Janin alles Das so richtig heraus zu buchstabiren weiß, als hätte er, wie der von ihm mit einem Zuge so herrlich gezeichnete Graf St. Germain, zu allen Zeiten und mit allen Menschen zugleich gelebt. Kann doch, wie Victor Hugo sagt, Einer, der zu sehen versteht, „aus dem Klopfer an der Hausthür die Physiognomie des Bewohners" sich ausmalen.

Wer also forschend und begreifend Paris und Versailles durchstreift, wird die Schilderungen im Barnave meisterhaft finden und den Maler derselben so hoch verehren, wie dies in seinem Vaterlande der Fall war.

Zu dem Herrlichsten im Buche ist wol der Abend bei der Königin, der Morgen im „trompette blessé", dann die Flucht des Königs und der Königin zu zählen.

Wo ist ein Maler, der eine lieblichere Gruppe je er-

funden hätte, als jene der Damen um ihre Gebieterin bei der ersten Audienz, welche die Gräfin von Wolfenbüttel erhält:

„Plötzlich öffnet man eine Thür und meine Mutter und ich befinden uns in einem modernen Saal, der nur schwach erleuchtet ist, mehren Frauen im Negligé gegenüber, die mir von einer blendenden Schönheit zu sein scheinen. Nie habe ich eine gewähltere Sammlung schöner Köpfe erblickt. Sie waren alle in einer Ecke des Saales gruppirt, die Augen geöffnet, der Mund gleichfalls, neugierig wie es schien, voll Erwartung und mit einem halben Lächeln auf den Lippen, das nur eines Zeichens bedurfte, um sich zur vollkommensten Ironie zu gestalten. Am untern Ende des Saales bildeten diese Köpfe eine Masse von Schönheit aller Art, blond und braun, freudig, traurig, ernst und lachend; die Körper waren durcheinander, übereinander, Alles verwirrte sich auf eine unbeschreiblich reizende Weise. Beim ersten Blicke wäre es unmöglich gewesen, die Schönste aus diesem Haufen herauszuwählen; man unterschied nichts, selbst nicht die Königin. — Nun galt es aber, wer sich von den Frauen am dichtesten hin zu ihr drängen konnte! Die Königin saß auf einem Taburet, einige vor ihr zu ihren Füßen, andere, welche neben ihr knieten, dienten ihr als Stützen, wie die Armlehnen eines Sessels; mehre standen hinter ihr, über sie gebeugt, gleichsam sie unter dem Schutze ihrer hinabgebogenen Brüste bergend, diese athmeten fast nicht. Die Männer aber standen am entgegengesetzten Ende des Saales, sie hatten sich bei unserm Eintritt erhoben, um uns zu empfangen."

Dies war der Hofhalt jener unglücklichen Frau, deren Schlafzimmer er mit ebenso reizenden Farben schildert.

— — „Ihr glaubt vielleicht", sagt er bei dieser Gele-

genheit," daß mich hier die Wirkung jenes geheimnißvollen Einflusses ergriff, der unsichtbaren Düfte, der unnennbar holden Spuren, welche ein junges und schönes Weib überall zurückläßt, wo sie weilt; jene Reize, die sie so verschwenderisch um sich her verbreitet, woran man ihr Dasein erkennt; nein, sicher nicht! Hier war es weder der Duft noch die Eleganz. Wider meinen Willen, ja selbst ohne daß dies von der Königin ausgegangen wäre, fühlte ich mich in einem höhern Luftkreise, weiter, reiner. Man verzeihe mir diese närrischen Redensarten, der richtige Ausdruck fehlt mir. Ich bin genöthigt, meinen Gedanken zu karikiren, da ich ihn nicht auszumalen im Stande bin. Dies geschieht oft, wenn man sich außer seiner Sphäre befindet, und darum schätze ich Marivaux."

Diese Ironie am Schlusse macht einen köstlichen Eindruck, und so natürlich und ungesucht sie erscheint, so deutlich beweist sie Janin's Meisterschaft.

Ich glaube nicht, meinen Autor zu überschätzen, wenn ich dergleichen Schilderungen nebst der Zeichnung einiger Charaktere im Barnave zu dem Ausgezeichnetsten rechne, was — nicht nur bei den Franzosen — sondern in der ganzen neuern Literatur in dieser Art geleistet wurde.

Wie matt erscheint dagegen Walter Scott's heraldisch-bunte Weitschweifigkeit, wie viel matter aber noch der verblichene Widerschein davon in seinen französischen, englischen und deutschen Nachahmern, die ihre ganze Poesie aus einem alten Kleiderschranke holen, dessen Inhalt sie umständlich beschreiben. Selten nur zeugen diese Beschreibungen von wahrhafter Poesie, und höchst selten gelingt es, dadurch eine so vollständige Wirkung hervorzubringen, wie Grattan in „der Erbin von Brügge", wo die Abgesandten der Bürgerschaft, als sie bei den spanischen Regenten an

der Tafel regalirt werden, ihre schweren Mäntel, von genuesischem Sammt, abnehmen und sich darauf setzen, um anzudeuten, daß ihnen die Sitze zu schlecht seien, die kostbaren Mäntel aber nur geringen Werth in ihren Augen hätten. Ein herrlicher Zug spießbürgerlichen Dummstolzes, der dadurch noch eine Folie erhält, daß die spanischen Hofleute ihn nicht verstehen und über die Ungeschicklichkeit der Bürger lachen.

Wo eine solche Wirkung erreicht wird, sei es erlaubt, ähnliche Schilderungen mit der Umständlichkeit eines Mode- oder Schneiderjournals zu entwerfen, und dies finden wir auch bei Janin, wenn er uns Mirabeau vorführt, oder in andern solchen Fällen.

Aber lieber und einziger ist er uns, wenn er mit kräftiger Hand und mit zwei festen Strichen lebende Figuren zeichnet. Wie z. B. Mirabeau, der dem Herzog von Orleans, dem ersten Prinzen von Geblüt, voll Verachtung den Rücken kehrt, um mit jungen Offizieren im Spiel zu wetten, während die Königin der „petite maison", die liebliche, launenhafte, nur ihm ergebene Clary, sich — halbeingeschlafen — auf seine Schulter lehnt.

Nach dem Gesagten wird man mir wol den Vorwurf machen, daß ich zu sehr von Janin eingenommen sei, eine Vorliebe für ihn hege, die nur Wenige in Deutschland mit mir theilen werden. Doch ich weiß sehr gut, was ihm vorgeworfen wird; ich selbst bin nicht so einseitig, über seinen Vorzügen seine Fehler zu vergessen. Ich fühle wohl, daß seine spöttische, launenhafte, über den Ernst des Lebens oft zu oberflächlich absprechende Weise manches Gemüth verletzen mag.

Janin wurde von seinem Publikum verzogen; es nahm, bis auf seine Unarten, Alles für Ergüsse eines herrlichen Geistes. Wenn das Verziehen überhaupt eine schöne Sache

ist für Den, der verzogen wird, so liegt in dem Verziehen der Pariser etwas so Benebelndes, daß Janin doppelt zu entschuldigen ist, wenn er auf Augenblicke sich uns ganz als verzogenes Kind der Mode zeigt. Strenge genommen, glauben wir nicht, daß ihm in späterer Zeit ein anderer Rang gebühre, als der ist, den er selbst in seinem „Versuche über das achtzehnte Jahrhundert" dem jüngern Crebillon anweist. Mit dem einzigen Unterschiede, daß Janin über diesem ebenso viel höher steht, als seine Zeit über dem Zeitalter Crebillon's. Janin ist ein treuer Spiegel der Gesinnungen, Meinungen und des Lebens seiner Zeit, wie Crebillon es war; der einzige Unterschied zwischen Beiden ist ein tiefer Krater zwischen dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts und unserer jetzigen Zeit, ein noch nicht ausgebrannter Krater, in den die Revolutionskämpfe und Napoleon's Kriege hinabsanken, und aus dem noch immer Flammen steigen. Ein späterer Janin wird einst aus des jetzigen Schriften eine eben solche Charakteristik aller geselligen, literärischen und künstlerischen Verhältnisse Frankreichs im Jahre 1832 abstrahiren können, wie Janin sie uns aus Crebillon's Romanen von dem Zeitraume, der unmittelbar der Revolution vorherging, entworfen hat. Und finden wir uns dort von der Flachheit und Seichtigkeit der Gesinnungen und Leidenschaften, von dem Mangel höherer Beziehungen zum geistigen Leben unangenehm berührt, erblicken wir eine völlig entartete Gesellschaft, unfähig irgend eines großen Gedankens, treu in den Schriften eines Lieblingsschriftstellers damaliger Zeit abgespiegelt; so ist es hier ein junger feuriger Mann, mit tiefem Gemüthe und einem aufgeweckten Geiste, Alles umfassend in Kunst, Wissenschaft und Leben, sich mit brausendem Ungestüm in das Trieb-

werk der periodischen Presse stürzend und alle Erscheinungen des Tages bunt durcheinander mahlend.

Waren es nun früher die schmachtenden Originale der Cidalisen und Clelien, die beim petit-lever und Chaiselongue liegend, den ambraduftenden Crebillon zur Hand nahmen; so sind es heut zu Tage die Damen mit den Schreibfedern in der Hand, die liebenswürdigen Herausgeberinnen welterfahrener Memoiren, die Erfinderinnen geistreicher Novellen, die sie selbst erlebten, ehe sie sie niederschreiben, welche unsern Autor lebend hören und genießen, nachdem sie ihn gelesen haben.

Ein solcher Schriftsteller muß der Mittelpunkt des geselligen Lebens sein; und man denke sich, was das in Paris wol bedeutet. Welche Strahlen sich in seinem Brennpunkte sammeln.

Die jungen französischen Schriftsteller haben einen Riesenschritt gewagt. Wenn man die Romane der Kaiserzeit, einen Oncle Botte oder Lettres de Gustave de Linar à Erneste de G* und ähnliche Erzeugnisse mit Dem vergleicht, was jetzt auf demselben Boden emporkeimt, so kann man sich des Erstaunens nicht erwehren. Größer aber noch wird dies Erstaunen, wenn man bedenkt, das dies Alles im Angesichte der gestürzten Götzen geschieht, die nichts zu unternehmen wagen, ihren Zerstörern entgegenzuwirken; so sehr sind sie von ihrer Ohnmacht überzeugt. Es muß ein niederschmetterndes Gefühl für diese veralteten und doch noch gar nicht alten Autoritäten sein.

Aber man denke sich die schaalen, klappernden Alexandriner Baour-Lormian's und ähnlicher Reimschmiede, neben den von Kraft strotzenden und gedankenreichen Jamben Barbier's, neben der Poesie in den „Herbstblättern" Hugo's! Welche Masse jugendlich strebender Kräfte! — Eugène Sue

mit der schrecklich vernichtenden Wahrheit, dem der zürnende Ozean mit seinen weißen Wellen ein schaumbedecktes Roß ist, das er nach Willkür reitet; Masson oder Raymond mit seinen glühenden Lebensbildern, mit dem Tageslichte des Canaleto und der treuen Ausführlichkeit Denner's; Merimée endlich, der klare, sicher forschende, der uns Spanien mit seinen Wundern so herrlich vorführt und die Chronik eines verwitterten Jahrhunderts so sicher schreibt, so saftig und farbenreich, als hätt' er Alles selbst erlebt; der sanfte, reflektirende Drouinot, der geistreiche Delatouche, der schwärmerische und dabei satyrische Karr!*)

Es ist ein so lebhafter Umschung in diesem Allen sichtbar, ein so großartiges Emporstreben aus früherer Beengung, daß man — trotz aller Verirrungen und Anmaßungen — die Bewunderung nicht zurückhalten kann.

Schicksale eines namenlosen Bühnendichters.

1.

Mit meiner kleinen fahrenden Habe und einem einaktigen Vaudeville kam ich gänzlich unbekannt in Paris an.

Mein dramatisches Kindlein war von allen deutschen Bühnen zurückgewiesen worden, und ich faßte den kühnen Plan, es ins Französische zu übersetzen, um es auf einem Boulevard-Theater geben zu lassen.

Was thut ein Vater nicht für sein Kind? Ich suchte bald die Bekanntschaft einiger Auteurs zu machen. Es wa-

---

*) Georges Sand und die Neueren konnten hier noch nicht genannt werden.

ren Leute ohne Gelehrsamkeit, wie man dies wol auch in Deutschland antrifft, aber auch ohne Doctortitel, was in Deutschland zu den Seltenheiten gehört. Sie kamen mir freundlich entgegen und beehrten mich einstimmig mit den Titeln: confrère et collègue.

Das mußte ich rechtfertigen! Ich machte ernste Anstalten, mit meinem Stückchen herauszurücken. Alle meine befreundeten Auteurs feuerten mich dazu an; Einer schien's dem Andern an bereitwilligem Eifer, mir zu dienen, zuvorzuthun. Jeder schlug mir seine Bühne vor; dieser meinte, jene Direction, mit welcher er zwar nicht befreundet sei, böte bedeutendere Garantie, als jede andere; der hier hingegen versicherte, daß man auf längern Erfolg rechnen könne, wenn man es auf einem andern Theater geben ließe, weil dort ein Liebling der Pariser die Hauptrolle geben könnte.

Alle beeilten sich, mit ihren besten Rathschlägen mir zur Hand zu gehen.

Ein Agent präsentirte sich mir, der mit der Einkassirung der droits d'auteur, oder dem Antheil an den Tageseinnahmen in der Provinz, von sämmtlichen Schriftstellern beauftragt ist. Er lud mich zu sich ein, um mich von der Pünktlichkeit in seinen Geschäften zu überzeugen. Wie ich hörte, soll der Mann ein Jahreseinkommen von 20 bis 25,000 Franken haben, obgleich er nur eine ganz gewöhnliche Provision für sich in Anspruch nimmt.

Ein anderer Geschäftsmann machte mir seine Aufwartung, der den Schriftstellern oftmals eine Summe in Bausch und Bogen für ihren Antheil bietet, nachdem er das Stück gelesen hat.

Alle diese Vorbereitungen schienen mir so erdrückend,

so weitläuftig, so unnöthig. In Deutschland ist das Ganze so einfach, so harmlos.

Wie kann man von einem Dichter erwarten, daß er sich mit Agenten, Prozenten und Renten einlasse?

Ist das Stück aufgeführt, so erhalte er einige Monate später drei bis sechs Dukaten, das ist der Ehrensold, und damit Punktum!

2.

Ich wandte mich mit meinem Anliegen an eine Bühne, die erst seit Kurzem unter der Administration zweier alter Herren stand, die viel guten Willen, ein Paarmal hunderttausend Franken und keine Kenntniß vom Theater besaßen. Es war Mr. Rococo, ein ehemaliger Besitzer einer Stickereifabrik, und Mr. de la vieille Ganache, ein alter Militär mit einem Stelzfuße. Beide nahe an den Siebzigen.

Bei dergleichen Unternehmungen denkt hier kein Mensch an die Kunst, sondern man sucht sein Kapital zu den höchsten Zinsen anzulegen.

Doch war dies nicht ganz bei unsern alten Herren der Fall.

Mr. Rococo konnte man nicht jedes Gefühl absprechen und hegte er es auch nicht für die Kunst, so fühlte er doch für die Künstlerin. Es war dies eine kleine geschickte Stickerin, Mamsell Desirée, die den alten Herrn eigentlich dazu gebracht hatte, Theaterdirector zu werden. Sie war nämlich fest entschlossen, auf die Bühne zu gehen, und er mußte sich bequemen, sie zu dirigiren, wollte er nicht seine geschickteste Handarbeiterin für immer aus seiner Fabrik verlieren.

Mit Mr. de la vieille Ganache hatte es eine andere

Bewandtniß. Der Mann fühlte wirklich theilweis wie ein Deutscher und stand daher den ächtfranzösischen Prinzipien seines Co-Administrateurs schroff gegenüber.

Er hatte bei seiner Tochter, einem zwölfjährigen Dirnchen, das entschiedenste Talent für dramatische Dichtung bemerkt und sie machte, nach seiner Versicherung, Stücke, die, bis auf die Liebesscenen, die man ja von einer zwölfjährigen Schriftstellerin nicht ganz vollendet erwarten durfte, fast Meisterstücke zu nennen waren. Die Liebesscenen nahm er nun über sich, weil ihm dabei viel zu Gebote stand, und somit gedachte er den Meisterstücken den Schlußstein einzufügen, die er als Director ohne Umstände den Parisern vorsetzen durfte, wie er meinte.

Der zweite Plan, den er als Director in Ausführung zu bringen strebte, wurde ihm von inniger Freundschaft vorgezeichnet. Als er noch in seiner Jugend zu Besançon in Garnison lag, machte es einem jungen Offizier seines Regiments Freude, Trauerspiele zu dichten. Eines dieser Stücke, Cato betitelt, das er seinen Kameraden vorlas, war in der regelrechtesten Manier der französischen Tragödie gedichtet und Corneille's Name fehlte nur auf dem Titel, um Frankreich in einen Freudenrausch zu versetzen.

Stets war unserm alten Herrn de la vieille Ganache die Vortrefflichkeit des Stücks im Gedächtnisse geblieben, noch immer tönte der Wohllaut der Verse in seinem Ohre wieder, nie war er seitdem von einer dramatischen Dichtung in diesem Grade ergriffen worden. Mit diesem klassisch-schweren Geschütz wollte er nun anfahren gegen die leichten Truppen des Romantism; sein alter Freund, der nunmehr capitaine en retraite war, sollte das Bürschchen Victor Hugo zu Paaren treiben und da ihm Mars die Lorbeern des Kriegers stets versagt hatte, doch mindestens den

Kranz Melpomenens im Auge behalten. Dies waren seine großen Vorsätze und unbekümmert um die Ephemeren der Tagesliteratur und ihrer Markthelfer, überließ er die kleinliche Last und Plage seinem Confrater, um der Erreichung seiner Lieblingsideen mit allen Kräften und auf allen Wegen rüstig entgegenzustreben.

3.

Ich ward den beiden Herren durch ihren Generalsekretär, einen höflichen jungen Mann, vorgestellt. Er sagte ihnen, ich wäre ein Deutscher, und habe folglich den fatalistisch-fantastischen genre ganz in meiner Gewalt; ich wüßte mit dem destin, „que les allemands nomment le Faust," sehr gut umzuspringen, man könne sich etwas von mir versprechen; auch hätte ich die Journale für mich, weil ich als deutscher Schriftsteller gewiß von der Censur gehudelt worden wäre, und mithin dadurch schon auf Compassion Anspruch zu machen hätte, wenn ich nicht als Romantiker des vollsten Lobes im Voraus gewiß wäre.

Dies leuchtete den beiden Vorständen ein, wenn es auch mit Mr. de la vieille Ganache's Ansichten nicht übereinstimmte. Dieser hatte aber sogleich einen kühnen Plan mit mir, wie sich aus dem weitern Verlauf dieser wahren Begebenheit zeigen wird.

Man war gerade so höflich mit mir, als nöthig war, um nicht grob zu scheinen, nahm mir mein Manuscript aus den Händen, der Generalsekretär schrieb eine Nummer darauf und bat mich, in acht Tagen um Antwort wiederzukommen.

„Sie erhalten drei Prozent jeder Einnahme der Vorstellungen, von denen Ihr Vaudeville einen Theil ausmacht," sagte Mr. Rococo beim Abschiede, und Sie haben

uns dagegen bei der Annahme Ihres Stücks zwei Abschriften in Folio und sämmtliche Rollen einzuhändigen. Ich entschuldigte mich noch wegen der Germanismen, die bei meiner Uebersetzung mit untergelaufen sein könnten, aber der Generalsekretär meinte, das würde mein Collaborateur mit leichter Mühe ausmerzen, und ich möchte ihn morgen in seinem Bureau besuchen, wo er mich mit einem Manne bekannt machen wolle, der sich für mich ganz zum Collaborateur schicke.

Ich nahm nnter tausend Versicherungen steter Freundschaft von ihm Abschied, die von ihm kalt hingenommen und stets mit dem höflichen: „Mais, Monsieur, est-ce que Vous me connaissez donc?“ unterbrochen wurden. Auf der Straße gelang es mir, mich im Gewühle des Boulevards zu isoliren, und ich dachte an das Geschäft, in das ich nun verwickelt war.

Mein kleines Vaudeville hatte mit einem Male so viele Menschen in Anspruch genommen und mich mit ihnen in die engste Berührung gebracht. Es wurde alles sich darauf Beziehende von den Leuten mit einem Eifer betrieben, als wenn das Wohl des Theaters davon abhinge, und wie sonderbar mich das ergriff, wird man leicht erklärlich finden, da ich in Deutschland nicht im Stande gewesen war, auch nur die kleinste Aufmerksamkeit auf meine Arbeit hinzulenken.

Sollte denn wirklich das Gedeihen der Bühne von den Dichtern zuerst ausgehen? und ist die französische oder deutsche Art, mit ihnen zu verfahren, die richtige? Ich wagte dies nicht zu entscheiden.

4.

Am andern Tage zur festgesetzten Stunde war ich im Theaterbureau und fand meinen Mann beim Generalsekretär mich bereits erwartend.

Er war Kaufmann gewesen und hatte nunmehr seine Kapitalien „dans les grandes affaires,“ wie er einen Kanalbau nannte, der nicht vorwärts ging und ihn zwang, andere Wege zu seiner Existenz zu suchen.

Er hatte die Bekanntschaft eines Deutschen gemacht, der Schulden halber in St. Pélagie saß, und dieser übersetzte einige Stücke von Kotzebue, die er corrigirte und durch Scribe's und Anderer Einfluß auf die Bühne brachte. So war er zum dramatischen Dichter geworden und da „le chevreuil de Mr. de Kosbou“ ihm in sechs Wochen über 10,000 Franken eingetragen hatte, so war ihm dies die schmeichelhafteste Ermunterung, in seinen dramatischen Versuchen fortzufahren. Aus diesem Grunde hatte er eine leichterklärliche Vorliebe für die Deutschen und ihn wählte grade der feine Generalsekretär zu meinem Mitarbeiter.

„Das Theater ist hier eine Rente,“ sagte Mr. Blin, „und wir Andern, wir haben den Grundsatz, leben und leben lassen. Ich will mich gern der Correktur Ihres Stückes unterziehen und zugleich Alles ausmerzen, was vielleicht dem französischen Geschmacke anstößig sein könnte, ohne jedoch Ihrer Originalität zu schaden und das Fremdartige zu verwischen, was man hier so liebt. Aber vor allen Dingen muß Ihr Stück angenommen sein, und dazu ist mein Einfluß zu gering, wir müssen den Regisseur général als Mitarbeiter annehmen, damit er seinen Antheil von den Benefizien ziehe. Er wird übrigens an unserm Werke nicht das Geringste ändern, dafür stehe ich Ihnen,

und daß er seinen Namen mit den unsrigen nennen läßt, wenn das Publikum es verlangen sollte, das nehme ich auf mich. Sie werden ihm dann einige freundliche Worte sagen und Alles ist abgethan."

„Und ich werde gewiß nicht unterlassen, was in meinen Kräften ist" — setzte der Generalsekretär hinzu. „Und was in seinen Kräften ist, will viel sagen," fiel ihm Mr. Blin ins Wort. „Die Autoren kommen nur der Reihe nach heran, wie sie ihre Werke eingereicht haben. Einem Jeden ist ein gewisser Zeitraum für die Aufführung seines Stückes gesetzt. Trifft es sich nun, daß der Beifall nicht so anhält, um durch wiederholte Aufführungen jenen Zeitraum auszufüllen zu lassen, so tritt ein Interregnum ein, dessen Ausfüllung lediglich von dem Generalsekretäre abhängt. Denn nicht das angenommene Stück des nächstfolgenden Autors kommt an die Reihe, sondern irgend eines, das unser Freund hier in Vorschlag bringt. Deshalb ist er uns sehr nützlich, um früher zum Ziele zu gelangen, und es ist billig, ihm dafür stillschweigend einen gleichen Autorantheil zu gönnen, wenn auch sein Name nicht dabei genannt wird."

Ich gab, stumm mich verbeugend, meine Einwilligung. Nun war mir des höflichen Mannes: „mais est-ce que vous me connaissez donc?" erst klar geworden, und ich verließ meine neuen Freunde ohne weitere Freundschaftsversicherungen, da uns ja das Geschäft schon zu innig verbunden hatte.

Auf dem Heimwege mühete ich mich ab, drei Prozent in vier gleiche Theile zu sondern, da ich aber stets ein schlechter Rechner war, so mußte ich diese Versuche einstellen, ohne ein Facit herauszubringen.

5.

Ich hatte von diesem Augenblicke an meinen freien Eintritt zu allen Plätzen und auf die Bühne.

„Vous êtes de la maison et vous n'avez qu'à vous nommer au controle," dies sagte mir Mr. Rococo. Ich benutzte diese Erlaubniß und stieg besonders Abends hinter den Coulissen umher. Das Merkwürdigste waren mir die kurzen Mäntelchen, welche die Schauspielerinnen um die entblößten Schultern werfen, sobald sie von der Scene abgegangen sind.

Mit diesen Mäntelchen wird ein großer Luxus getrieben, und ich sah eins von schwarzem Sammet mit duvet de Cygne gefüttert, welches die weiße Schminke der Huldin um ein Bedeutendes hervorhob.

Sobald das Stichwort die Schöne auf die Scene ruft, wirft sie ihren Mantel ab, dann nimmt ihn ein Herr in Empfang, der dafür stehen muß und daher die Dame zu diesem Zwecke den ganzen Abend begleitet. Leute, die nicht davon unterrichtet sind, könnten bei diesen Begleitern sich ganz andere Dinge denken. Es ist aber nicht der Fall.

Die Sitte mit den Mäntelchen ist allerliebst, und ich dächte, man könnte sie in Deutschland ohne Mühe in Aufnahme bringen.

In den Zwischenakten lernte ich „le malin Figaro, le spirituel Corsaire und l'espiègle Entr'acte" kennen. Es waren die jungen Redacteurs oder Besoldete jener Journale, denen die Pflicht obliegt, über dieses Theater zu referiren. Dergleichen hat jedes dieser kleinen Journale für eine jede Bühne. Auch ward ich den ersten Künstlern, sowie dem Régisseur-général vorgestellt; dieser, der schon von seiner Mitautorschaft gehört hatte, war zuvorkommend und freund-

lich. Alsdann sah ich noch einen Régisseur und später noch einen; der vierte Régisseur endlich stellte sich mir selbst als solcher vor.

Es war dies ein kleiner Bursche von ungefähr 17 Jahren, ohne Bart und in Pantoffeln, der vor einigen Wochen sein Debüt machen wollte, aber von der Probe fortgeschickt worden war. Da er aus eignen Mitteln nothdürftig zu leben hatte und das Theater der Frauenzimmer wegen sehr liebte, so wurde er als vierter Régisseur angestellt. Sein Geschäft bestand darin, zu klingeln, wann der Akt anging, und die Tagesordonnanzen zu schreiben, welches ihn dem Régisseur-général unentbehrlich machte, der „leider mit der Feder nicht umzugehen wußte.“

Die Leute waren übrigens Alle recht höflich mit mir und nach beendigtem Theater mußte ich mit einigen von ihnen in ein Café gehen pour me rafraîchir.

6.

An dem Tage, da mein Vaudeville gelesen wurde, wo ich zugegen war, ereignete sich der erste Sturm. Einer meiner besten Freunde, der Dichter Léon, drang mit Ungestüm in die Versammlung und unterbrach sie.

Er ist ein dicker, junger Mann, den die vornehmsten Restaurants zu den Ihrigen zählen.

Er trug an dem Tage mehre Westen, ein foulard des Indes um das Kinn, einen Biberrock mit einem Chinchilla-Kragen und darüber einen weiten grünen Mantel von Seidenzeuch mit rothem Unterfutter. Dies war sein gewöhnliches Costüm bei den Proben, da das Theater voll Zugwind war. Er ließ unten das zwölfte Tableau seines neuesten Melodramas probiren, als er hörte, das Vaudeville eines Fremden werde gelesen, um aller Wahrscheinlichkeit

nach seinem Melodrama in der Reihenfolge den Rang abzulaufen. Er sprach lange und leise mit den Administratoren und mit dem Régisseur-général und schrie endlich, indem er fortlaufen wollte: „Je retire donc ma pièce.“ Man hielt ihn auf und schien ihm neue Vorschläge zu machen. Die Unterhandlung fing an laut zu werden und ich merkte, daß vom Retiriren des Stückes nicht mehr die Rede war. Nun handelte es sich um die Ausstattung desselben. Er bestand auf 7000 Franken, eine Summe, die er mit dem Maschinisten, dem Maler und dem Costümier bereits auf's Genaueste berechnet hatte, und die Administration wollte nur 5000 Franken bewilligen. Die Debatten nahmen kein Ende. Der Dichter Léon sah nach der Uhr. Die Stunde rief ihn in ein anderes Theater, um der Probe eines Stückes beizuwohnen, bei dem er mit gearbeitet hatte.

„Also bis morgen!“ rief er leicht hingeworfen; „einstweilen bleiben die Proben suspendirt, bis ich Ihren Entschluß weiß.“

Und zu mir wandte er sich lachend mit den höflichsten Entschuldigungen, die Lesung meines Vaudevilles, von dem er schon so viel Gutes gehört und auf dessen Aufführung Alles gespannt sei, unverschuldet unterbrochen zu haben.

Und wirklich war es für heute aus mit dem Lesen. Die Stunde rief die Herren und Damen hinunter auf die Bühne und ich folgte, „étant de la maison,“ um Zeuge eines für mich ebenso neuen als überraschenden Auftritts zu sein.

7.

Ein junger Dichter hatte ein Vaudeville eingereicht und nachdem es angenommen und der Tag zur Aufführung anberaumt worden war, forderte er, daß seine Gattin in der Hauptrolle ihren ersten theatralischen Versuch machen sollte.

Vergebens stellte man ihm das Misliche der Sache vor. War das Vaudeville gut, so konnte das ungeschickte Spiel der Debütantin Alles verderben; misfiel das Vaudeville, so war es um die Debütantin zugleich geschehen. Umsonst waren alle diese Vorstellungen gewesen. Die kleine Frau hatte sich's nun einmal in den Kopf gesetzt, mit ihrem Manne die Luftfahrt zu wagen, und war nicht davon abzubringen.

Diese Probe sollte jetzt stattfinden.

Mr. Théophile, das Orchesterhaupt, stand mit der Geige da, der Souffleur befand sich in der Gestalt eines Siegers neben seinem Kasten, den er mit dem linken Fuße trat, indem er das Manuscript dicht vor die Augen hielt, und der Dichter und seine Gattin trippelten auf und ab, die darstellenden Künstler erwartend.

Endlich kam Alles an; der Dichter küßte seine Frau und lief fort, um sich in eine Loge zu placiren, mit den Worten: „du courage, mamie!“ Sie schlug ein Schnippchen und lachte.

Dies Selbstvertrauen gefiel mir und ich lächelte der jungen Novize recht gemüthlich zu, die mich darob befremdet anglotzte. Die Probe nahm ihren Anfang; der Régisseur-général setzte sich mit sehr ernster Amtsmiene ins Proscenium.

Das Dichterweibchen trat auf. Aber welch ein Spiel war das! Die Schritte abgemessen wie beim Contretanz, die Bewegungen im Uebermaße und unpassend, die Declamation unerträglich monoton und endlich der Gesang!.... den schlechtesten Vaudevillegesang an Disharmonie und Taktlosigkeit übertreffend.

So ging es bis in die Hälfte des Stücks fort. Eine Stimme aus dem finstern Auditorium rief: Bravo! und

zwei Hände klatschten dazu. Beides gehörte dem Dichter und Gatten an.

Der Régisseur verließ auf einen Augenblick seinen Platz, um alsbald an der Seite des Herrn Rococo wieder zurückzukehren.

Sie traten in die Mitte der Bühne und unterbrachen die Probe; sodann eröffnete Mr. Rococo der jungen Frau, daß sie zwar sehr viel Talent zeige, auch himmlisch singe, aber denn doch noch so Manches ablegen müsse, um die schwer zu befriedigenden Pariser gänzlich für sich einzunehmen. Er zweifle übrigens nicht daran, daß es ihrem Fleiße gelingen würde, für die Folge....

Weiter ließ die Dame Mr. Rococo nicht sprechen. „Ich werde also nicht spielen?“ fragte sie, indem die Nase spitz wurde und die Lippen zu beben anfingen.

„Für dieses Mal nicht,“ sagte kalt der Régisseur-général, hinter den sich Mr. Rococo zurückgezogen hatte.

„Jules! Jules!“ schrie die Dame in den finstern Raum hinab ihrem Manne zu.

Aber Jules stand schon hinter ihr, sie mit sanften Worten beschwichtigend und sie einmal über's andere „ma bonne amie“ nennend.

„Nichts da!“ schrie indeß ma bonne amie, „Du nimmst Dein Stück zurück; oder wirst Du zugeben, daß eine Mamsell Claire oder Hortense die Rolle, die Du für mich geschrieben, verhunze? Spiele ich etwa schlechter als Mamsell Claire oder Hortense, daß sie von einer Bühne mich zurückweisen, wo jene Damen alle Abende ihre schlechten Künste dem Publicum vormachen dürfen?“

Ein lautes Gelächter erschallte von links und rechts, wo Claire und Hortense, von ihren Mantelträgern begleitet, in den Coulissen saßen.

Die junge Frau wurde durch dieses Gelächter zur ausgelassensten Wuth gesteigert; sie zeigte eine Leidenschaftlichkeit, deren nur eine Französin fähig ist. Sie knirschte mit den Zähnen, daß es mir durch Leib und Seele ging, und stampfte dabei mit den Füßen. Der Shawl war ihr von der einen Schulter gefallen und schleppte ihr wie ein Königsmantel nach, der Hut war ihr vom Kopfe in den Nacken gerutscht und die Fäuste hob sie geballt in die Höhe.

„Siehst Du denn nicht die feine Intrigue, Jules! oder willst Du sie nicht sehen? Spricht das Gefühl des Herrn Régisseur-général für Claire und das Deinige etwa für Hortense?"

Hier sprangen von beiden Seiten die genannten Damen herbei; sie waren dies ihren Mantelträgern und ihrer Ehre schuldig.

Es entspann sich ein ziemlich heftiger, doch sehr kurzer Wortwechsel, da Krämpfe ihm bald ein Ende machten.

Ein herbeigerufener Fiaker führte den Dichter und seine kranke Frau zu ihrer Wohnung und das Vaudeville wurde für den Augenblick dem Theater entzogen. Ich rieb mir vergnügt die Hände und dachte: „So etwas kann dir nicht passiren, denn dein Stückchen wird längstens in 14 Tagen aufgeführt und bis dahin hast du noch keine Frau."

8.

Am andern Tage ging die Lesung ohne Unterbrechung von Statten. Herr Léon war zum fünften Collaborateur angenommen und von allen Seiten wünschte man mir Glück dazu. Es schien einem Jeden billig, daß er — da die Aufführung seines Stücks durch meines verzögert wurde — auch einen Antheil an meinem Benefize habe, um für den Zeitverlust gedeckt zu sein.

Nun war mir's mit einem Male klar, was ich in Deutschland nie begreifen konnte, wie fünf Autoren solch ein kleines Vaudeville zusammen verfertigten; da alle Collaborateurs bei dem Lesen zugegen waren und Alle Stimmen von großem Gewichte hatten, so konnten die einstimmigsten Lobpreisungen nicht fehlen. Nach der Lectüre bat mich Mr. de la vieille Ganache auf sein Zimmer, um mir eine vertraute Mittheilung zu machen.

Ich mußte vor allen Dingen viel Lob hinnehmen über die Vortrefflichkeit meiner Arbeit und das kostbare Phlegma des Deutschen, dem einzig und allein solche Vollendung zu Gebote stand.

Ich bedankte mich für das zweideutige Compliment mit süßlich-saurer Miene.

„Nun," sagte er endlich, „da ich Sie zu kennen glaube, will ich mich Ihnen ganz anvertrauen. Fürchten Sie nichts, ich bin ein alter Edelmann, und wenn ich Sie in mein Geheimniß ziehe, so rechne ich darauf, daß Sie mich und meine Verbündeten nie verrathen werden."

Ich rückte weit weg von ihm. Mir fielen Karlisten und Conspirationen ein und ich wollte damit nichts zu thun haben. Mein alter Freund merkte nichts von meiner innern Bewegung und fuhr also fort:

„Einige von unsern Künstlern, mir seit lange ergeben, haben ganz im Stillen das jüngste Stück meiner Tochter einstudirt, welches sich auf das neue Gesetz der Ehescheidung bezieht und eine streng moralische Tendenz hat. Ich bin überzeugt, daß es das Publicum elektrisiren wird, wenn dieses den Verfasser kennt. An dem Abende also, wo Ihr neues Vaudeville angekündigt sein wird, werde ich einen kleinen unruhigen Auftritt im Theater veranlassen. Vertraute Freunde, auf die ich mich verlassen kann, werden ein

anderes Stück verlangen; man wird toben und schreien. Dann werde ich erscheinen und sagen, daß wir stets bereitwillig sind, den Wünschen des Publicums nachzukommen und glücklicherweise ein neues Stück zur Aufführung bereit haben, das für das angekündigte Vaudeville gegeben werden soll. Eine einzige Zimmerdecoration ist dazu nöthig und die Aufführung wird ohne große Vorbereitung stattfinden können. Das überraschte Publicum verlangt dann den Namen des Autors, ich selbst werde meine Tochter nennen und der glücklichste Vater sein, durch Sie sein, mein Herr, der übrigens nichts dabei verlieren soll, denn andern Tages wird Ihr Vaudeville als spectacle demandé angekündigt."

Mir stand der Verstand still und die Worte fehlten mir. Meinen alten Freund entzückte das und er umarmte mich mit Thränen in den Augen.

„Ergötzen Sie sich an dem Anblicke einer glücklichen Familie, Sie sind dessen werth!" schrie er, packte mich beim Arme und führte mich geradeswegs nach seiner Wohnung, wo mich seine alte Frau und die junge Dichterin der Ehescheidung, ein blasses Kind mit langer, gebogener Nase und großen, schwarzen Augen, die etwas schielten, in der Salle à manger am gedeckten Tische erwarteten.

9.

Ich lag am andern Tage noch im Bette, mit geschlossenen Augen, doch ohne zu schlafen, und suchte mir die Scene vom ersten Aufführungsabende meines Vaudevilles auszumalen.

Das zahlreich versammelte Publicum, die neugierigen Pariser, die gekommen waren, mein Vaudeville zu sehen; der vortretende und entschuldigende Director, der durch seine List Lorbern und Alles seinem Töchterchen zuwandte und

mir und meinen vier unschuldigen Mitarbeitern stahl. Das Geschrei, das Toben: „la pièce!" das Pfeifen, die Polizei, die Sergents de ville, eine Emeute, Arretirungen! ach, ich wußte nicht, hatte ich mir die Ehre dieser Auftritte zuzuschreiben?......

In meinen Träumen vertieft, hörte ich ziemlich stark klopfen und ein großer, stattlicher Mann in feiner Kleidung trat mit wichtiger Miene ein und rieb sich die fleischigen, großen Hände so stark, als ob es Funken geben sollte.

„Mein Herr, ich werde Ihnen bereits bekannt sein"....

Ich verneinte.

„Ich bin der Chef des claqueurs und komme, um mit Ihnen die nöthige Rücksprache wegen der bevorstehenden Aufführung Ihres Vaudevilles zu nehmen; denn sobald ein Stück probirt wird, setze ich mich sogleich mit dem Verfasser in Rapport, zumal wenn er ein Neuling ist."

Die Wichtigkeit des Mannes war mir längst bekannt; unter tausend Entschuldigungen schlüpfte ich in den Schlafrock und huschte zum Kamin, wohin ich ihn höflichst einlud, indem ich einen Stuhl zurechtrückte.

„Haben Sie die Güte mir zu sagen," fing er an, „auf wie viel Billets de faveur Sie rechnen können, mit und ohne droits, und wie viel Sie davon für Ihre Freunde gebrauchen; die andern bin ich dann so frei für meine Leute in Anspruch zu nehmen, um Ihnen besser dienen zu können. Denn, sie bei der ersten Vorstellung verkaufen zu lassen, dazu rathe ich Ihnen nicht, da es das neue Stück nicht sehr empfehlen würde, die Billets bedeutend unter dem Preise ausbieten zu sehen.

Alles, was der Mann mir sagte, war mir völlig unverständlich. Ich gab ihm das unumwunden zu verstehen.

„Wie, mein Herr?" rief er überrascht, „Sie haben dar-

über noch nichts mit der Direction abgemacht und die Aufführung Ihres Stückes ist schon so nahe? Ja, wenn die Herren einen Neuling vor sich haben, so rupfen sie ihn tüchtig. Und der Generalsecretair, der, wie ich höre, sich Ihren Freund nennt — oh! welch ein Freund ist das! Sie sind sehr schlecht bedient worden, mein Herr; doch gleichviel, das ist nicht meines Amtes. Vier Mitarbeiter haben sich Ihnen aufgedrungen — aber mein Herr! das ist einviehend!*) Doch lassen wir das nun bei Seite. Für die Folge werden Sie weiser sein. Aber von den Freibillets dürfen Sie nicht abgehen, die müssen sie Ihnen geben, c'est de rigueur! und zwar ohne droits, ganz ohne droits."

Ich fragte, was er darunter verstehe. Er sagte es mir mit wenig Worten. Die Direction gebe nämlich Freibillets aus, die jedoch eine kleine Abgabe an der Controle zu entrichten haben, welches mit andern Worten hieße: sie verkaufe Billets bedeutend unter dem Preise. Mit einem solchen Freibillet aber, wofür der Inhaber noch etwas zahlen müsse, und sei es auch noch so wenig, sei ihm und seinen Leuten jedoch nicht gedient. „Die Logen und gesperrten Sitze, die Ihnen die Direction geben wird, mögen Sie immerhin Ihren Freunden überlassen" —

Ich unterbrach ihn mit der Versicherung, daß ich wenig Freunde in Paris habe und diese gewiß ihr Billet gern bezahlen würden.

Aber Mr. le Chef des claqueurs nahm mit ernster Miene wieder das Wort:

„Mein Herr, Sie kennen Ihre Freunde in Paris ebenso wenig wie Ihre Feinde. Ja, Ihre ärgsten Feinde sind Ihre Mitarbeiter, der Régisseur-général und Mr. Léon, der

---

*) Embêtant! ein unvergleichliches Wort.

Dichter, dessen Melodrama um Ihretwillen zurückgeschoben wurde.

Ich fragte erstaunt, woher er das wisse.

„Aus dem eignen Munde jener Herren," erwiderte er. „Ich will Ihnen nicht die Galle erhitzen, daher erlassen Sie mir, Ihnen die Ausdrücke hier zu wiederholen, deren sie sich bedienten. Aber die Proben Ihres Stückes schreiten dessenungeachtet vorwärts und der Tag der Aufführung ist nicht mehr fern. Darum hören Sie meine Foderung, denn die Direction ist zu knauserig und erbärmlich, als daß ich mich um einiger extraordinairen Vergünstigungen an sie wenden sollte. Die Logen und gesperrten Sitze behalten Sie nur, daran mache ich keinen Anspruch; aber viele Parterrebillets habe ich noch nöthig; ich will meine Phalanx in die Mitte des Parterres stellen, das wird wirken; es sind dies conditionnirte Leute, die in den Zwischenakten gern hinausgehen mögen. Das dürfen meine Streifcorps, die ich ohne Billet selbst bei der Controle vorbeiführe, nicht, und Sie werden mir gestehen, daß es drückend ist, selbst bei den dringendsten Bedürfnissen nicht hinausgehen zu dürfen."

„Das ist ja grausam!" rief ich erstaunt aus, „und warum das?"

„Es ist Gesindel," sagte der Chef, „das seine Contremarken verkaufen würde. Ich kann diese Maßregel der Direction nicht ganz misbilligen, denn ich selbst mag für dies Volk nicht stehen. Sie finden sich beim Theater ein, kurz vor dem Anfange, und ich kenne sie selbst nicht einmal. Um diese Truppe nun im Zaume zu halten, brauche ich meine Phalanx in der Mitte. Denn mein loses Gesindel klatscht überall und so unmäßig, daß es die Opposition weckt und den Fall eines Stückes herbeiführen kann. Das Klatschen allein ist nicht genug. Man muß wissen, wo und

wie es anzuwenden. Das versteht die Elite, die sich Ihrer Billets bedienen soll. Auf den Flügeln des Amphitheaters postire ich Ihnen zu jeder Seite ein zwanzig bis dreißig junger Bursche, feurig und mit guten Kehlen, die in den Zwischenakten den Scandal unterhalten sollen, um eine lebhafte Stimmung beim Publicum zu erregen; denn das wollen die Pariser. Mit diesen Hülfsquellen kann es Ihnen nicht fehlen, dessen sein Sie überzeugt. Sie sollen von mir gut bedient werden, mein Herr!"

Ich dankte ihm ganz erstaunt über Alles, was ich hörte. Ehe er fortging, mußte ich mir die Zahl der Billets notiren, die er bei der ersten Vorstellung von mir zu erhalten zur unerläßlichsten Bedingung seines mir verheißenen Diensteifers machte. Ich war fest entschlossen, ihm das Verlangte zu bewilligen, selbst wenn ich die Billets bezahlen müßte, da mir hiervon allein das Gelingen meines ersten Debüts abzuhängen schien.

10.

Ich hatte mich um die Proben meines Vaudevilles nicht mehr bekümmert, als mich eines Tages der Generalsecretair mit der Frage überraschte, ob ich denn nicht einmal der Generalprobe beiwohnen wollte?

Um 10 Uhr stand ich auf dem Theater, wenig beachtet von den Künstlern aller Art, die hin- und herliefen, um das große Werk bereiten zu helfen, das am andern Tage Paris entzücken sollte.

Die ganze Bühne war voll von Decorationsstücken, Mobilien, Gruppen von beschäftigten und unbeschäftigten Menschen. Zwischendurch machten sich die Darsteller Bahn und ihre Stimmen vernehmlich, und Alles übertönte der ordnende Baß des Régisseur-général.

Ein hageres Männchen in schlichter Weise, eine Brille auf der Nase und einen alten persischen Turban auf dem Kopfe, das ich schon längst beobachtet hatte, wie es so emsig Notizen in sein Taschenbuch niederschrieb, näherte sich mir und sprach mit einer feinen Stimme, indem es die Hand zum militairischen Gruße an den Turban legte.

„Ich bin Mr. Néron, der Costümier des Theaters; da ich wenig Haare habe, so setze ich auf, was mir gerade unter die Hände kommt.“ — Er meinte den Turban.

„Bei den Generalproben lerne ich das Stück kennen und weiß dann, was ich meinen Leuten anziehen muß. Verlassen Sie sich auf mich, in diesem Falle werde ich meine ganze Aufmerksamkeit anstrengen. Ich werde mehr thun, als meine Pflicht erheischt, und Ihnen als Künstler zur Seite stehen.“

Er verließ mich. Ein andrer Mann in einem braunen schäbigen Rocke, mit rothem, aufgedunsenem Gesichte und eben solchem Backenbarte, näherte sich: „Ich bin Hector, der Chef der Maschinisten dieses Theaters,“ sprach er in rauhem Basse; „Sie geben mir zwar wenig Gelegenheit, mich in Ihrem Stücke zu zeigen, aber Sie sollen mit meinen Diensten zufrieden sein. Ich werde Ihnen die Decoration zusammenstellen, daß das Publicum glauben soll, Neues zu sehen. Künstler müssen sich vertragen und der Einheimische muß dem Fremden hülfreich entgegenkommen. Das ist meine Philosophie!“

Ich dankte ihm verbindlichst.

Ein langer, hagerer, stotternder Alter trat jetzt auf mich zu und fragte mit höflicher Verbeugung: „Sie sind ein Deutscher, mein Herr?“

Ich bejahete.

„Oh, ich wußte längst, daß die Deutschen den Franzosen

in Nichts nachstehen. Nicht wahr? Sie haben in Ihrer Hauptstadt auch ein Theater?"

— Ich seufzte laut auf, da ich an unsere Hauptstadt dachte.

„Ich weiß das Alles. Sie geben dort Stücke von einem gewissen Schillère und dem célèbre Mr. Goët. Es soll ganz artig sein! Sein Sie überzeugt, man wird Sie hier ganz gut bedienen. Ich kenne Néron und Hector, das sind Künstler wie ich und wir werden uns als solche aufführen. Wir lieben ein wenig die Ehre! Besonders ich — seit meiner frühesten Jugend wollte ich Künstler werden und ich ruhete nicht, bis ich zum Theater kam. Nun bin ich dreißig Jahre dabei. Sie können daraus abnehmen, wie ich mein Geschäft kenne. Hier auf dem Bogen habe ich mir alle Requisiten notirt, und wenn auch jetzt noch nicht Alles da ist, so wird morgen gewiß nichts fehlen. Ich bin nämlich Mr. Minos, mit Besorgung der Accessoirs beauftragt. Hier neben an ist mein Bureau. Er wendete sich zum Weggehen, doch plötzlich nahm er den Faden seiner Rede wieder auf.

„Sehen Sie dort den dicken, jovialen Jungen? Es ist Queue-de-Chat, unser Coiffeur; er wendet sich mit keiner Anrede an Sie, darum ist es recht, wenn Sie ihm das erste Wort gönnen. Er ist gegen alles Neue eingenommen und daher nicht sehr freundlich für Sie gestimmt; doch einige Worte von Ihnen können das leichtlich ausgleichen." — Kaum hatte er geendet, als ich mich von einem Haufen schmuziger Kerle umringt sah, deren Einer sich mir auf drei Schritte näherte und mir mit zierlicher Verbeugung einen mächtigen Blumenstrauß überreichte, aus dem eine Pomeranze hervorragte. Es waren die Maschinisten, die mir nach herkömmlicher Weise ihre Huldigung darbrachten.

Ich war verlegen, wo ich das Bouquet lassen sollte; da kicherten einige Tänzerinnen, die seitwärts saßen, mich schelmisch aus, die niedliche Mamsell Desirée an der Spitze.

Schnell war ich entschlossen; ich zerstückelte den Strauß in kleine Sträußchen und überreichte einer jeden Dame eins davon. Mamsell Desirée erhielt die Pomeranze.

Alsbald klopfte mich eine schwere Hand auf die Schulter. Es war Mr. Rococo, dem diese seiner Favoritin erzeigte Aufmerksamkeit nicht behagen mochte. „Dort ist der libraire du théâtre," sagte er ziemlich barsch, „mit dem Sie noch immer nicht gesprochen haben." Ich war höchlich überrascht, daß Mr. Rococo mir solch einen Vorwurf machte; was hatte ich mit dem libraire du théâtre zu schaffen?

Der Mann selbst belehrte mich bald eines Bessern.

„Mir steht es zu, während der Zwischenakte die Abendjournale und die Gesänge der Stücke ausrufen zu lassen und zu verkaufen. Ich will mich deshalb mit Ihnen einigen. Welchen Preis setzen Sie auf die Gesänge Ihres Vaudevilles?"

Ich wußte nicht, was ich fordern sollte. In Deutschland ist das ein Accidenzchen für die Theaterverwaltung oder den Cassirer und Niemand denkt dabei an den Dichter.

„Schon gut," sagte der Mann, „ich werde Ihnen eine Indemnität bieten, womit Sie und Ihre Herren Mitarbeiter zufrieden sein sollen. Einstweilen besorge ich den Druck."

Somit verließ er mich.

Unter diesen Gesprächen war das Ende der Probe herbeigekommen, von der ich nichts gehört hatte, und ein lautes Bravo tönte mir in die Ohren. Die Herren und Damen überschütteten mich mit Lobsprüchen und Artigkeiten. Aus

dem Orchester kletterten die Musiker auf's Theater, um mir Glück zu wünschen.

„Ça fera courir tout Paris! — c'est du neuf! — C'est bien curieux!" schallte es von allen Seiten mir in die Ohren.

Der Souffleur umarmte mich und wie ich gleichsam im Triumphe zur Thür hinausgeschoben wurde, präsentirten sich mir zum zweiten Male, die Hüte schwenkend, sämmtliche Maschinisten, denen ich für ihr Bouquet ein Hundert-Sousstück hinwarf.

11.

Wie der erste Tagesschimmer durch meine Vorhänge fiel, sprang ich von meinem Lager auf. Ein schwerer Nebel lag drückend auf den Dächern und ließ Alles in verwischten Umrissen erblicken.

Die Gegenstände verschwammen mit dem Nebel und ein ferner Kirchthurm sah einem Gebirge, die an der Ecke sitzende Milchhökerin einem Misthaufen nicht unähnlich. Endlich schwankte aus dem trüben Schleier ein unförmliches Schattenbild hervor. Dicker Bauch, flatternder Mantel, Stelzfuß, Krücke aufgehoben ..... eine verzweifelt phantastische Gestalt .... ein Archivarius Lindhorst von seinem flatternden Schlafrock getragen .... und doch kein Anderer als mein Director, Monsieur de la vieille Ganache. Die aufgehobene Krücke galt nur als Zeichen für ein dahinrollendes Cabriolet, anzuhalten und den Pilgrim im flatternden Mantel aufzunehmen.

„Was der Mann nicht Alles zu thun hat an dem Tage einer ersten Aufführung!" sagte ich zu mir selbst. „Aber auch ich will nicht zurückbleiben. Mich geht ja die Sache nicht minder an."

Die besten Kleider wurden angelegt; es war ja heute mein Ehren- und Festtag, und die Brust voll Hoffnung, das Auge muthig auf alle Gegenstände hin- und herwerfend, stieg ich den Boulevard hinab, bis endlich an der Ecke der Straße des heiligen Fiakers ich unter dreißig Zetteln hervorlas:

Mäusekönig und Nußknacker,
phantastisches Vaudeville in 1 Akt.

Die Namen der Autoren nannte der Zettel noch nicht, die mußten erst von dem Publicum verlangt werden.

Ich trat ins Theaterbureau, wo bereits der Generalsecretair, der Generalrégisseur und die Dichter Blin und Léon, sämmtlich meine Mitarbeiter, versammelt waren. Sie schienen angelegentlich über einen Gegenstand zu sprechen und ließen mich unberücksichtigt am Fenster stehen.

„Ah, sieh da!" fing endlich mein specieller Freund, der Generalsecretair, an, „Sie wissen noch nicht, worüber wir hier discutiren? Ob das neue Vaudeville heute Abend aufgeführt wird oder nicht?"

Ich erstarrte.

„Der Minister hat den Director soeben durch ein Handbillet vor sich bescheiden lassen."

„Nun? und muß denn das eben des Vaudevilles wegen sein?"

„Natürlicherweise! Wir sind sehr gespannt auf die Zurückkunft des Mr. de la vieille Ganache."

„Es muß unter jeder Bedingung gegeben werden," rief Blin.

„Das wäre schön, wenn sich der Minister um die Vaudevilles kümmern wollte," schrie Léon.

„Man könnte es ihm ja vorlegen und er würde sich bei Lesung überzeugen," sagte gemäßigt der Generalsecretair.

„Das wäre eine Censur!“ schrien die Andern wüthend durcheinander. „Wäre das die Frucht der drei Tage?“

„Das bedeutete also Deine aufgehobene Krücke, Nebelgestalt des alten Directors,“ sagte ich schwermüthig zu mir selbst und blickte wie ein Mensch, dem sein ganzes Glück zertrümmert zu Füßen liegt, mit starren Augen auf den Boden.

Da wurde die Thür aufgerissen und schweißtriefend stolperte der Director herein.

12.

„Ihr müßt wissen, meine Herren,“ hub er an, „daß ich und der Minister intime Freunde in der Jugend waren. Wir sind aus derselben Stadt und fischten und jagten zusammen, und trennten uns erst, als wir in Staatsdienste traten. Daher versah ich mich denn eines freundlichen Empfangs und begab mich, so wie ich hier bin, auf diese Einladung“ — hier zeigte er das Billet vor — „in das Hôtel des Ministers. Ich wurde sogleich vorgelassen, und obgleich es seit den drei Tageu nicht mehr üblich ist, so nannte ich den Minister Monseigneur und Excellenz. Das nahm er sichtbar freundlich auf. Er sagte: Ei, Monsieur, Sie haben da ein Vaudeville angekündigt, das der Moral eine arge Schlappe anhängt. Ich kann nicht zugeben, daß der Scandal gespielt werde. — Ich entgegnete: Monseigneur werden sich noch meiner aus Ihrer Jugend erinnern; wir sind aus derselben Stadt; Wälder und Seen gibt's viele in unserer Heimat und gleich beim Eintreten bemerkte ich, daß Ew. Excellenz noch immer eine große Vorliebe dafür haben. — Hierbei zeigte ich auf vier Kastanienbäume und einen kleinen Springbrunnen im Hofe unten und hoffte durch die Erinnerung an Jugend und Heimat ihn günstig

für mich zu stimmen. — Schon recht, erwiderte der Minister, indem er zum Fenster trat und gleichgültig in den Hof hinabsah, aber das Vaudeville kann nicht aufgeführt werden. — Monseigneur können die Versicherung hinnehmen, daß es im strengsten Sinne des Wortes moralisch zu nennen ist. — Ich habe mir darüber referiren lassen: der Nußknacker strebt seinem Vetter, dem Mäusekönig, nach der Krone. Dieser, ein großer Freund der Jagd . . . . doch wozu diese Weitläufigkeiten? Können Sie es leugnen, daß der Leichnam eines Frauenzimmers auf dem Theater geschändet wird? Und ist dergleichen wol je, selbst in dem atrocesten Melodrama, vorgekommen? — Nicht der Leichnam, Monseigneur, die Dame ist lebendig, und die Dichter haben es so hinzustellen gewußt, daß der moralische Zweck in die Augen springt. — Unglaublich! Auf jeden Fall müßte das Stück früher eingereicht worden sein, um Anstößiges auszumerzen. Jetzt ist es dazu zu spät und die Aufführung kann unter keiner Bedingung gestattet werden. — Und ich versichere Ew. Excellenz, daß die Aufführung unter jeder Bedingung stattfinden wird."

Bravo! unterbrachen hier Alle den Director.

„Sein Sie versichert," setzte der Minister fest hinzu, „daß alle Maßregeln getroffen sind, um die Aufführung zu verhindern." — „Es wird Alles fruchtlos sein; Ew. Excellenz werden eine Emeute auf den Boulevards herbeiführen, die von Bedeutung werden kann." — „Immerhin; ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Ihr Vaudeville wird nicht gegeben, Monsieur le Directeur!" — „Und ich setze meines dagegen, ich lasse es spielen, Monsieur le Ministre! — Mit diesen Worten verließ ich das Zimmer und nun bin ich hier, um mich mit Ihnen zu berathen, was in dieser Sache zu thun ist."

Willkür! Gewalt! Gekränkte Rechte! so schrien Alle in größter Erbitterung.

„Spielen wir?“ fragte der Director.

„Wir spielen!“ rief Alles.

In diesem Augenblicke traten viele Leute herein, die sich erkundigten, ob es denn wahr wäre, daß das neue Vaudeville verboten worden sei, und als dies bejaht wurde, nahmen sie hastig Logen, aus Furcht, daß andere Leute, die nach ihnen kämen, sie ihnen wegnehmen würden. Die vielen Fragen und Forderungen, die dies verursachte, zwangen uns, in das Cabinet der Administration unsern Rückzug zu nehmen.

Der Chef des claqueurs wurde nun herbeigeholt.

„Das ganze Parterre ist heute zu Ihrer Disposition,“ sagte ihm der Director, „nicht ein einziges Billet wird verkauft und hier haben Sie 400 zur Vertheilung an Ihre Leute. Eine einzige Bedingung wird dabei gemacht. Sämmtliche 400 müssen sich so schnell als möglich vor dem Hause einfinden und, wenn es erforderlich wird, die Thür des Theaters mit Gewalt öffnen. Der Concierge erhält den Befehl, die Klammern und Angeln der Thür loszuschrauben, damit bei dem Choc das Haus nicht leide und keine große Kraft angewendet werden darf. Dann eilen sie stürmend in den Saal und breiten sich sogleich im ganzen Parterre aus, damit Niemand mehr Platz findet, der nach Ihren Leuten hineindringen wollte. Ist das Ministerium tollkühn genug, Gewalt zu brauchen, so ist der Boulevard und der jetzige Zeitpunkt schlecht zu einem solchen Spaße gewählt und die Verantwortlichkeit wird schwerer sein, als die Herren sie sich denken mögen.“

Allgemein war man mit diesen Maßregeln zufrieden. Nur ich verwünschte im Stillen mein Vaudeville, das, ganz

unschuldiger Art, da es ja ursprünglich für Deutschland gedichtet worden war, zu solchem Argwohne die Veranlassung gegeben hatte. Ich zerbrach mir den Kopf, wer wol diesen Verdacht beim Ministerium erregt haben mochte, und bemerkte lange nicht Léon's hämische Schadenfreude, dessen Melodram mein Mäusekönig zurückgedrängt hatte, bis der aufrichtige Chef des claqueurs, mein Freund, mich durch deutliche Winke darauf aufmerksam machte.

Wir waren Alle noch beisammen bis auf meinen eben genannten Freund. Dieser hatte unten einen formidabeln Janhagel zusammengefegt, den Kehricht der Boulevards, nicht ein einziges honoriges Menschenkind mit einem Rocke, der ordentlich über die Hüften reichte, und kein Kopf, den ein Hut bedeckte.

Mit Gesichtern voll Munterkeit und Mäulern, die nach Scandal wässerten, die Hände reibend, herumspringend und lose Streiche und Kurzweil treibend, füllten sie den Platz vor dem Theater, von spähender Polizei umschlichen, so sorglos, als könnte in der nächsten Viertelstunde nicht schon ihr Blut fließen: um einen Bettel wie die Aufführung meines Mäusekönigs und Nußknackers. Und wofür? für ein Freibillet! . . . .

Endlich wurden die Thüren von innen geöffnet, der Haufe hielt pfeifend und hohnlachend seinen Einzug und ein commisaire de police trat zu uns mit der Meldung ein, nach reiflicher Erwägung habe das Gouvernement die Aufführung des Vaudeville gestattet.

Und der Minister hatte doch sein Ehrenwort gegeben, oder Mr. de la vieille Ganache war ein Lügner! . . . . .

13.

Ich kann über die erste Aufführung des Vaudeville nicht viel mehr berichten, als daß sie mit obligatem Pfeifen von einem Ende zum andern begleitet wurde. Auch sprach das Publicum an passenden Stellen bedeutend mit und so lustig die Sache auch für jeden Unbetheiligten sein mochte, mich ergriff sie schmerzhaft. Ich, der ich noch nie die Ehre gehabt hatte, sich aufgeführt zu sehen, sah mich nun mit einem Male ausgepfiffen und verhöhnt. Die Journale werden über dich herfallen, dachte ich mir, und die Bahn des dramatischen Schriftstellers ist für immer für Dich geschlossen!

Bei diesen Betrachtungen fielen mir die freundlichen Gesichter der Directoren auf, die mir Glück zu wünschen schienen.

Mr. de la vieille Ganache, welchen der stürmische Abend von seinem Projecte mit dem Stücke seines Töchterchens abgebracht hatte, sagte: „dies sei ein succès complet de scandale und so viel werth wie jeder andere, selbst für die Kasse.“

Nach Beendigung des Stücks verlangte man die Namen der Schriftsteller und man nannte alle fünf, doch vergebens! Denn der ungeheure Lärm gestattete nicht, daß sie verstanden wurden. Dafür aber war andern Tages auf dem Anschlagezettel zu lesen:

„Le roi des souris et casse-noisette, bêtise par M. M. Blin, Léon, Eugène, Victor et Auguste.“

Das Wort Vaudeville war in das bezeichnendere „bêtise“ verwandelt und die Namen der Autoren hinzugefügt worden.

Mir, als dem eigentlichen Gastgeber, ward, wie man sieht, der Platz am untern Ende der Tafel eingeräumt; das ist nicht mehr als üblich, den Gästen die Ehrenplätze.

Die Journale hatten einstimmig über das neue Stück geurtheilt: „c'est une horreur, mais enfin il faut la voir!“ und da konnte es denn auch nicht fehlen, daß die Pariser gehorchten, um das horrible Ding in Augenschein zu nehmen.

Das Haus war beim zweiten Male so gedrängt voll, als wenn Les Polonais von Franconi zu sehen wären. Die Directoren und meine Wenigkeit waren sehr übereinstimmend zur Freude gestimmt.

„Haben wir's nicht vorausgesagt?“ sagte Mr. Rococo, „dummes Zeug und ein Verbot der Regierung, mehr braucht es nicht, um unsern Weizen blühen zu lassen. Das Ding erlebt über hundert Vorstellungen.“

Hier erhob das Publicum ein fürchterlich Geschrei, mit Pfeifen, Stampfen und Singen untermischt.

Der Diretcor sah nach der Uhr.

„Warum geht's denn nicht an?“ fragte er überrascht. „Es ist längst Zeit.“

Der vierte Régisseur klingelte. Aber bald kam die Nachricht, daß Mamsell Hortense sich in einem Zustande von défaillance befinde, der ihr Auftreten ganz unmöglich mache.

Der Director wurde bleich. Ich sah ihn ängstlich an.

„Das ist der Einfluß von Mr. Léon,“ sagte er leise. „Die Dame ist seine Geliebte, sie ist erbittert, daß sein Melodrama zurückgelegt wurde, worin sie eine ausgezeichnet schöne Rolle hat. Die heutige Einnahme, von deren Belauf sie gewiß schon in Kenntniß gesetzt worden ist, läßt sie nicht zweifeln, daß der Mäusekönig viele Vorstellungen erleben wird und nun — von Liebe und Haß durchdrungen, von Wuth beherrscht, fällt sie in Ohnmacht, in Krämpfe, in was weiß ich! und wir werden genöthigt sein an der Kasse den Leuten Contremarken zu geben.“

„Was? eine solche Einnahme in Rauch aufgehen zu lassen?" rief der Generalsecretair, „nimmermehr! sie muß spielen und sollte sie vom wüthenden Pöbel auf die Bühne geschleppt werden."

„Ruhig! Ruhig!" sagte besänftigend de la vieille Ganache. „Sie wissen nun, Mr. Léon, was ich mit Ihnen Gutes im Sinne habe;" es bezog sich auf die nahe Aufführung seines Melodrams und die bewilligten 7000 Franken zu dessen Ausstattung; „gehen Sie jetzt hinauf in die Loge der Mamsell Hortense und zeigen Sie uns, was Sie über sie vermögen. Bringen Sie sie herunter und es wird Alles gut gehen, denn das Publicum ist soeben wieder in der freudigsten Stimmung."

In der That sangen die Zuschauer die Marsellaise im Chore und das Orchester accompagnirte.

Dies hatte eine Weile gedauert, als Mamsell Hortense, bleich und mit noch zuckenden Gesichtsmuskeln, auf der Bühne erschien. Sie sprach nichts und winkte mit der Hand, wenn man sie nach ihrem Befinden fragte.

„Mein Gott!" sagte ich ängstlich, „wie ist es möglich, daß diese Person spiele?"

„Lassen Sie's nur gut sein," sagte der Generalsecretair, „sie spielt, ich kenne das."

Der Vorhang rollte in die Höhe und die bêtise sollte vor sich gehen. Aber, o Himmel! Hatte sich denn die ganze Hölle verschworen?

Mr. Isidore, der die ersten Worte zu sprechen hatte und an den bis jetzt nicht gedacht worden war, da der Zustand der Primadonna Aller Sorge in Anspruch nahm, taumelte auf die Bühne und lallte unverständliches Zeug. Ein Diner hatte ihn in eine unwillkommene Begeisterung

versetzt und er war fast nicht im Stande sich aufrecht zu erhalten.

Unaufhörliches Pfeifen und Schimpfen begleitete seinen Auftritt und dauerte noch lange nach seinem Abgange fort. Unterdessen war Hortense von der andern Seite aufgetreten, das erbitterte Publicum pfiff fort, die Schauspielerin glaubte, das solle ihr gelten, sie besann sich keinen Augenblick und fiel leblos zur Erde.

Ein Geschrei des Entsetzens erschallte von allen Plätzen.

„Au rideau!“ tönte es dazwischen und der Vorhang fiel.

Einige Polizeicommissärs erschienen sogleich auf der Bühne und verlangten, da das Toben der Menge in Raserei ausartete, man solle die Vorstellung für den andern Tag ankündigen und den Leuten das Geld zurückgeben. Aber das war tauben Ohren gepredigt! Eher gibt der Wolf das Lamm, das er zwischen den Zähnen hat, dem Schäfer zurück, ehe Rococo und vieille Ganache einen Sous der Einnahme und sollte Alles darüber in Trümmer gehen.

Salze und Essenzen wurden über Hortense gegossen; Isidore wurde mit Kaffee vollgeschwemmt; das Theater glich einer Apotheke, und nicht lange dauerte es, so war Isidore, den der Schreck ausgenüchtert hatte, vollkommen im Stande zu erscheinen, und Hortense, die von dem Misverständnisse unterrichtet worden war, schien auch in so weit wieder hergestellt, ihre Rolle mit halber Stimme zu Ende zu führen.

In demselben Augenblicke sprang Léon herbei, der mittlerweile seine Freunde im Saale gesprochen hatte, und ertheilte die Zusicherung, Hortense könne sich auf eine gerechte Reparation gefaßt machen.

So wurde denn der Vorhang zum Zweitenmale geöffnet.

Man empfing Isidore mit Lärmen. Einige pfiffen, An-

dere geboten Ruhe und kein Mensch verstand ein Wort von der Exposition. Da trat Hortense auf und ein Klatschen ertönte, von dem ich bis dahin noch keinen Begriff gehabt hatte. Auch wirkte der Lärm und das Ergreifende der Scene so sehr auf die schwachen Nerven der Dame, daß sie sich an eine Stuhllehne halten mußte und ich in Todesangst glaubte, sie würde wieder umfallen.

Aber sie erstarkte an dem Gefühle ihres Werthes und dem Gedanken an der ungemessenen Liebe des Publicums; das Toben hörte auf und das Stück ging seinen Gang.

Das Pfeifen legte sich jedoch erst lange, als der Vorhang gesunken war; dessenungeachtet war das Stück am andern Tage wieder und so zwei Monate oder 61 Tage hintereinander und dann im dritten Monate in Zwischenräumen.

Die drei Procente wurden mir jederzeit richtig berechnet und bezahlt und meine vier Mitarbeiter theilten ehrlich mit mir.

— Und geht es denn bei allen Theatern in Paris so zu? höre ich fragen. Nicht bei allen trifft Alles so zu, wie ich es hier erzählt habe, aber die Coulissen sind ein Reich der Intriguen und Revolten, der Anmaßungen und Prellereien. Wer ruhig leben will, bleibe ihnen fern.

Von Paris nach München.

1.

Von dem Tage, wo zweitausend Menschen in Paris von der Cholera befallen wurden, bestellte ich meinen Platz

auf der Diligence. Dies war Montag den 9. April; aber bis zum Freitag, den 13., waren bereits alle Plätze genommen, und so mußte ich denn bis dahin mich gedulden, und so noch vielmal den „Omnibus des morts," wie die Pariser den schwarzbehängten Cholera-Leichenwagen scherzend nannten, mit seinen 40 weißen Todtentruhen an mir vorüberfahren sehen. — Ich zählte unruhig die Augenblicke bis zum Morgen des 13. Paris, das liebliche, große, prächtige, das mir einen genußreichen Frühling versprach, wie öde und traurig erschien es jetzt! Ein kalter Wind herrschte seit langer Zeit und wirbelte ganze Kehrichthaufen in die Luft, die zum Besten der Lumpensammler tagelang auf den Straßen liegen bleiben. — Der Boulevard, dieser Sammelplatz alles Schönen, Reichen und Berühmten, blieb leer, selbst in den Stunden, die dem Mittagessen vorausgehn, von 4 bis 6 Uhr. Hin und wieder schossen winterlich eingehüllte ängstliche Menschen, die ihr Geschäft hinaustrieb, über den breiten öden Boulevard, und hielten sich mit Essig getränkte Tücher vor Mund und Nase. Man kann denken, welche saure Mienen sie dabei schnitten. Allen bunten Tand und alle frivolen Spielzeuge hatten Flanellbinden, wollene Strümpfe und Choleraflaschen von den Seiten der Alleen verdrängt, und statt des lauten Ausrufes, der in steter Mannichfaltigkeit bald ein neues Journal, bald den allerwohlfeilsten Verkauf von Kleidungsstücken, oder ein rein vegetabilisches Mittel gegen den Aussatz anpries, tönte jetzt nur ein verworrenes Geschrei von Instructions, remèdes oder invasions, dessen ewiger Refrain immer war: „Choléra morbus!"

Nun muß man wissen, wie diese Ausrufer das fatale Wort betonen. Es klingt nicht, wie bei uns Deutschen, schnell mit polternder Hast das Trommelfell berührend, wie

der Reim auf das holde — „Kuß" — nein; das wird von den gemeinsten Kerlen mit einer Art gelehrter Koketterie, wie ihre Professoren es in den Vorlesungen machen, hinausgezogen ins Unendliche; — dieses büs, oder vielmehr bühs — wie Grabgeläute tönte es in die Ohren der Vorübergehenden!

Da ich mich ganz wohl fühlte, sehr mäßig lebte, und aus diesem Grunde vortrefflich schlief, so erwachte ich an jedem Morgen wahrhaft gestärkt und kerngesund. Der Kaffee schmeckte mir vortrefflich, und ich kleidete mich in bester Laune an, vermeinend: da die Sonne so freundlich scheint, ich mich wohl befinde, und alle Nachbarn, wie gestern, wieder vor ihren Thüren stehen, so wird wol das Uebel nachgelassen haben. Es kann ja nicht immer fort steigen. — Nun ging ich aus. Da las ich die Anzahl der Sterbefälle und eine „augmentation sur le chiffre d'hier" von 300. Ich ersah, daß in meinem Arrondissement, welches bis jetzt am verschontesten geblieben war, die Sterblichkeit riesenmäßig wachse, und ich fühlte in dem Augenblick, daß ich zu viel kalte Milch in den Kaffee gegossen hatte. Ich begegnete einem bekannten Arzte. Mit traurigem Gesichte verkündete er mir, daß 25 Kranke in seinem Hospitale, die gestern noch Hoffnung zur Genesung gegeben hatten, in dieser Nacht alle verschieden seien. „Aber, mein Gott, wie geht das zu?" rufe ich bestürzt. „Der Wechsel des Windes, und der Uebergang zur Wärme," — sagt er bedenklich. Und sogleich spürte ich einen Scirocco mich anwehen und mir den Athem versetzen und den Kopf einnehmen. „Was soll man thun?" frage ich verzweifelnd den Arzt. „Doppelte Vorsicht vor Erkältung!" schreit er mir forteilend zu. Ich gehe sinnend weiter, aber die Luft wird wirklich drückend, und ich mit meinem Kamisol, mit meiner Binde

von Flanell, mit meinen Gesundheitssocken und Gesundheitssohlen, ich gerathe in Schweiß, und aus dieser Passage weht eine kalte Zugluft mich an. Wo soll ich bleiben? — Dort in dem Bazar bin ich geschützt. Es ist bei den Verkäufern Frühstückszeit. Alle bewegen die Mäuler — aber, o Himmel! Aller Mäuler sind grün. Sie kauen rohe Salatblätter mit schlechtem Oehl und giftsauerm Essig gewürzt. Muß denn dieses Volk immer auf die Weide gehen? Ist es da ein Wunder, wenn Tausende jede Stunde in den Rachen dieser Pest stürzen, die nun einmal den Sallat nicht leiden kann? Jenes hübsche Mädchen dort — die soeben ihren nicht kleinen Mund weit öffnet und mit der Gabel einen Sallatberg hineinstopft — wie sie mich lächelnd dabei ansieht, — ich wollte mich auf sie stürzen und ihr das lange Zichorienblatt aus den Zähnen reißen. Sie fragt lachend „plait-il?" — Aber mein Himmel, wie können Sie Sallat essen? rufe ich stotternd. „Warum nicht," erwidert sie; „Sie fürchten doch nicht die Cholera? ce n'est qu'une bêtise! Doch diese Säckchen sollen ein gutes Präservativ enthalten für Leute, die sie fürchten, wohlverstanden! Man trägt sie auf der Brust, kaufen Sie immerhin, zu 50 Sous sind sie zu haben." Der Sallat war bei Seite gestellt und die Säckchen wurden zur Schau gelegt. Die Sallatesserin erhielt meine 50 Sous und ich ihr Sachet anticholérique, mit dem ich mich nunmehr gewappnet wieder an Luft und Licht wagte.

2.

Der Morgen des 13. April erschien. Die Sonne war freundlich, und ich begab mich, zwei Flaschen des besten Madera in den Händen, und ein Päckchen mit Pfeffermünze, Kamillen und Schwefeläther in der Tasche, in den

Hof der königl. Messagerien. Nach allen Richtungen flogen vollgepfropfte Diligencen davon. Diese suchten ihr Heil im fernen Süden und eilten der Quarantaine an den Pyrenäen zu; jene wollten sich der reinen Alpenluft anvertrauen, und die endlich wünschten im reinlichen, behaglichen Süddeutschland die Schreckensperiode der Cholera-Invasion zu bestehen. Zu diesen Letzteren gehörte auch ich. Ich musterte die Menge der reisethümlich gekleideten Gruppen, um mir daraus meine zukünftige Gesellschaft zusammenzusetzen. Welche fünf von diesen theils scherzenden, theils trübselig dreinschauenden, theils wohl, theils kränklich aussehenden Menschen werden zu mir in den engen Kasten der Diligence zur 3 Tage und Nächte langen Haft eingesperrt werden? Indem ich mir noch dieses Mädchen und jenen Mann, diesen Offizier und jene laut lachende Frau zur Reisegesellschaft wünschte, war die Imperiale bedeckt, die Pferde angespannt, der Postillon klatschte und der Conducteur las aus seiner Liste die Namen der Personen und die Nummern ihrer Plätze.

Welch ein Häuflein hatte sich um die Diligence gereiht! Nicht ein Einziger von Denen, die ich mir erkoren hatte, — ein Mädchen, mit einem ovalen Gesichtchen und lieblich blauen Augen, die mich trotz dieser Farbe doch die Cholera vergessen ließen, und die ich mir so gern als vis-a-vis gewünscht hätte, mußte in die Rotonde und ich stopfte mich zu den fünf, bereits das Interieur der Diligence füllenden Individuen.

Alle waren Elsasser, kannten sich bald und sprachen deutsch mit einander. Sie priesen sich glücklich, Paris zu verlassen, und theilten sich Cholera-Aventuren, Cholerascherze und Cholera-Bonbons mit. So waren wir außer den Barrieren zu den sogenannten Voiries gekommen, die hier

ihre höllischen Dünste weit versenden und Alles ringsumher verpesten. Die Fenster wurden sogleich geschlossen, und ein solcher Duft von Essig, Kampher, Chlor strömte aus den Säckchen und Fläschchen, daß es mir den Athem versetzte. Kaum hatten wir diese Region, die stinkendste von ganz Paris, hinter uns, so wurden die Fenster geöffnet, eine milde Frühlingsluft strömte in den Wagen, wir sahen Landleue hinter dem Pfluge, Kinder bettelnd neben dem Wagen laufen, Ziegen im Chausseegraben springen, Füllen dem Mutterpferd nachlaufen, Lerchen singend auffliegen und rückkehrende Postillone auf ihren Pferden vor den Wirthshäusern ihr Glas leeren, und wir jubelten innerlich: es ist Frühling und die beste Welt — und der alte Gott lebt noch.

3.

Meine Reisegesellschaft hatte mich bis dahin recht zufriedengestellt. Es waren reinliche, mäßige Elsasser, die alle mögliche Vorsorge für sich angewendet hatten, um ihren Angehörigen keinen Schmerz zu machen, und sich mit heiler, fleischfarbener Haut nach Hause zu bringen. Ein einziger Jüngling, dicht an meiner Seite, schien mir etwas verdächtig, weil er schlief. Ganz unbefangen hatte ich dagegen mit dem Hündchen auf dem Schoße einer etwas betagten Wasgauerin gespielt, die jetzt plötzlich sehr roth wurde und über Kopfschmerzen klagte. Ich sah sie erst ernsthaft an. „Ei der Tausend, Sie werden uns doch wol nicht krank werden?" fragt eine dicke Modehändlerin aus Straßburg.

„Es hat nichts zu sagen," antwortete die Erröthete, „ich kenne die Quelle meiner Kopfschmerzen."

„Vielleicht eine Indigestion?" fragte ich nicht ohne Besorgniß. „Sallat etwa?" — „O nicht doch," sprach sie mit einem schmerzhaften Ausdrucke. „Seit drei Tagen habe

ich weder gegessen noch geschlafen. Ich komme von dem Bette eines theuern Kranken." — „Doch nicht etwa Cholera?" riefen wir Alle. „Ja;" sagte das Mädchen resignirt, als wenn sie ausdrücken wollte: was liegt mir daran, und wenn ihr sie auch alle jetzt bekämet, wenn er nur gerettet ist. Was war zu thun? Die Schreckliche saß mir gegenüber. Ihre Augen hatten sich mit Thränen gefüllt. Ich wollte nichts mehr von ihr und ihrem Kranken wissen. Auch die Andern schielten verlegen nach ihr hin. Sie roch zu verschiedenen Malen an Essig — sie bot ihn mir an — ich dankte und zog meinen Kampher hervor. Der Arzt habe ihr gesagt, der Kampher nütze zu gar nichts. Ich antwortete ihr nicht und sah zum Fenster hinaus, und wünschte nichts sehnlicher, als die blaue Bergkette zu erblicken, die ihr Vaterland verkündet haben würde und sie aus unserer Nähe gebracht hätte. Bis dahin aber waren's noch zwei volle Tage und Nächte.

Wir flogen durch Claye, durch Bondy und näherten uns Meaux. — „Ei hier sind wir doch schon ein gutes Stück von der verpesteten Stadt weg," sagte ein junger Advocat aus Straßburg. „Und wenn auch hier schon einzelne Fälle sich ereignet haben mögen," setzte ich hinzu, „so kann es hier doch nie so arg werden. Es ist Alles luftiger, die Leute leben natürlicher, — reinlicher." — Hier unterbrach mich die Wasgauerin mit den Worten: „O sie muß auch hier schon wüthen," und deutete zur Bekräftigung des eben Gesagten auf einen Tischler, der in seiner weitgeöffneten Werkstatt unter jenen weißhölzernen langen Kisten stand, die uns aus der letzten Zeit vom Todten-Omnibus her nur zu bekannt waren. Er und seine Gehülfen hatten damit alle Hände voll zu thun.

Hin war mein Frohsinn, der auf einige Augenblicke sich schon hervorwagen wollte, und ich sah mich wieder von

Cholerakranken eingepferch, und hatte eine im höchsten Grade verdächtige Person mir gegenüber, die mit mir, in dem engsten Raume eingeschlossen, ihre Quarantaine überstehen sollte.

Wir setzten uns im Posthause zu Tische. Nach französischer Sitte wurde zu drei Franken für den Kopf gegessen und reichlich aufgetragen. Es gab viele hochverpönte Speisen, und mit einigem Vergnügen bemerkte ich, daß sich das gesammte Diligence-Personal ganz nach der Vorschrift verhielt. Von den Ragouts und den Fischen wurde nur gekostet, und die Sallatschüssel mit solchem ächt cholerafeindlichen Ausdrucke in Mienen und Geberden zurückgestoßen, daß sie die Magd lautlachend wieder vom Tische abhob. — Selbst der Conducteur trank nur geröthetes Wasser, und nach dem Kaffee statt des Cognacs ein Glas Zuckerwasser. Ein Conducteur und Zuckerwasser! Man denke!

4.

Die untergehende Sonne röthete bereits den verpesteten Dunstkreis im Westen, aus dem wir uns entfernten, als wir über den breiten Quai dahinrollten, der das freundliche Chateau-Thierry ziert. Hier endlich sind wir in Sicherheit, dachte ich triumphirend, wenn nicht wir selbst den Keim der Pest mit uns führen und in dies glückliche Land verpflanzen. Die Bäume am Quai fingen eben an zu grünen. Der Fluß strömte klar und hell dahin, ohne böse Nebel zu brüten; die Menschen gingen offen und luftig gekleidet, unbefangen schwatzend spazieren, und Alles deutete hier darauf hin, daß die Cholera noch nicht so weit vorgedrungen war. Ein einziger Fall, und dieser zweifelhaft, habe sich ereignet, wurde uns auf der Post gemeldet.

Wir fuhren ohne Aufenthalt weiter; ich that einen langen Athemzug, die milde Frühlingsluft erquickte mich; dann setzte ich mich in meiner Ecke zurecht und schlief ein.

Um Mitternacht wurden in Epernay die Pferde gewechselt und bei frühem Morgen erreichten wir das alte Châlons an der Marne.

Haufen von Menschen umstanden unsern Wagen und wollten Nachrichten von der Cholera in Paris wissen, und wie weit sie nach Châlons hin schon vorgedrungen sei. Hier war sie zur Zeit noch nicht erschienen.

Meine Reisegesellschaft, die Wasgauerin mit inbegriffen, war kreuzwohlauf, ich befand mich dabei doppelt wohl und ließ mir den spottschlechten Kaffee gut schmecken, womit uns eine soeben durch uns aufgeweckte und nicht gerade appetitliche Französin im Posthause regalirte. Wir durchzogen die kahle Champagne, die, wenn auch hier noch nicht die eigentliche Champagne pouilleuse oder s. v. lausige Champagne, angeht, denn doch schlecht genug ist, um nach der eigentlichen nicht sehr lüstern zu machen. Was aber fragte ich heute nach schlechten Aussichten, Kreideboden, kahlen Sträuchern und einförmigen Ebenen. Was hatte ich gestern von dem guten schwarzen Boden, von den wohnlichen, langen Gebäuden, von den Waldpartien und den malerischen Hügelreihen? Diese brave Kreide haucht keine Miasmen; diese elenden Hütten sind keine Hospitäler, und der weiße Staub, der hier Alles bedeckt, ist mir lieblicher zu schauen, als gewisse blaue Färbungen an verzerrten Menschengesichtern!

Sowie man sich Lothringen nähert, wird die Gegend anmuthiger. Bar-le-duc ist eine allerliebste Stadt, wo ich früher einmal schlimmer Augen wegen lange im Quartier liegen mußte. Die Zeit war zu kurz, um meine alten,

freundlichen Wirthsleute aufzusuchen. — Am zweiten Morgen nach unserer Abreise von Paris, — es war der Palmsonntag, hielten wir unsern Einzug in Nancy. Die Stadt, von schönen, mit Villen bebauten Hügeln eingeschlossen, mit ihren geradlinigten, stattlichen Häusern, gewährt einen herrlichen Anblick. Dies hat ihr den Namen Nancy la belle zugezogen; im Elsaß wird sie aber allgemein, eingedenk ihres deutschen Ursprunges, „Nanzich" genannt.

In meiner Erinnerung trug ich ein so geschmeicheltes Bild von Nancy mit mir herum, daß die Gegenwart, so freundlich sie mir es auch an dem feierlichen, sonnenklaren Palmsonntagmorgen präsentirte, ihm denn doch großen Eintrag thun mußte. Die breiten Straßen, wie todt, die großen Häuser, wie still und öde, die öffentlichen Gebäude, wie schlecht unterhalten. An dem Tage, wo Friedrich Wilhelm und Alexander auf der Place-carrière den Kaiser Franz erwarteten und ihm bis an den Triumphbogen der Place-royale entgegengingen, wo drei Reihen geputzter Damen den Kaffeehäusern an beiden Seiten zur Einfassung dienten, wo ein glänzendes Militär fast aller europäischer Heere in seinem buntfarbigen Waffenschmucke hier paradirte, und die armen Bewohner der Stadt über den augenblicklichen Nutzen, den sie aus diesem Glanze zogen, Zukunft und Vergangenheit vergaßen: Damals sah Nancy la belle anders aus, wie heute, da ich als Choleraflüchtling ihr Weichbild betrat.

Ich lief auf den großen Platz, den ich von Kaffeehäusern ganz umgeben glaubte, und sah deren nur zwei und von so schlechtem Ansehen, daß sie zum Eintreten nicht sehr anlockten. Dann blickte ich die lange Straße hinan, wo damals aus jedem Fenster Neugierige gafften, wo die Garde Spalier gemacht hatte, wo eine Menschenmasse hin und her

wogte, wo der Oesterreichische Kaiser herkommen mußte und die mir jetzt wie eine Straße von Pompeji vorkam.

Ich wandte meine Blicke, — da sah ich etwas Neues. Auf einem Fußgestelle von rothgeädertem Marmor stand die Bildsäule des alten Königs von Polen, der die hübschen Häuser hier alle bauen ließ und den Armen in Nancy viel Gutes that. Der gute Stanislaus Leszinski steht in seiner bizarren Königstracht von Bronce in einer ziemlich gebieterischen Stellung. Die Inschrift scheint der Nachwelt nicht vorbehalten zu sein; denn schon hat sie der Regen zum Theil unleserlich gemacht.

Für uns mag es hingehen; denn einige Jahre lang mag man noch wissen, was es mit dem Herrn Schwiegervater von Ludwig XV. und Nancy la belle für eine Bewandtniß hatte. Für spätere Geschlechter wird es aber gut sein, die Inschrift dauerhafter zu machen.

Hier verließ uns die Wasgauerin mit ihrem Hündchen, um die Seitenstraße nach ihren heimatlichen Thälern einzuschlagen. Ihren Platz nahm ein großer Herr ein, der einen halbmilitärischen Anstrich hatte und schlecht französisch sprach. Man hatte ihn uns im Posthause als einen Polen gemeldet, und da er bald das Gespräch auf diese Nation hinzulenken wußte, so äußerten wir uns Alle so unumwunden und kramten so viel Liebe und Zuneigung als möglich für die unglücklichen Polen aus. Wir sprachen unter Anderm von ihren Sitten und Gebräuchen, selbst auf ihre Leibgerichte kamen wir zu sprechen. Da fiel es mir sonderbar auf's Herz, daß er hier zuerst frei mit der Sprache herausrückte und die herrliche Barczsuppe der Polen tief unter die Skisuppe der Russen stellte und überhaupt mit warmer Anhänglichkeit der russischen Piroggen, des Kaviars, des Quaas und dergleichen erwähnte. Ich forschte nach seinem

Vaterlande; und da hörten wir denn, daß er einer von jenen Russen sei, die nicht die Erlaubniß erhalten hatten, im Auslande zu bleiben, um nicht etwa schlechte Grundsätze einzuathmen, und daß er daher nolens volens auf der Heimkehr begriffen sei. Das Polengespräch war jetzt sogleich abgebrochen, und nach einigen Lobeserhebungen der russischen Dörfer, der gesegneten Fluren von Südsibirien und der ungeheuern Eleganz von St. Petersburg, worauf wir sämmtlich nichts erwiderten, verstummte die Unterhaltung gänzlich.

Desto lauter wurde sie aber in der Rotonde. Hier war wirklich ein polnischer Soldat eingestiegen, der in seiner prallen Reiterstracht und der weißen Furagierkappe sich als ganz stattliches Bürschchen präsentirte.

Da es Abend wurde, näherten wir uns dem elsäßischen Grenzorte Saareburg, wo wir diniren wollten. Im Coupé hustete ein alter Partikulier aus der Rue du Helder, der Baden und seinem Roulette zueilte; in unserm Interieur roch es nach Juchten und kein Laut war vernehmbar; aber hinten in der Rotonde schallten die lustigen Lieder des Polen, die er seiner kichernden Reisegesellschaft mit lauter Stimme vorsang, während der Postillon seine Pferde auf der monderhellten Kunststraße nach dem lieben Deutschland hin ruhig fortraben ließ.

5.

Wer es der Mühe werth gehalten hätte, den Appetit der Diligencebewohner bei unserm ersten gemeinschaftlichen Mahle in Meaux zu kontroliren und jetzt zu betrachten, was in Saareburg, drei volle Tagreisen von Paris, konsumirt wurde, der würde nicht länger zweifelhaft sein, welche Macht die Cholera auf die Gemüther und die Mägen auszuüben fähig ist.

Die Modehändlerin aus Strasburg, die in der Rue du Mail in Paris selbst einen kleinen Anfall von Cholerine zu bestehen hatte und am ersten Tage eher den Baphomet geküßt hätte, als ein wässeriges Gemüse der leichtesten Art zu sich genommen, entblödete sich nicht, hier nach der Sauerkrautschüssel, die uns an Deutschlands Grenze aromatisch entgegendampfte, zweimal zu langen; sie, die mit allen Parisern den armen Wurstmachern den Tod geschworen hatte, denen dort nichts übrig blieb, als ihre Würste selbst zu essen, oder Hungers zu sterben, verspeiste die berühmte Charcuterie de Saareburg mit einem kanibalischen Appetite, genoß dann Massen von Zwetschenkompot, und da sie nachgerade einige Kolikschmerzen zu empfinden begann, so setzte sie einen herzhaften Schluck Cognac darauf. Und das Alles mit einem so heitern Gesichte, so selbstzufrieden, so überzeugt gesund und wohlauf, daß man auf ihrer Stirne die Worte zu lesen glaubte: „Hier hört dein Reich auf, Pestilenz!"

Den Weg bis Pfalzburg erheiterte uns der Pole in der Rotonde, der immerfort seine Nationalliedchen sang, welche dann und wann durch ein: „mais soyez donc sage, polonais!" unterbrochen wurden. In Pfalzburg verließ er den Wagen und der Abschied von den Bewohnerinnen der Rotonde war so lang anhaltend, als wir anhielten, um unsere Pferde zu wechseln, welches, wie bekannt, in der Nacht nie schnell geschieht. Endlich entfernte sich der Pole und einige zärtliche: „Adieu, polonais!" folgten ihm. Nach einer Weile kam er aber zurück und rief: „Mamsell! dormir ici! bonne auberge!" — „Ah, fi donc!" schrie es aus dem Wagen heraus; — „Mamsell! nix fi donc! demain Strassbourg!" — „Non, non, mon brave, ça ne se peut pas," sagte die Dame. — „Mamsell, pourquoi, dormir

très bien ici!" Hier war er wieder auf den Schlag gesprungen und hatte wahrscheinlich den Arm der Dame ergriffen, welche mit einem Male kreischte: „Mais sage, mon brave!"

Da klatschte der Postillon; der Pole taumelte vom Schlage, der Wagen rollte fort und „Adieu, Mamsell!" — „adieu, polonais!" verhallten in der Luft. Eine kurze, wahrscheinlich sehr interessante Bekanntschaft! Sie, die Frau eines Musikers vom fünften Linienregiment, aus Paris gebürtig, zu ihrem Manne nach Colmar reisend, er ein Ueberbleibsel von Dwernicki's Braven, in Frankreich hin und her geweht, wie es der politische Wind haben will. — Nach kurzem Schlafe öffnete ich die Augen und in dem Dufte des Morgens erblickte ich Erwin von Steinbach's Wunderthurm vor mir. Bald rollten wir in die Thore des alten Strasburgs ein und vernahmen, daß wir hier eine Contumaz zu bestehen hatten. Fünf Tage mußte man Paris und seine verdächtige Umgegend, damals zwanzig Stunden in der Runde, verlassen haben, ehe man den badischen Boden betreten durfte.

Ich mußte daher drei volle Tage in Strasburg zubringen und nahm meinen einstweiligen Sitz im rothen Hause, einem recht lobenswerthen Gasthofe an dem größten und belebtesten Platze der Stadt, „Place d'Armes" genannt. Hier kam uns die alte deutsche Sitte entgegen, und so französisch auch die Elsässer in politischer Hinsicht sein mögen, der ächtdeutsche Grundton läßt sich jetzt nach hundertjähriger Usurpirung aus dem nationalen Charakter nicht verwischen.

6.

Den Münster, dies bewundernswertheste Werk der altdeutschen Baukunst, hatte ich aus meinem Fenster täglich vor Augen, und ich that während der drei Tage meines Aufenthaltes fast nichts, als den Münster betrachten. Ich kenne die imposante Pyramide von St. Stephan, den mäjestätischen Dom von Köln, das prächtige Portal von Rheims; aber welchen Eindruck nach allen diesen Herrlichkeiten Strasburgs Münster auf mich machte, kann ich nicht beschreiben. Ein Gebäude von Feen-Hand scheint dies zu sein! Zeigte es uns irgend eine Decoration im Theater, wir würden den Maler extravagant nennen; und hier steht es vor uns von hartem, dauerhaftem Stein ausgeführt, Jahrhunderten trotzend, eine fabelhafte, phantastische Erfindung von dem besonnensten Baumeister, nach den strengsten Berechnungen und solidesten Verbindungen ausgeführt. Diese Laubgitter, diese schwebenden Treppen, diese dünnen, schlanken Säulchen, diese luftig zierlichen Bogen, und immer wieder Luft dazwischen, Alles durchbrochen, à jour wie am Halsgeschmeide einer Dame, jede Ausladung mit Lufttinten lasirt, wie die leichtbelaubten Zweige einer Landschaft. Und das Ganze mit einer Laune übergossen, ich möchte sagen, mit einem Humor durchdrungen! Jeder Stein ein Bildwerk; Thiere, Pflanzen, Engel, Heilige und Fratzen, — und Alles harmonisch verbunden. — Ich bestieg ihn bis zur Plattform, wo ein industriöser Mann ein Kaffeehaus etablirt hat, das den Münster von unten gesehen, so wenig verunziert, als setze sich eine Mücke auf die Nase des großen Churfürsten in Berlin.

Hier oben hat man eine schöne Aussicht, die man freilich auch ohne das Kaffeehaus haben würde; aber der

gefällige Wirth ist mit billigen Erfrischungen und weitreichenden Ferngläsern versehen, welches Beides nicht zu verachten ist.

Unter den vielen müssigen Leuten, welche den ganzen Tag über die Place d'armes füllten, fielen mir die jungen Bursche in blauen Hemden auf, welche man mir als Conscrits bezeichnete, und die den Gegenstand einer eigenthümlichen Handelsspeculation machen, welche an die ehemaligen sogenannten Seelenverkäufer erinnert.

Diese jungen Bursche werden von den Handelsleuten aus den umliegenden Dörfern nach Strasburg gezogen, wo sie in eignen Häusern bei einander leben, gut gehalten werden und mit dem Versprechen, später 3 bis 400 Franken zu erhalten, die nächste Aushebung erwarten. Sie haben für Nichts zu sorgen und treiben daher den ganzen Tag nichts als lose Streiche und müssige Spiele. Sobald nun die Aushebung stattfindet, wird eine gehörige Anzahl von ihnen an die Generalersatzmannschafts-Gesellschaft nach Paris geschickt, wofür die Menschenlieferanten in Strasburg bis 1000 Franken erhalten, mithin bei jedem Mann nach Abzug der ihm zugestandenen Summen von 3 bis 400 Franken und der freien Ernährung durch 3 bis 4 Monate in Strasburg dennoch einen bedeutenden Profit haben.

Die Generalgesellschaft in Paris bekommt oft an 2000 Franken für den Ersatzmann.

Wehe dem Reisenden, der bei Gelegenheit eines solchen Transports sich der Diligence bedienen will. Alles ist dann überfüllt mit diesen Conscrits, für welche die Lieferanten in Bausch und Bogen zahlen und so viele in den Wagen hineinstopfen, als hinein gehen können. Oftmals geschieht es aber auch, daß die jungen Kerle von der Diligence desertiren und, in ihrem heimischen Dorfe angekommen, keinem mehr Rede stellen wollen. Eine Klage findet bei diesen

Verhältnissen natürlich nicht statt, und der Lieferant hat das mehrmonatliche Kost- und Wohngeld für seinen militärischen Eleven baar aus der Tasche verloren.

Herr Chollet und Madame Pradher vom Theater de l'opéra-comique in Paris, welche die Strasburger entzückt hatten, waren bereits abgereist und während der Charwoche fehlte es gänzlich an öffentlichen Belustigungen. Das deutsche Schauspiel in Freiburg wurde nach Ostern erwartet. Eine Fahrt durch die Rupertsau, die sich rings um die Stadt fruchtbar und anmuthig ausbreitet, brachte mich auch zur Rheininsel, wo dem Generale Desaix ein Monument errichtet ist. Daneben stehen einige hölzerne Hütten, die von der französischen Regierung im vorigen Jahre zur Quarantaine errichtet worden waren, als man damals die Cholera von Deutschland her erwartete.

Ich schauderte, da ich mir diese insularische Contumaz von 21 Tagen dachte, und pries mich nunmehr glücklich mit meiner dreitägigen im gastlichen rothen Hause, so sehr mir auch dieser Aufenthalt anfänglich unerträglich geschienen hatte. Ich ließ mich zum Hauptarme des Rheins fahren, dessen grüne Wellen rasch an diesen flachen Ufern vorübereilen, und erblickte jenseits der Brücke die blauen Bergketten des Odenwaldes und Schwarzwaldes.

„Dort, wo jene blauen Nebelberge ragen,
„Fängt meiner Heimath Grenze an!" — —

Ich wollte hinüber, — aber die Wache in der Mitte belehrte mich, daß dies so schnell nicht angehe, und zeigte mir das kleine unscheinbare Häuschen am jenseitigen Ufer, vor dem einige Reisewagen hielten, vor dem auch ich morgen angehalten werden würde, um gehörig geräuchert und gewaschen mein liebes Vaterland rein und unverdächtig betreten zu können.

7.

Die Quarantaine-Anstalten sind gewiß von großem Nutzen, wo sie mit aller Strenge stattfinden. Sie bewahrten seit Jahrhunderten Europa vor der orientalischen Pest. Weit entfernt, mich in einen medizinischen Streit über Ansteckungs- oder Nichtansteckungsfähigkeit der Cholera einzulassen, will ich hier gern mit der Mehrzahl das Letztere gelten lassen; — was sollen jedoch alsdann diese Quarantaine-Anstalten en miniature? Ist wol Jemand in Europa, der je einen solchen Schwank mitmachte, und sich überzeugt hält, daß dies Verfahren im Stande sei, den Ansteckungsstoff zu tilgen? — Meine gewöhnliche Aufrichtigkeit, die durch den Aufenthalt und die Räucherungsapparate einen etwas bittern Beischmack erhielt, äußerte diese Zweifel dem Abgeordneten des Kreisphysikats, der eben mit wichtiger Miene die Chlormischung bereitete.

„Glauben Sie, mein Herr," schnauzte er mich an, „daß sich wissenschaftliche Männer zu einer Täuschung der Art herleihen würden?" „Ich wollte Niemand, am wenigsten die wissenschaftlichen Männer, mit meinem Zweifel touchiren," sagte ich höflich. „Ohne diese Anstalt hätten wir längst die Cholera," brummte er weiter, — „und ist's jetzt gefällig?" setzte er sogleich zu den Damen hinzu, die mitreisten.

Nun wurden unsre Koffer in einem Bretterhäuschen geöffnet und ihr Inhalt ringsumher aufgehängt und auseinandergelegt. Aus den Mischungen des Beamten entwickelten sich nun die stinkenden Dämpfe, die jeden Ansteckungsstoff zerstören können.

„Schnell zugemacht!" ertönte nun das Comando.

„Ach mein neuer Pariser Hut!" jammerte eine Dame. „Meine Kleider!" schrie eine Andere. „Schadet es den

Farben?" fragte die Erste schnell. „Grüne und rothe Seidenstoffe verändern die Dämpfe allerdings," erwiderte trocken der Beamte.

„Ach!" kreischten die Damen so durchdringend, daß sich Steine erbarmt hätten; aber der Beamte schritt im Gefühle seiner Würde, Grenzgesundheits-Commissarius von ganz Deutschland zu sein, ohne sich um Damengekreisch und pariser Modetand zu kümmern, seinem Büreau-Häuschen zu.

Der Aufwärter flüsterte aber leise den Armen zu: „Sei'n Sie nur ruhig, ich habe die Schachteln nicht geöffnet und die seidnen Kleider in den Koffern gelassen: die kriegen von dem Gestanke nichts ab."

„Elender," wollte ich schon sagen; „um eines pariser Hütchens willen soll der Westen von Deutschland nun auch verheert werden?" — Die Damen sahen mich aber so bittend an, und der Aufwärter deutete mir durch seine ängstlichen Blicke an, daß er zum wenigsten Festungstrafe erwarten müßte, sodaß ich schwieg.

Dieses Schweigen raubte mir aber wochenlang meine Ruhe und ich fiel fast von meinem Stuhle, als ich im literarischen Verein in München eines unserer vaterländischen Blätter zur Hand nahm und darin die Worte fand: „Auch diese Pest hat uns französische Mode über den Hals gebracht!" — Was war natürlicher, als daß ich dabei an die Modepest und die verpesteten Modehütchen dachte. Es bezog sich aber auf etwas ganz Anderes.

„Hier nebenan entkleiden sich erst die Damen, dann die Herren. In dieser länglichen Schale ist eine leichte Chlorauflösung; damit wird der ganze Körper gewissenhaft gewaschen, bis auf das Gesicht, zu dessen Abwaschung Sie sich des Essigs hier in der runden Schüssel bedienen wollen. Die Kleider legen Sie in die vordere Abtheilung des Bade-

zimmers; die holen wir heraus, um sie ebenfalls zu räuchern."

Die Damen gingen lächelnd hinter den Verschlag; bei dem Entkleiden lachten sie laut auf und schwatzten viel französisch dabei.

„Was sagen sie?" fragte der Beamte; „sie scheinen zu spotten. Sollten sie sich vielleicht nicht ernsthaft waschen, so wäre ich genöthigt, Jemand zu beordern, der es in Auftrag der Regierung verrichtete." Ich rief dies sogleich den Damen zu, die plötzlich zu lachen aufhörten und einstimmig versicherten, „sich sehr ernsthaft zu waschen."

Wir Männer baten um die Erlaubniß, einstweilen frühstücken zu dürfen.

„Ja; prosit die Mahlzeit!" sagte der Beamte; „bevor Sie sich nicht gewaschen haben, dürfen Sie mit Niemand im Orte in Berührung kommen."

Ich mochte ihm nichts mehr über alle diese Einrichtungen sagen; denn während er uns untersagte, bei Wirthsleuten im Orte zu frühstücken, kamen einige Einwohner in die Contumaz und erkundigten sich bei uns über den Stand der Cholera u. s. w.

Die Damen hatten ihre Waschung beendigt und traten gereinigt in durchräucherten Kleidern aus dem Bretterverschlag, wohin wir unreinen Männer nunmehr verwiesen wurden. — „Ich habe erst gestern Abend in Strasburg ein Bad genommen," sagte mein Reisegefährte; „und sehe nicht ein, warum ich mich hier mit dem stinkenden Zeuge waschen soll." — Er hatte seine Oberkleider zum Räuchern hinausgelegt und setzte sich nun im Negligé ganz bequem hin, um einige Goldrollen zu zählen, die ihm in der Tasche aufgegangen waren. Schon während der ganzen Reise hatte ich es meinem Scharfsinne zur Aufgabe gemacht, den Stand

dieses Mannes zu errathen, dessen Paß ihn einen Proprietaire aus der Rue du Helder nannte. Er hatte alle Hauptstädte und Badeorte Europas gesehen; war mit den Franzosen in Hamburg gewesen und kannte eine Menge russischer Fürsten und Grafen — sehr genau. Dabei versicherte er bereits am ersten Tage, nie eine Karte zu berühreu und nur nothgedrungen in Gesellschaft ein Commercespiel mitzumachen.

Dies Alles, verbunden mit der äußern Erscheinung des Mannes, ließ mich auf die Vermuthung kommen, es sei ein Spieler von Profession, und ich täuschte mich nicht.

Es war ein Mann in den Funfzigen: von auffallenden starken Zügen. Die eine etwas schlaff herunterhängende Seite des Gesichtes erschien stereotyp; denn sie war aller Wahrscheinlichkeit nach vom Schlage gerührt. Seine Wäsche war weiß und von großer Feinheit, obgleich nachlässig angelegt. Die Kleider waren neu und nach dem jüngsten Schnitte, doch ohne die geringste Sorgfalt behandelt. Er sah einem reichen Manne von Stande ähnlich, der sich in schlechter Gesellschaft herumzutreiben gewohnt ist. Eben so waren seine Manieren, wenn gleich geschliffen, doch zuweilen rauh und auffahrend. Dabei war seine Unterhaltung die eines Weltmannes. Während er sein Gold zählte, fragte er mich, ob ich denn auch von dem Duelle des Grafen Léon mit dem Adjutanten des Herzogs v. Wellington, dem Engländer Hesse, gehört hätte? — und ob ich die deutschen Herren kenne, die in der Rue la paix mit Léon den Handel anfingen? Daß es ihm unangenehm wäre, jene Herren in Baden anzutreffen, daß er ihnen in Paris aus Gefälligkeit eine kleine Bank in seinem Hause habe auflegen müssen, so zuwider ihm dies auch stets gewesen sei, und was dergleichen mehr war. Nach diesen Eröffnungen war

mir der Mann kein Räthsel mehr. Ich hatte Den vor mir, bei dem jene verhängnißvolle Partie Ecarté gespielt worden war, die dem Engländer Hesse das Leben gekostet hatte und wol noch einem halben Dutzend junger Leute gekostet haben würde, wenn nicht die starken Nebel, welche der Cholera vorausgingen, die beabsichtigten Duelle zu mehren Malen vereitelt hätten.

Inzwischen hatten beide Parteien das Feld geräumt und die Stadt verlassen. Merkwürdig war bei dem Duelle des Grafen Léon mit dem Engländer Hesse ein Umstand, der zu fatalistisch ist, als daß ich ihn deutschen Liebhabern vorenthalten sollte.

Léon ist ein natürlicher Sohn Napoleon's und ihm so ähnlich, daß seine „illustre naissance," wie bei dieser Gelegenheit einige Blätter sich ausdrückten, wol von Niemandem in Zweifel gezogen werden kann. Bei einem Besuche, den er den Napoleoniden abstattete, schenkte ihm einst Hortense einen Brillantknopf des Kaisers und prophezeite ihm dabei, er würde ihn, wenn er ihn bei sich trüge, als ein Talisman vor Gefahr schützen. Unbeachtet lag dieser Knopf in einem Fache seines Sekretärs; doch wie abhold die „jeune france" jedem Aberglauben ist, an dem Morgen des Duells regte sich ein — „ich weiß nicht was," in des jungen Léon's Brust, und er steckte den Talisman in seine Busentasche. Hesse hatte den ersten Schuß und seine Kugel streifte den Knopf des Kaisers; Léon schoß und streckte seinen Gegner tödtlich getroffen nieder.

Unsere Unterhaltung würde noch länger gedauert haben, wenn nicht der Beamte uns zugerufen hätte, daß wir uns lange genug wüschen und er uns für völlig desinfizirt erkären könne. Wir kleideten uns daher an; unsere geräucherten Effekten wurden wieder in die Koffer gepackt, und

wir konnten nun „où bon nous semblera“ im lieben deutschen Lande heumreisen. Zunächst ging es ins Wirthshaus und dort lachten wir beim Kaffee über die unnütze Vorsicht.

Sollten diese Waschungen wirklich von Nutzen sein können, so müßten sie doch wenigstens gewissenhaft von eigens dazu bestellten Personen oder unter Aufsicht vorgenommen werden.

Mein Proprietaire aus der Rue du Helder hatte nun, ich will es ihm gern glauben, in Strasburg gebadet; wie viele Fußreisende passiren jedoch die Grenze, die in schmuzige Lumpen gehüllt sind und bei denen Reinlichkeit wirklich anzuempfehlen wäre; wenn diese nun eben mit solcher Sorglosigkeit sich selbst überlassen sind, so verdiente denn doch die ganze Veranstaltung, die alsdann blos eine Unbequemlichkeit mehr den Reisenden auferlegte, eine ernstliche Rüge.

8.

Wir durchzogen das liebliche Land zwischen dem Rhein und Neckar, und freuten uns, einmal wieder fleißigen Anbau und überall verbreitete Reinlichkeit zu bemerken. Die Landleute in ihrer barocken Tracht wurden ihrer dreieckigen Hüte und langen Röcke wegen von einem zehnjährigen Franzosen, der nebst seinem Vater mit uns reiste, sämmtlich für Pfarrer gehalten und jederzeit mit einer devot-spöttischen Miene: „ah bon jour M. le Curé“ begrüßt. „Mon Dieu, que de curés! que de curés en pantalons jaunes!“ so ging es in Einem fort zu unserm Ergötzen, indem er sich über die gelbledernen Beinkleider der Pfarrer nicht genug verwundern konnte. Wir übernachteten in dem regelmäßigen, öden Karlsruhe und brachen am andern Tage frühzeitig auf, um bei guter Zeit Stuttgart zu erreichen.

9.

An einem feuchten Morgen zogen wir mit den Nebeln durch die anmuthigen Thäler Würtembergs und begrüßten das malerische Eslingen mit seinem gothischen Thurme, das mir schon aus mancher Abbildung wohl bekannt war, und viele andere, minder malerische, doch auch sehr freundliche Städtchen und Weiler, bis wir endlich das hohe Plateau der baierischen Ebene erreichten.

In Ulm übernachteten wir in einem weitläufigen, altreichsstädtischen Gasthofe, und hier war es zum ersten Male, wo wir die Honoratioren der Stadt an langen Tischen, in Wolken von Tabaksrauch gehüllt, in stummer Würde dasitzen und den vaterländischen Gerstensaft mit Wohlbehagen schlürfen sahen.

Ich schämte mich fast, Thee zu fordern, und dachte ernstlich bei mir: „das mußt du dir jetzt abgewöhnen; die Leute halten dich sonst für einen Narren, der mit fremden Sitten prunken will, und werden sich scheu von dir abwenden.“

Am andern Tage erreichten wir das stattliche Augsburg. Ich stieg in der Traube ab, einem guten Gasthof in einer der schönsten Straßen.

In Augsburg war zur Zeit Jahrmarkt und Theater; vom erstern habe ich nur die Bretterbuden auf dem Platze, von letzterm nur den Anschlagezettel gesehen. Alle übrigen Merk- und Sehenswürdigkeiten der einst weltberühmten Stadt nannte mir die Empfehlungskarte meines Gasthofes, die im Zimmer aufgehängt war, und die ich mit eben solchem Rechte „Karte“ nenne, wie man eine Landkarte so nennt; denn eigentlich war es eine Empfehlungs- und Gedächtnißtafel. Als wir die Grenzen von Altbaiern im ernsten Sinne erreichten, was uns sogleich die Riegelhäubchen

und die „Halbmaßkrügeln“ an den Fenstern verkündeten, regte sich in mir ein eigenes Gefühl, das immer mehr und mehr gesteigert wurde, je näher ich München kam. Fast ein Decennium war verflossen, seit ich dort gewohnt hatte. Wie werde ich nun Alles nach so langer Abwesenheit wieder finden? Werde ich meine Freunde und Bekannte noch sehen? Welche Veränderung wird in ihrer Gesinnung vorgegangen sein? Ich dachte nie daran, daß ich mich sehr verändert haben könnte; aber jetzt fiel es mir mit einem Male wie ein Zentner auf's Herz. Meine Haare hatten in der Zeit zu ergrauen angefangen; ich war mürrisch und kränklich geworden. Die Münchner, die ich damals gekannt hatte, werden auch so geworden sein; die schönen Mädchen werden nun als Frauen schreiende Kinder wiegen, oder als verblühte Jungfern umherschwanken. Das lebenslustige, grenzenlos verliebte, herumschwärmende München, wovon ich sonst einen Theil ausmachte, wird jetzt nicht mehr mein München sein! Unter solchen traurigen Betrachtungen erblickte ich beim Hinausfahren aus Dachau von der Höhe des Berges die Frauenthürme — die hatten sich nicht im Geringsten verändert. — Die Baumgruppen zur Linken waren der englische Garten — der blühete wie sonst. Diese Aussicht war schnell verschwunden. Es regnete und war kalt am ersten Mai, wie im Winter — auch das ist noch wie vormals. Es ist Alles beim Alten! Je nun, so will ich versuchen, auch der Alte zu sein, und die alte, schöne Zeit heraufbeschwören! — So weit war ich mit meiner Betrachtung zu Stande, als ich das Thor erreicht hatte und mir die vor den Thüren eingepflanzten Tannenbäume, die schallende Musik und die taumelnden, lachenden Gruppen ins Gedächtniß zurückriefen, daß heute am ersten Mai das Auferstehungsfest des Frühlings durch Eröffnung des

Bockkellers und Anzapfung der Fässer, die diesen König der Biere enthalten, feierlich begangen wurde.

10.

In München wurde seit der Regierung des jetzigen Königs viel gebaut; — Straßen und Plätze sind entstanden — Tempel sind aufgeführt worden, und die mittelalterliche Stadt ist nun mit einem breiten, eleganten Gürtel umgeben. Diese Mischung des Mittelalterlich-Engspießbürgerlichen und des Frivolmodernen charakterisirt nunmehr die Stadt wie ihre Einwohner.

Neben dem großen Hange zum sinnlichen Genusse wohnt hier eine fast patriarchalische Einfalt. Die geschicktesten Fabrikanten nennen sich hier nicht mit diesem vornehmen ausländischen Worte; und während es in Berlin Kleider- und Lichter-, Möbel- und Handschuhfabrikanten gibt, liest man hier auf bescheidenen Tafeln: bürgerlicher Schneidermeister, bürgerlicher Lichtzieher, bürgerlicher Kistler, und bürgerlicher Säcklermeister. Die Frauen dieser ehrsamen Meister, die anderwärts mit Florentinerhüten und in Giraffehauben prangen würden, trugen hier noch das zierliche Riegelhäubchen, das reich von Silber, mit ächten Perlen gestickt, dem feinsten Florentinerhute an Werth nicht nachsteht. In ihrem Häuslichen sind sie nun ebenso bürgerlich. Bei allem Wohlstande und Ueberflusse wird das Alterthümliche, Einfache stets beachtet. Um zwölf Uhr wird die Suppe auf den Tisch gestellt. In dieser Suppe schwimmt täglich eine Mehlspeise, wie sie die vielgestaltende Hand der Köchin nun eben bereitet hat, Sonntags aber eine bleiche, lange Wurst als stolze Galeasse in dem Suppenhafen.

Um acht Uhr werden die Gewölbe und Magazine geschlos-

Staatl. Bibliothek Bamberg

sen und dann füllen sich die sogenannten Bierkeller vor den Thoren und die Wirthsgärten, wohin die am Tage betriebsame Einwohnerschaft einen unauslöschlichen Durst mitbringt und ganz unglaublich viel von dem trefflichen Biere, das hier gebraut wird, trinken kann. In diesen Kellern liegen oft Vorräthe von 12,000 Eimern oder 720,000 Maß. Man nimmt an, daß ein siebenzigjährier Münchner, der ein nur mäßiger Biertrinker war, in seinem Leben 20,000 Maß getrunken haben muß. Die Bürgermädchen lernen von eleganten Künsten Malerei und Musik; mit Lektüre beschäftigen sie sich im Allgemeinen wenig; daher sind in dieser Stadt von beiläufig 80,000 Menschen nur zwei Leihbibliotheken, die keineswegs floriren. Die Wirkung, welche die Leihbibliothekwuth anderswo hervorzubringen im Stande ist, macht hier das Theater, das durch die ungeheure Menge der Freibillets einem Jeden leicht zugänglich ist.

Was ich aber noch über München zu sagen auf dem Herzen trage, ist sehr viel. Von der Glyptothek bis zum Bockkeller, von den täglichen Ausflügen in die nächste Umgebung bis zu den fernern ins baiersche Hochland, wo die Almen grünen und der fröhliche Senn zu Berg und zu Thal treibt, von den romantischen Mysterien, welche die Landsleute im Ammergau aufführen, bis zu dem Landwirthschaftsfeste auf der Theresienwiese — gibt es des Anziehenden, Eigenthümlichen so viel, das ich mit großer Vorliebe stets betrachtet habe und ebenso zu beschreiben gedenke.

Pariser Tabletten.

(1836).

Tabletten! Es war eine Zeit, wo sie eine wichtige Rolle spielten; diese Zeit ist nun zwar vorüber, warum sollte es aber nicht erlaubt sein, auch hier dem Rococo, dem Pompadour-Geschmack zu huldigen, wie in andern Dingen? Es ist wahrlich nicht so geschmacklos, als man uns noch vor zwanzig Jahren glauben machen wollte. Jene Zeit war in ihrer Gesammterscheinung vollständiger als die unsere.

Es gibt zweierlei Arten von Tabletten: Tabletten der Vergangenheit und Tabletten der Zukunft. Ich führte die letztern während meines neulichen kurzen Aufenthalts in Paris und übergebe die erstern hiermit meinen Lesern. Auf jene schrieb ich nämlich sorgfältig, was mir die Gunst des Augenblicks bescheren sollte, um nichts zu versäumen oder zu vergessen, und die letztern füllte ich bei meiner Rückkehr aus dem Gedächtnisse aus, weil mir die Zerstreuungen nicht Zeit ließen es an Ort und Stelle zu thun. Die Erinnerung ist ein guter treuer Maler; um genaue Angaben handelt es sich hier nicht, und das Steife in den Schilderungen verwischt sich glücklich.

So sah ich denn Paris nach vier Jahren wieder; den

Straßenlärm hatte Gisquet glücklich verbannt; die Couplets gegen die Minister waren verstummt; die politische Carikatur war verschwunden; das Volk und der Adel neigten sich wieder zur Gottesfurcht. Am Charfreitag strömte Alles in die Kirchen, um die hochaufgeschmückten heiligen Gräber zu besuchen; das schlechte Wetter störte zwar die Promenade von Longchamps, nicht aber die Wallfahrt zu ferngelegenen Kirchen. Der Erzbischof von Paris wurde wieder vernommen und der allgemeine Ablaß war an den Kirchthüren angeschlagen. Welch eine Verwandlung!

Die Religion ist wieder Mode! Um in Paris Eingang zu finden, mußte sie es werden; anders war es selbst ihr nicht möglich. Wer die Pariser kennt, wird mir Recht geben.

Hier folgen nun einige leichte Schilderungen aus der Zeit — dem Frühjahr 1836 — von Dingen und Personen, die auf ein allgemeines Interesse Anspruch machen können.

1.

— — Wir waren die drei ewiglangen Stiegen in dem Hause Nr. 18 auf dem Quai Malaquai vergebens hinaufgestiegen. „Madame schlafe," hieß es, „sie sei fatiguirt — sie habe die ganze Nacht gearbeitet."

„Ob sie auch wirklich schlafe?" fragte mein Begleiter, der Niemand anders, als der sarkastische Heine selbst war.

„Er möge sich nur davon überzeugen," erwiderte scherzend die Bonne, indem sie die Thür ein wenig öffnete,

„dem lieben Cousin sei das schon erlaubt, doch solle er kein Geräusch machen."

Heine warf einen flüchtigen Blick in das verdunkelte Schlafgemach und zog mich mit sich fort; ein hübsches Mädchen mit langen flatternden Haaren lief ihm nach und reichte ihm die Hand, um den Cousin zu begrüßen und ihn zu bitten, andern Tages wiederzukommen.

„Das ist ihre Tochter," sagte er zu mir, „ein hübsches Kind, wie Sie sehen, doch die Mutter ist hübscher. Sie lebt von ihrem Gatten getrennt, größtentheils auf dem Lande; ich freue mich, daß sie gerade jetzt in Paris ist, um Sie vorstellen zu können."

„Macht sie ein Haus?" fragte ich.

„Ein Zimmer macht sie," antwortete er lachend; „um ein Haus zu machen, langen ihre Einkünfte nicht zu. Obgleich sie von allen Romandichtern am besten bezahlt wird, so nimmt sie doch nur höchstens 20,000 Franken jährlich ein. Und was ist das?

Er sprach von Madame Dudevant oder George Sand, deren Wohnung wir soeben verlassen hatten; eine der bedeutendsten Erscheinungen auf dem weiten Felde der neueren französischen Literatur. Wir hatten Karten dort gelassen und uns für den nächsten Morgen angesagt. Es war vier Uhr; noch zwei ganze Stunden bis zum Essen; es konnten füglich noch zwei gewöhnliche Besuche abgestattet werden. Wir begnügten uns jedoch an diesem Tage nur noch mit einem einzigen, so lange währte er und so inteteressant war er.

„Nach den Archiven!" wurde dem Kutscher zugerufen. Eine tüchtige Strecke von dem Quai Malaquai. Endlich hielten wir vor einem Portale; wir gingen über den Hof, die breite Stiege eines großen Hotels hinauf. Wäh-

rend uns der im Vorzimmer postirte Bediente melden ging, erblickte ich durch eine geöffnete Seitenthür einen zierlich gedeckten Tisch.

„Wir kommen zur Unzeit," sagte ich meinem Begleiter, „es scheint, daß das Diner Ihren Freund bereits erwartet."

„Er speist nicht im Hotel," gab er mir zur Antwort, „sondern mit der Dame seines Herzens, der schönen Herzogin von B . . . ., auf deren Landsitze ich im vergangenen Sommer himmlische Tage erlebte. Das hier ist für die Dienerschaft servirt.

Der Bediente kam zurück und öffnete die Thür, um uns zu seiner Herrschaft einzulassen.

Wir traten in ein großes, reich decorirtes Arbeitszimmer; die Möbel und Vorhänge von blauem Atlas, der Kamin mit kostbaren Vasen und einer prächtigen Uhr geziert. Große Tische, mit Teppichen behangen, trugen schöne Gruppen und elegante Schatullen aller Art und Größe, und die Schränke an den Wänden, deren zahlreiche, mit grünem Saffian und Gold bekleidete Schubladen mit Aufschriften versehen waren, sowie ein weiter, mit mannigfachem Material bedeckter Schreibtisch in der Mitte des Salons schienen anzudeuten, daß wir uns in dem Arbeitsgemache eines stark in Anspruch genommenen Geschäftsmannes befanden.

Mit freundlichem Anstande kam uns ein Mann entgegen, der wol an dem Anfang der Dreißiger stehen mochte, von hohem Wuchse, das braune Haar in natürlichen Locken die breite Stirne beschattend, ein helles, verständig blickendes, dunkelblaues Auge auf uns gerichtet, eine freie Nase und ein überaus schöngeformter Mund. Dies war Mignet, der Jugendfreund des damaligen Premier-Mi-

nisters, und von Beiden der berühmtere Geschichtschreiber der französischen Revolution.

Mignet ist von ruhigem Temperamente und hat seinen Ehrgeiz nicht auf die Erlangung großer Macht und Ansehens gerichtet. Er bescheidet sich mit dem anspruchlosen Theile: ein sorgenfreies, angenehmes Leben zu führen und sich dabei seinen Lieblingsstudien ganz hingeben zu können. Und dies hat er erreicht. Mignet bildet einen schönen Gegensatz zu Thiers. Beide kamen als arme, ungekannte Leute nach Paris, um ihr Glück zu suchen. Wohin führte dies den Einen? Er stand in jenem Augenblick auf dem eminentesten Platz im Staate, während der Andere nur immer noch den bescheidenen Raum des Schriftstellers für sich in Anspruch nimmt. Jener, allmächtig, zählte außer seinen Kreaturen nur Feinde, während dieser geschätzt und geliebt von aller Welt wird. Rührend jedoch ist die Zuneigung, die Mignet seinem alten Jugendfreunde bewahrt, und sie brachte auf mich um so mehr diesen Eindruck hervor, je unumwundener die Art und Weise war, womit er sie vor dem ihm gänzlich Unbekannten zur Sprache brachte.

Der bekannte Aufsatz: „Adolphe Thiers" überschrieben, der zuerst in der Revue des deux mondes erschien, und von dem nun auch ein besonderer Abdruck veranstaltet wurde, rührt bekanntlich von Loeve-Weimars her. Dies ist ein noch junger Mann, in Hamburg geboren, der frühzeitig nach Paris kam und sich nunmehr dort naturalisirt hat. Er besitzt Geist und schreibt vortrefflich, das erkennen ihm selbst seine Gegner zu. Was ihn zunächst mit Haß gegen Thiers erfüllte, war der vergebliche Versuch, den er machte, die Direction der großen Oper zu erlangen, die von dem damaligen Minister des Innern Herrn Duponchel

übertragen wurde. Man weiß, daß dieses Amt eine Goldmine für Veron geworden war, und daß daher Loeve-Weimars' Zorn einen guten Grund hatte, da er sich wieder auf seine Schriftstellereinkünfte reducirt sah, während er von Schätzen träumte und sich schon als Alleinherrscher über ein Heer schöner, williger Sklavinnen erblickte. Seine Schriftstellerei soll ihm jedoch auch eine artige Summe jährlich abwerfen.

Was ich Loeve-Weimars nicht verzeihen kann, ist, daß er den Franzosen, d. h. jenen, die nicht deutsch verstehen und sich daher nicht mit eignen Augen überzeugen können, einen schiefen Begriff von unserer Literatur durch seine übrigens recht gelungene Uebersetzung der Hoffmann'schen Nacht- und Phantasiestücke beigebracht hat. Durch ihn ist es in Paris Mode geworden, bei Hoffmann zu schwören, Hoffmann als einen unserer ersten Geister zu bezeichnen, Hoffmann und Goethe stets zusammen zu nennen, als ständen sie ganz auf gleicher Stufe, und den Faust, sowie die Elixiere des Teufels so anzusehen, als seien sie aus einem Geiste hervorgegangen. Wie verwundert schauen uns die armen Leute an, wenn sie aus unserem Munde dann vernehmen, daß wir unsere großen Geister anders klassifiziren, und daß wir noch eine Menge Namen besitzen, die wir in die ungeheure Spalte hineinschieben können, die in unserer Literatur sich zwischen den Namen Goethe und Hoffmann befindet. Mit Entrüstung erwähnte Mignet jenes Artikels von Loeve-Weimars. Er sprach von Unwahrheiten und Entstellungen, namentlich von solchen, die den persönlichen Charakter des Premierministers in ein falsches Licht stellten. Da er glaubte, daß es mich als Deutschen ganz besonders interessiren würde, hielt er sich bei dem Begebnisse mit dem deutschen Buchhändler Schubart auf.

Dieser Schubart war stets ein excentrischer Mensch gewesen, der für neue und große Ideen leicht zu gewinnen war. Viele, die dies zu benützen verstanden, haben dem Mann zu seinem Ruin verholfen. So unter Andern Julius Klaproth mit seiner Sinomanie, dessen chinesisches Wörterbuch in Folio der arme Schubart auch in Verlag genommen hatte. Durch dieses Mannes Vermittelung unterstützte nicht nur der verstorbene Freiherr von Cotta den jungen Thiers mit reichlichen Fonds, sondern Schubart wußte auch noch auf andere Weise ihm wichtige Dienste zu leisten. Dies soll nun Thiers, wie Loeve-Weimars behauptet, mit dem schnödesten Undank vergolten haben. Er will Schubart in wahnsinnigem Zustande, als zerlumpten Bettler am Rhein umherirrend, gesehen haben u. s. w.

Diesem widerspricht aber Mignet geradezu als einer boshaften Verleumdung, und was er mir hierüber sagte, trug so sehr den Stempel der Wahrheit, und die ganze Art und Weise des Mannes war so überzeugend, daß ich keinen Anstand nehme, seine Worte hier als Widerlegung der Loeve'schen Angaben folgen zu lassen.

Schubart zeigte in seinem Alter Spuren von Wahnsinn, die sich besonders in der Lust offenbarten, sich fremdes Eigenthum anzueignen, wenn er auch keinen Gebrauch davon für sich zu machen wußte. Als diese Symptome für seine Umgebung immer lästiger wurden, beschlossen seine beiden freundschaftlichen Pfleger, Mignet und Thiers, auf Anrathen des Arztes, der davon eine Besserung für den Patienten versprach, ihn nach seiner Heimat zu senden. Allein auch dies soll nicht im Stande gewesen sein, den unglücklichen Mann wieder zu sich zu bringen, und nach kurzer Zeit war er wieder in Paris bei seinen jungen Freunden. Da Thiers keine Zeit dazu hatte, so war Mignet fast

allein mit der Sorge für Schubart beauftragt, und er trug gewissenhaft diese lästige Pflicht, die immer drückender wurde, da Schubart's Zustand sich mit den zunehmenden Jahren verschlimmerte. Aus seiner frühern Zeit als Buchhändler und noch mehr als Bücherfreund hatte er die Gewohnheit, stets auf schöne Einbände zu sehen, und diese Liebhaberei war nun in seinem Wahnsinn dahin ausgeartet, daß er jedes Buch, sobald er es in die Hände bekommen konnte, mit einem Risse seines Einbandes entkleidete, um, wie er sagte, es besser binden zu lassen. Man kann denken, welche Unannehmlichkeit dies herbeiführte, wenn er Mignet in seinem Studierzimmer, wie es fast täglich der Fall war, zu besuchen pflegte. Dieser konnte trotz der angestrengtesten Aufmerksamkeit dennoch manches Buch nicht vor den Händen Schubart's schützen. Hatte man ihm heute neue Kleider geben lassen, so waren sie oft am andern Tage schon wieder beschmuzt und zerrissen; dies war vorzüglich mit Schuhen und Strümpfen der Fall. Der Bediente erhielt dann sogleich den Auftrag, ihn abermals mit neuen zu versehen; Schubart pflegte gewöhnlich den Bedienten in die Magazine zu begleiten, wo die Einkäufe für ihn gemacht wurden, aber dann blieben auch die Reclamationen der Kaufleute nicht aus, denen er stets einige Gegenstände heimlich zu entwenden pflegte.

Trotz aller dieser Unannehmlichkeiten behielt Mignet diese Vormundschaft, und Thiers entzog ihm, wie er mir betheuerte, seine thätige Beihülfe nicht, bis der unglückliche Mann gestorben war.

Mignet beschäftigt jetzt ein großes geschichtliches Werk, das er auf Kosten der Regierung herausgibt. Es führt den Titel:

Négotiations rélatives à la succession d'Espagne sous Louis XIV.

und ist nach den im königlichen Staatsarchive vorhandenen Documenten bearbeitet. Es wird vorläufig nicht in den Buchhandel kommen. Die Einleitung hat Mignet für seine Freunde besonders abdrucken lassen; sie gibt Aufschluß über diese mit dem gewissenhaftesten Fleiße und der gründlichsten Forschung ausgeführte Arbeit des berühmten Geschichtschreibers.

Er sprach mit vieler Bescheidenheit von dieser wichtigen Arbeit, ohne jedoch die Mühe zu verschweigen, die er darauf verwendet hatte.

Ich verließ Mignet mit einem Gefühle, das uns sonst einem jungen pariser Schriftsteller gegenüber nicht anwandelt. Es sprach sich in seinem Wesen eine gediegene Würde aus, die sich gleich fern von dem pedantischen Stolze eines Stubengelehrten, wie von dem zurückstoßenden Wesen eines Emporkömmlings hält. Es war hier jene von wahrer und tiefer wissenschaftlicher Durchbildung erzeugte Milde anzutreffen, mit einer feinen Lasur pariser Weltbildung übergossen; eine so reizende und wohlthuende Vermischung, als sie nur angetroffen werden kann.

Ich werde den Eindruck, den diese Erscheinung auf mich machte, nicht vergessen.

2.

Am andern Morgen waren wir glücklicher; Madame schlief nicht und wir traten unangemeldet in das kleine, seltsam ausgeschmückte Boudoir der Dame, wo sie, umge-

ben von einigen jungen Schöngeistern und Kritikern, auf dem Divan saß.

Das Zimmer trug den Stempel des von Janin zuerst wieder aufgebrachten Pompadour-Geschmacks, jedoch nicht in seiner kostbaren Reinheit, sondern mit einigem Gout de la Renaissance und andern fremdartigen Elementen untermischt. Es war nichts aus einem Stück davon, und man hatte zu allerlei Ausschmückungen seine Zuflucht genommen, um die Möblirung zu vollenden. Man sah einen modernen Flügel, moderne Tische, antike Lehnstühle, ein paar inkrustirte Schränke, wie sie die Mode nennt, herrliche Blumen in Töpfen und Vasen, chinesisches Porzellan in großen Stücken, einige alte Gemälde in uralten Rahmen, Seltenheiten und Curiositäten, wie sie das Gewölbe der Marchands de bric à brac, unsern Trödlern gleichbedeutend, zieren. Dazwischen hingen an den Wänden Crucifixe, kleine Bilderchen, verwelkte Kränze, Angedenken, nicht fähig, als Schmuck der Wand, an der sie hingen, gelten zu können, wol aber mit süßen oder schmerzlichen Erinnerungen die Besitzerin zu erfüllen, wenn ihr Auge unwillkürlich darauf fiel. Aus der ganzen Anordnung des Boudoirs sprach das schwärmerische Gefühl, das die Schriften Georges Sand's erfüllt. Die blauen Vorhänge waren herabgelassen und warfen ein zauberisches Helldunkel in das Gemach; es hatte nur e i n Fenster. In einer fast dunkeln Nische, blau und weiß zeltartig drapirt, saß in den weichen hohen Kissen des Divans eine kleine, zierliche Frau, mit sehr großen braunen hervortretenden Augen, an jeder Seite der hohen Stirne dicke schwarze Locken, mit farbigen Schleifen durchflochten, die Hinterhaare dicht an das Haupt gesteckt, nach Art der Landmädchen in gewissen Gegenden Italiens, welches denselben ein fast männliches Aussehen gibt. Ihre Kleidung

bestand in einem dunkelblauen Schlafrock, der gleichfalls zwischen einem männlichen und weiblichen die Mitte hielt; sie saß ungezwungen, eine kleine Porzellanschaale im Schooße, woraus sie kleine Blätter nahm, die sie in zierlich zugeschnittenes Papier wickelte; wenn sie sprach, zeigte sie ihre großen weißen Zähne, und eine starke, etwas gebogene Nase verlieh ihrem Gesichte einen Ausdruck von Entschlossenhiet, dem jedoch die weibliche Grazie nicht fehlte. Es war eine schöne Vermischung der Schönheiten beider Geschlechter in diesem Kopfe, allein die Zierlichkeit desselben und die Anmuth der Bewegungen gaben hier den Ausschlag, und man mußte einer schönen Weiblichkeit darin den Vorrang zuerkennen. Ich glaube, an dieser Grenze kann nur eine Französin den Sieg der Weiblichkeit retten, und ich denke mit Schaudern daran, ähnlichen Naturspielen im Vaterlande begegnet zu sein. Madame Dudevant ist nichts weniger, als was man sich bei uns unter Mannweib denkt, und doch macht sie als Weib den Uebergang zum andern Geschlechte, wie der Aal zur Schlange, wie der Polyp zu den Pflanzen.

Man sprach von den neuesten Erscheinungen der Literatur.

„Ach, Jocelyn!" rief sie aus, „welch ein Werk, welch ein Gedicht! Wie beneid' ich die Glücklichen, die in Versen schreiben können, das ist die Weihe des Dichters! Unsere arme Prosa ist das Gewand des Bettlers — es ist nichts! Wie groß ist Lamartine!"

Man suchte sie zu widerlegen; man sprach von schöner Prosa, von ihren Werken, ohne jedoch in fade Schmeichelei auszuarten; sie wollte davon nichts wissen und blieb dabei, daß man nur in Versen Dichter sein könne.

„Nur was erfunden ist, sei schön!" rief sie! sie hasse

alle Beschreibungen und könne sich nie dazu entschließen, Reisen und dergleichen zu lesen. Sie brauche bei ihren Arbeiten keine Studien zu machen; irgend eine vorüberfliegende Erinnerung, irgend eine oberflächliche Kenntniß sei ihr genug, ihren Erfindungen das Colorit zu geben; nähere Details in dieser Hinsicht verschmähe sie stets."

Nach diesen Aeußerungen mußte es mir unangenehm sein, daß Marmier, der Redakteur der Revue-germanique, der zugegen war, von meinem Buche über Tirol zu sprechen anfing und es ihr zur Lectüre empfahl, da sie eben mit der Ausarbeitung eines Romans beschäftigt war, dessen Schauplatz jenes Gebirgsland ist. Er meinte, bei diesem Stoffe dürfte eine locale Färbung allerdings der Darstellung einen bedeutenden Reiz hinzufügen.

Sie wandte sich hierauf anmuthig nach mir, um mich zu fragen, ob mein Werk übersetzt sei; dann — als ich es verneinte — beklagte sie, es nicht benutzen zu können und sich mit Mercey begnügen zu müssen. Sie wollte wissen, was ich von seinem Buche halte.

Ich lobte die pitoreske Seite desselben, und da ihr nichts an der Genauigkeit in den Angaben zu liegen scheine, so glaubte ich, daß Mercey ihr trotz seiner vielen Unrichtigkeiten dennoch gute Dienste leisten könne. Ich mußte ihr dann noch Einiges von Hofer erzählen, und Marmier versprach zum Schlusse, das ihn Betreffende aus meinem Buche nächstens für den Impartial zu übersetzen, wo er soeben auch die Einleitung meines Münchner Panoramas hatte abdrucken lassen.

Wir sprachen von deutschen Schriftstellerinnen. Ich erwähnte Rahel's und Bettina's, dieser neuen, so glänzenden Erscheinungen; ihre Namen waren nie bis hierher gedrungen, die liebenswürdige Madame Dudevant wußte nichts

von ihnen, die anwesenden Franzosen hatten keine Ahnung davon — nur Marmier kannte sie vom Hörensagen.

Nur eine deutsche Schriftstellerin war diesem Kreise bekannt; es war nicht die Schoppe — deren Kinderschriften man jetzt zu übersetzen anfängt — nicht die Hanke, nicht die Schopenhauer, nicht die Gräfin Hahn-Hahn, nicht Caroline Pichler, nicht Agnes Franz, nicht die Birch-Pfeifer — es war die Frau von Chezy, die Chezy einzig und allein, die von der allerliebsten Dudevant außerordentlich geliebt wurde. Sie lächelte über die Toilette und über das Benehmen derselben, aber sie war entzückt von dem Fond von Poesie, die unbestreitbar in ihr schlummert, und sah sich hingezogen zu ihrem liebevollen Gemüthe. Es empörte sie zu hören, wie unglimpflich man über diese Frau hie und da in Deutschland urtheile. Sie hatte sie während ihres Aufenthaltes in Paris oft gesehen und sich ihres Umgangs wahrhaft erfreut.

Am unglücklichsten war es der Frau von Chezy in München ergangen; aber wer diese Stadt kennt, wird auch wissen, daß man dort gerade für die Poesie jener Frau nicht die geringste Empfänglichkeit besitzt.

Zwischen dem Musiker Lißt und Madame Dudevant herrscht ein höchst empfindsames Verhältniß; die Briefe, die sie ihm aus der Schweiz geschrieben und die in der Revue des deux mondes abgedruckt erschienen, geben davon zum Theil Kunde. Sie sprach mit großem Antheil von ihm und wollte ihn im nächsten Sommer in der Schweiz besuchen. Trotz ihrer Verbindungen mit jungen Männern, soll Madame Dudevant — frei und unabhängig wie sie ist — ihr Herz sehr rein erhalten und Niemand aus ihrer nähern Umgebung sich einer vertrauten Gunstbezeigung zu rühmen haben. Ihre früheren Schicksale waren stürmisch bewegt,

sie kennt das Herz und die Menschen, und aus der Vereinigung dieser Kenntniß mit einem schönen warmen Gefühle, einer großen Tiefe der Empfindung uud einer reichen Phantasie entstehen eben die wunderbaren Gemälde, so einfach und wahr und ergreifend, die sie in diesem Augenblicke zu einer so bedeutenden Erscheinung in der Literatur machen.

Das Gespräch hatte eine ziemlich lange Zeit gedauert und Madame Dudevant war mit der Arbeit zu Ende, deren ich schon vorhin Erwähnung gethan. Sie holte jetzt zwei tüchtige Cigarrendosen aus dem Schranke und stopfte die kleinen Papierwickel sorgfältig hinein, denn was sie bis dahin gemacht hatte, waren nichts Anderes als kleine spanische Papiercigarren, die sie für die eigene Consumtion verfertigte.

Während der Arbeit hat nämlich Georges Sand die Gewohnheit zu rauchen.

„Es strengt mich wohl an," sagte sie, „sechs bis acht Stunden auf einem Fleck zu sitzen und zu schreiben — zu schreiben — während Kopf und Seele arbeiten — daß mir das Blut zu den Augen herausspritzen möchte. Viel leichter denk' ich mir das Dictiren, auf- und abgehend im Zimmer, oder mit geschlossenen Augen in eine Ecke des Divans gedrückt — allein dabei würd' ich zu viel rauchen und davor fürcht' ich mich."

Sie ist nur selten in Paris. Auf dem Lande ist sie so glücklich, in einer Familie zu leben, deren Mitglieder aus Zuneigung für sie willig die Nacht zum Tage machen, wenn sie es wünscht; denn Georges Sand schreibt nur des Nachts und mag dann nicht allein sein. Es erfüllt sie mit Schauder, Alles um sich schlafend zu wissen; ihre Umgebung muß plaudernd im Nebenzimmer sein, oder mit ihren gewöhnlichen Arbeiten beschäftigt, dann wird ihr wohl

und dann kommt ihr die Lust zum Schaffen an. Sie schreibt die ganze Nacht hindurch; gegen Morgen legt sie sich nieder und schläft dann bis Mittag, das heißt, was wir Mittag nennen; in Paris ist es noch weit davon. Hierauf kommen Besuche, dann wird Toilette gemacht, gegessen und ein Theater besucht; oft wird auch in den Abendstunden geschlafen, um die Nacht munter zu sein.

Auch in Paris haben sich, wie sie mir gestand, Freunde gefunden, welche die Nacht mit ihr zubringen, und ich muß gestehen, wenn mich nicht Theater und Soiren während meines kurzen Aufenthalts zu sehr in Anspruch genommen hätten, so würde ich um die Erlaubniß gebeten haben, ein Mal von der Partie sein zu dürfen.

Am Abende sah ich sie mit demselben Kopfputze in der großen Oper; dieselben dicken Locken mit den Bandschleifen durchzogen, gleich der Fenella in der Stummen von Portici; Alles trug kokette Häubchen, winkende Blumensträuße auf den breitschirmigen Hüten, wie es die letzte Mode erheischte — Georges Sand erschien in der einfachsten, natürlichsten Coeffure. Der bekannte Republikaner Michel, ihr Anwalt in ihrem Scheidungsprozeß, der außer den unerläßlichen weißen Handschuhen nichts Elegantes an seinem Aeußern hatte, führte sie die Treppe hinauf, wo sie, den Kopf lieblich zurückgewendet, heitere Worte mit uns wechselte.

Man gab die Hugenotten, diesen harmonienathmenden Coloß; ein bewundernswerthes Kunstwerk! Georges Sand ist entzückt davon, sie versäumte bis jetzt keine Aufführung desselben.

3.

Meyerbeer wohnte im dritten Stock des Hôtel-des-Princes; in jeder Stadt Deutschlands würde er eleganter wohnen; für ein pariser Hôtel-meublé ist das Apartement schön.

Mitten im Salon steht ein offener Flügel; Schreibzeug, Papier, einige Bücher liegen darauf; hier schafft der Componist in den frühen Morgen- oder Abendstunden, denn den Tag über ist er so sehr durch Besuche in Anspruch genommen, die er zu geben oder zu empfangen hat, wie jeder andere Pariser. Am fleißigsten arbeitet er wol, wenn er im Sommer von Paris abwesend ist.

Obgleich die Franzosen nicht ohne Scheelsucht auf einen Deutschen sehen mögen, der sich fast ausschließlich ihres größten Theaters bemächtigt hat, das ihr Stolz ist, und für welches der Staat eine so bedeutende Summe bewilligt, um es auf seiner Höhe zu erhalten; obgleich dieser Deutsche ihren nationellen Auber fast ganz von dieser Scene verdrängt hatte und Rossini offenbar seinetwegen mit dem Publikum schmollt und ihm die lang verheißenen und sehnlichst erwarteten neuen Meisterwerke vorenthält — Gründe genug, um ihm Widersacher auf den Hals zu hetzen — steht der königlich preußische Hofkapellmeister und Ritter der Ehrenlegion Meyerbeer dennoch in Paris nicht nur in einem hohen Grade von achtungsvoller Anerkennung, die seinem großen Talente, bei den unbestreitbaren Beweisen, nicht entgehen konnte, sondern auch in vollstem Genusse einer wohlwollenden Gesinnung, die er wol hauptsächlich seiner Anspruchslosigkeit und Gutmüthigkeit zu verdanken hat, die sich in seinem ganzen Wesen kundgibt.

Die härtesten Urtheile, die ich über Meyerbeer's Musik gehört, waren folgende:

Ein berühmter Sänger der italienischen Oper fragte mich:

„Avez vous entendu les Huguenots?“ Ich antwortete, daß ich sie für ein Meisterwerk halte.

„C'est sur,“ gab er mir zur Antwort, „mais je n'y comprends rien!“

Darauf war ihm nichts zu entgegnen und ich schenkte ihm willig Glauben.

Ein eifersüchtiger Franzose hingegen äußerte unumwunden sein lautes Misfallen darüber, daß man einen Fremden, zum Nachtheil der einheimischen Talente, so sicher Platz greifen lasse; daß dadurch echte französische Musik ungerechter Weise verdrängt werde; und daß es ein Leichtes sei, mit Glocken, Schießen und allerlei außermusikalischen Hülfsmitteln große Wirkung zu erzielen.

Diese letztere Anführung ist indeß ungerecht; die Partitur der Hugenotten entbehrt aller dieser Effecte, und sie wäre eben so schön, wenn das Glockenläuten und Schießen nicht an jenen Stellen einfiele, wie es von der Handlung aus bedingt wird; daß der Componist es so geschickt zu benutzen wußte, und den scenischen Eindruck dadurch verstärkte, kann ihm nicht zum Vorwurf gemacht werden, und Jeder würde wol ein Gleiches gethan haben. Uebrigens vergessen diese Eiferer, daß ihre erste lyrische Scene schon einmal einem Deutschen anheim gefallen war, dem Ritter Gluck, der sie gegen einen bedeutenden Rival siegreich zu behaupten wußte, und daß ihre Musik von jeher, und in neuerer Zeit insbesondere, von deutschen und italienischen Meistern große Vortheile zog, daß Rossini auf ihren Gesang, Weber auf ihr Orchester Einfluß übten, und daß Beethoven und Haydn die Quintessenz ihrer gepriesenen

Concerte des Conservatoirs bilden. Diesen Thatsachen lassen sich keine Widersprüche entgegenstellen.

Diese angeführten beiden Pole bezeichnen indeß streng den ganzen Raum, den die Gegner Meyerbeer's einnehmen; für alle andere Gehege der musikalischen und nicht musikalischen Welt ist er — der gran maestro, der gelehrte Harmonist d'un travail consciencieux, der Schöpfer edler, origineller Melodien, der Mann von Geschmack und Bildung.

Noch sehr jung verließ Meyerbeer das Haus seines reichen Vaters, um an der Seite eines Hofmeisters durch die Welt zu ziehen. Wir erinnerten uns mit Vergnügen schon im Jahre 1815 zusammen dem ersten Conzerte beigewohnt zu haben, das die damals angebetete Catalani bei ihrer Ankunft aus London in Paris gab. Der junge Meyerbeer genoß damals die Ehre, mitten unter den musikalischen Autoritäten zu sitzen, für welche auf beiden Seiten der Scene Lehnstühle gestellt worden waren.

Mit der tüchtigen Grundlage des Vogler'schen Unterrichts, den er zugleich mit Weber genossen, zog er über die Alpen, um die Kunst des Gesangs, eine von vielen unserer neuern Componisten sehr vernachlässigte Kunst, mit Eifer zu studiren. Er heftete sich mit unermüdlichem Fleiße an die Fersen der großen Sänger, er suchte ihre Spuren auf, wo er sie fand: in der Kirche, in den Theatern, in den Salons; er studirte sie, er trug ihre Manier emsig in sein Gedenkbuch ein; er erwarb sich auf solche Weise einen unbezahlbaren Schatz. Nun versuchte er sich selbst, nun begann er Das zur Schau zu legen, was er erlernt, was er gesammelt; er wußte, daß es nichts Bleibendes sei, was er auf diese Weise schuf, aber er wollte sein Talent an dem Urtheil jener alten, geborenen Kenner des Gesangs prüfen, er wollte sein eigenes Urtheil über seine Fähigkeiten

feststellen. Daß die Opern, die auf solche Weise in Italien entstanden sind, den Weg in sein Vaterland fanden, erfüllte ihn anfänglich mit Schrecken, später mit Scham; und nur die gehässigen Urtheile, die hier und da darüber laut wurden, ermannten ihn erst zu dem gerechten Stolze, das Gute darin nicht ganz zu verkennen und auch den Beifall, den sie bei der Darstellung in Deutschland erhielten, für sich im vollkommensten Maße in Anspruch zu nehmen.

Um seine ganze Kraft, seine erlangte Wissenschaft, sein reiches Talent, das in ihm schlummerte, ganz zu entfalten, bedurfte es indeß eines andern Schauplatzes für ihn, als die Scene einer italienischen Stadt während des Carnevals. In die Mannsjahre getreten, verließ er Italien mit dem festen Vorsatze, die Bahn zu verlassen, die er dort, um zugelassen zu werden, betreten müssen. Wohin sollte er sich wenden? Nach Deutschland? dem armen Deutschland, das so wenig Vertrauen zu sich selbst hat und nur zögernd eine Gabe empfängt und sich so gern vom Auslande Gesetze vorschreiben läßt? Nach Deutschland, wo selbst Hoftheaterintendanten lieber nach ausländischen Partituren greifen, um das Honorar an Dichter und Componisten zu sparen? Unsere armen Theaterdirectoren! diese kleinlichen, abhängigen, gebundenen und doch so tyrannischen Machthaber, die das Publicum verachten und vor ihm zittern; diese komischen Widersprüche; öffentliche Personen ohne Oeffentlichkeit; Vorsteher von Kunstanstalten ohne Begriff, Sinn, Liebe für Kunst und Künstlerwesen, welche die Gunst oder ein unbestimmter Trieb zu Dem machte, was sie vorstellen, und die erst an Coulissen- und Komödiantengeklatsche sich zu Dem heranbildeten, was sie sind!

Meyerbeer that recht, sich solchen trostlosen Wechselfällen nicht zu überlassen. Ein armer Teufel hätte keinen andern

Ausweg gewußt; allein der Himmel schenkte dem wackern Meyerbeer zu seinem Talente auch noch eine Million! Wahrlich keine schlechte Zugabe! Diese Million verhalf ihm dazu, daß er den besten Unterricht haben konnte; daß er von Jugend auf sich nicht mit Erbärmlichkeiten umgeben sah, sondern gleich eine Luft athmete, die ihn auf des Lebens Höhen hob; diese Million ließ ihn noch jung und das warme Herz jedem schönen Eindruck offen an der Seite eines strenge gewählten Hofmeisters die interessantesten Städte Europas durchstreifen und Alles hören und sehen, was damals berühmt war und entzückte; diese Million setzte ihn in Stand, ein ungebundenes Künstlerleben in Italien zu führen und Studien zu machen, die erst dann — nach der angenommenen Methode — für uns Werth erhalten, wenn sie die Alpen zurückgemessen. Mit dieser Million endlich durfte er nicht Deutschland seine erste Oper anbieten, die er bei seiner Rückkehr aus Italien in Brust, Herz und Kopf trug, um sie auf irgend einem unserer Theaterchen in irgend einer kleinen Stadt unvollkommen aufgeführt zu sehen und dabei selbst den Taktstock führen zu müssen; sein Geld bewahrte ihn vor dem Schmerz, die müden Dirigentenarme nach der Aufführung rastlos sinken zu lassen und sie dann nur zu erheben, um sich die Thränen verzweifelnd aus den Augen zu wischen.

Ich bin weder geldgierig noch neidisch, aber wär' ich Künstler, ich könnte Meyerbeer um seine Million beneiden. Gibt es ja doch sogar fanatische Thoren unter uns, die ihm auch daraus ein Verbrechen machen wollen!

Meyerbeer wandte sich nach Paris, um dort ein Werk auf die Scene der großen Oper zu bringen. Das war nicht leicht; er mußte mehre Jahre dort leben, er mußte sich Freunde erwerben, er mußte sich über seine Anwart-

schaft ausweisen, bis er zum Ziele gelangen konnte. Wohl ihm, daß er es konnte! Daß er sich nichts erschlichen hat, beweisen die 150 Vorstellungen seiner Erstlingsoper, der Succeß seiner neuen. Robert wird dauernd auf dem Repertoir bleiben; schon sind vier Jahre vorüber seit seinem Erscheinen und noch immer füllt er das weite Haus, noch immer trägt er 10,000 Franken der Kasse ein; die Stumme von Portici, als die beliebteste Oper der neuern Zeit, hat diesen Erfolg in Paris nicht erlebt. Wie ersprießlich dem Meister seine 80,000 Franken Renten sind, bewies sich aber auch bei dieser Gelegenheit. Erst nach vier Jahren durfte er wieder mit einer neuen Oper: den Hugenotten, erscheinen. Solcher Werke lassen sich aber nicht vier im Jahre liefern, sondern man braucht wol vier Jahre, um sie zu empfangen und niederzuschreiben; und überdies würde auch die große Oper nicht in kürzerer Frist solche Riesenwerke von demselben Componisten zulassen. Was jedoch Robert seinem Schöpfer eintrug, wäre nicht im Stande, Jemand vier Jahre lang in Paris freizuhalten, selbst wenn er so einfach leben wollte wie Meyerbeer. Der ganze Vortheil belief sich auf 40,000 Franken für ihn und den Dichter, ich weiß es aus Beider Munde; mithin für einen Jeden 5000 Franken im Jahre. Aber was ist das in Paris? Und wo ist der glänzende Gewinn, den doch ein Werk hätte abwerfen müssen, das einen so seltenen, ungewöhnlichen Erfolg hatte? Dank sei es aber wieder seinem Reichthum, Meyerbeer konnte ruhig zusehen und das Deficit in seinem Budget aus eignen Mitteln decken; er durfte nicht Paris verlassen, um wie arme deutsche Componisten sich mit den Choristen abzuplagen und den Taktstock zu schwingen.

Gleichwie im Robert, so war auch in den Hugenotten eine solche Masse von Musik, daß man mit Dem, was bei den Proben weggeschnitten werden mußte, noch eine recht umfangreiche Oper gehörig ausstatten könnte. Allein so wie Meyerbeer seine Abschnitzel aus dem Robert nicht für die Hugenotten verwendet hat, so wird er auch die aus der letztern Oper nicht für seine neue verwenden. Darin handelt er mit einer wahrhaft deutschen Gewissenhaftigkeit; jetzt strömt ihm noch der Gedanke reichlich genug, sagt er, und er liebt es, seine Schöpfungen aus einem Gusse entstehen zu sehen, und verschmäht die Mosaikarbeit. Sollte ihn einmal die schaffende Phantasie verlassen, so hofft er erst aus den weggelegten Bruchstücken seiner jetzigen Periode Gebrauch zu machen, und wahrlich, es wäre zu beklagen, wenn er es nicht thäte; denn nicht das Schlechteste der Partitur ist es, was bei den Proben gestrichen wird, sondern Das, was die Einrichtung der Scenen, die Oekonomie der Vorstellungen, die gebieterische Zeit der Dauer der Darstellung überflüssig macht. Ich hörte von vielen Seiten mit großem Bedauern eines Trios von Frauenstimmen erwähnen, was auf diese Weise den Musikfreunden in den Hugenotten entzogen wurde und ein Meisterstück sein soll.

Gleichgültig konnten indeß diese Anforderungen der Régisseure und der theatralischen Nothwendigkeit unsern Meister nicht lassen, und er wurde mir geschildert: bleich, aufgelöst, wie vernichtet, mit gefalteten Händen bei den Proben dastehend und kaum vernehmend, was wohlmeinende Freunde, um ihn aufzurichten, ihm von seinem nahe bevorstehenden Triumphe ins Ohr raunten. Die erste Mitternacht nach der Aufführung machte diese Freundesstimmen zur Wahrheit und erhob ihn wieder. Diese Leidenschaftlichkeit für sein Werk, für sein Kind ziemt dem Künstler, dem Vater! Wer

dieses Feuer in der Brust nicht besitzt, bringt sich um den schönsten Genuß, auf seine Mitwelt mächtig zu wirken; denn was das Bewußtsein des Besitzes auch Erhebendes hat, mit Ruhm unter den Lebenden zu wandeln, ist der höchste Genuß auf dieser Erde. Wer das Leben der Meister in der alten Kunstzeit kennt, weiß, wie sehr sie diesem Ziele nachstrebten, welche Opfer sie brachten, welchen Weg sie einschlugen, wie sie von einer edeln Eifersucht bis auf den Tod gepeinigt wurden und welche Handlungen und welche Werke ihnen dies eingab. Wir wollen es unsern neuern Künstlern nicht zu hoch anrechnen, wenn sie etwas von diesen Elementen in sich tragen, die sich in unserer Zeit in mildern Stralen brechen und statt des flinken Stilets des italienischen Mittelalters andere Hebel in Bewegung zu setzen wissen.

Dies zur gerechten Entschuldigung für Viele, die von der seichten Philisterei unserer Tage so breit und miswollend beurtheilt werden.

4.

Brr! Ich habe mir diesen Morgen eine starke Emotion bereitet. Ich habe sie vor mir gehabt die fürchterlichen Köpfe Fieschi's, Lacenaire's, Avril's; ich komme soeben aus Finsterniß und Leichendunst! Noch ganz voll von dem Eindrucke eile ich zu Freunden, zu Freuden; der Tag ist mir verdorben, das fühle ich!

Und sie waren nur von Wachs, nur Wächserne befühlt' ich mit diesen Fingern, besah ich mit diesen Augen, und doch war es schrecklich genug. Der Künstler hatte sie treu

nach den Originalen gegossen, als noch das Blut kaum geronnen war, als noch die Muskel zuckte, — als noch — wie schrecklich! — der Schmerz vielleicht darin fortwährte — das arme Gehirn darin dachte. Man weiß von anatomischen Präparaten her, die wol Jeder gesehen hat, wie täuschend sich Fleisch, Fett, Blut, Ader, Flechse, Sehne in Wachs wiedergeben lassen; dieses Schwellen, dieser Glanz; es ist Alles so weich, fett, kraus, glatt! Was uns an Wachsfiguren so abschreckend vorkommt, das Todte, das ist eben hier in der Nachahmung desselben so traurig wahr.

Ich nahm Fieschi's Kopf in die Hand. Die ersten Bilder, die man von ihm verbreitet hatte, sehen ihm nicht im geringsten ähnlich; der Himmel weiß, welches Gesicht jenen Bildern gesessen hat. Man sprach davon, daß ein armer Bilderhändler den Witz gemacht habe, den alten Stein mit Louvel's Portrait, der ihm noch da lag, schnell mit einer neuen Unterschrift abdrucken zu lassen. Die letzten Bilder hingegen, die man erhielt, waren nicht ohne Aehnlichkeit; allein es waren die Chargen von Fieschi's Zügen; Alles darin streift an Caricatur. Wäre dies nicht, so müßte der gewaltsame Tod, den dieser Mensch erlitten, seinen Zügen eine Verwandlung aufgedrückt haben, die sehr zu ihrem Vortheil gereichte. Wüßte er es, so würde dies der Eitelkeit, die ihn besessen, eine angenehme Nahrung geben; es ist nur Schade, daß dies Verschönerungsmittel als Toiletten-Kunstgriff keine Anwendung finden kann.

Das Besonderste an dem Kopfe, den ich in der Hand hielt, war der unterste Theil desselben. Wir haben wol schon oft in Bildhauer- oder Malerwerkstätten Todtenmasken betrachtet; an den Kopf schließt sich der Hals und das Ganze endet schön geglättet von der Hand des Künstlers, der den Anfang der Schultern, den Nacken, ein Stück von

der Brust wohlausgebildet hinzugefügt hatte — hier war es anders. Dieser Kopf endete schnell, plötzlich, unter dem Kinn war Alles aus; dies machte einen befremdlichen Eindruck, es war aber gewiß ganz treu nach dem Original. Das Beil war in das Genick gefahren und hatte nur den Kopf abgeschlagen, der ganze Hals war an dem Rumpfe geblieben. Aber die Muskeln, die Drüsen waren dem Eisen nachgequollen, das sah man deutlich, es war keine Ebenheit sichtbar; unförmliche Klumpen drängten sich überall hervor und gaben diesem Kopfe eine widerwärtige Eigenthümlichkeit.

Wie sie nun so ruhig schlummerten, diese Züge! noch so kurz — und sie blickten nach dem einen Auge der Ninna Lassave, dem Sterne dieses unruhvollen Lebens, um Trost und Freude darin zu finden, während das Beil schon bereit war, das ihm in den Nacken fahren sollte. Einen Franken zahlte man, um alle Köpfe zu sehen; ich schenkte diesem Einen nur Aufmerksamkeit und entfloh aus dem dunkeln, mit Kerzen spärlich erleuchteten Zimmer.

Paris hat diesem Kopfe seine jetzige Ruhe zu danken; es ist gewiß, daß der Schauder, den die Höllenmaschine in den Gemüthern hervorrief, sie empfänglicher für die strengen Anordnungen machte, welche die dringende Gefahr hervorzurufen schien und die noch immer fortbestehen.

Draußen war es sonnig; einer jener seltenen Lichtblicke, die mich — während ich in Paris war — erfreuten. Ich wollte sie benutzen und ging den Boulevard hinab zu Daguerre's Diorama. Vor einigen Jahren habe ich einen schönen Morgen hier verlebt, den ich in meinem Pariser Album beschrieben.

Damals hatte Daguerre bei der Darstellung des Chamounithales zu Hülfsmitteln seine Zuflucht genommen, welche ihm die Künstler zum Vorwurf machten. Es war

eine Vermischung von Täuschung und Wirklichkeit, die den besten Eindruck hervorzubringen im Stande war; wirkliche Bäume, wirkliche Mauersteine mit Mehl statt des Schnees bestreut, vorn eine gebaute Hütte, Geräthschaften aller Art, eine lebendige, meckernde Ziege und dann das trefflich ausgeführte Gemälde, sodaß Niemand anzugeben vermochte, wo die Wirklichkeit aufhöre und die Täuschung beginne. Man warf ihm mit vollem Rechte ein, daß dies keine Malerei mehr zu nennen sei; er aber erwiderte darauf: seine eigentliche Aufgabe sei die größte Täuschung in der Nachahmung der Wirklichkeit, und es sei ihm gleich, wie er zu diesem Resultate gelange.

Jetzt ist er davon zurückgekommen. Ich sah abermals eine Schweizergegend, allein ohne alle jene Hülfsmittel. Es war das Thal von Goldau, vor dem Bergsturze. Vor uns das friedliche Dörfchen, von nahen und fernen Gehöften und Meiereien umgeben; der See, der Wildbach, der Rigi, der Roßberg, die fernen Gletscher, ein heiterer Himmel! Alles im höchsten Grade natürlich nachgeahmt; wir vermeinen, nur einen Schritt vorwärts thun zu müssen, um uns in der lieblichsten Schweizergegend zu befinden, deren reine Luft uns erquickend anweht. Wir sehen auf viele Stunden weit in die schönste Schöpfung Gottes und vergessen ganz, daß wir uns in einem kleinen Hause des Boulevards, in einem nur mäßigen Saale befinden. Nach und nach verfinstert sich das Bild, in dem dunkeln Hintergrunde leuchten Blitze, die bald stärker werden; rechts senkt sich der Gipfel des Berges; ein falber Schein erhellt die Scene; ein gräulicher Tag erlaubt uns nun, die Gegenstände wieder wahrzunehmen; Goldau ist verschwunden; der See ist ausgetreten; der Wildbach tobt und schäumt; große Felsentrümmer füllen den Abhang und einen Theil des Thales, aus dem

im Vordergrunde, wie durch ein Wunder gerettet, die freundliche Hütte, mit Weinlaub umzogen, noch hervorragt, während dicht daneben Alles in Schutt und Graus begraben liegt. Diese ganze Verwandlung geschieht blos durch die Beleuchtung, die jetzt nach und nach wieder in den hellen, freundlichen Tag übergeht und uns Goldau, die Gehöfte, den See, das Bächlein, den Berg im schönsten Lichte und im beruhigendsten Zustande zeigt. Dies konnte nur Daguerre's Meisterhand. Das arme Goldau aber erstand nicht wieder und liegt für ewig unter den Trümmern des Berges begraben.

Als ich mich von hier zu dem andern Ende des Saales begab, war ich — der ich doch dieser Täuschungen gewöhnt bin — im ersten Augenblicke der Meinung, ich sei irre gegangen und trete in einen gothischen Gang, bis ich im Hintergrunde Kanzel und Altar entdeckte und nun mich erst darin zurecht fand, daß ich abermals ein Daguerre'sches Bild vor mir habe.

Es war das Schiff einer Kirche; Gemälde an den Pfeilern und Seitenaltären; der Hochaltar; die Kanzel; ein Dämmerlicht im ganzen Raume verbreitet; durch die obern Seitenfenster fällt ein bläulicher Tagesschein auf die Emporkirchen; die Glasgemälde des Chors stralen im hellsten Glanze. Bald wird es draußen dunkler, lange tiefe Schatten werfen sich in die Gänge; das Gewölbe verschwindet in Grau; die Pracht der Glasmalereien erlischt. Sieh da! ganz hinten im Chore verbreitet sich ein matter Schein; die Kerzen und die Lampen am Hochaltare werden angezündet, es wird immer heller; bald schimmert Alles dort unten in märchenhafter Pracht; die ganze Kirche füllt sich mit Betenden; knieende Gruppen; neue kommen hinzu; der messelesende Priester, die Ministranten, Alles wird von dem

künstlichen Lichte der Kerzen und Lampen bestralt, nur hoch oben — seitwärts — bricht noch ein matter grauer Schein und läßt die vordern Emporkirchen sich grell von dem Uebrigen abscheiden, da dorthin die Beleuchtung des Chores nicht wirken kann. Eine Wahrheit, eine Treue, die man nur anstaunen kann!

Auch diese Verwandlung zeigt sich auf einer und derselben Leinwand, blos durch die Wirkung des durchscheinenden Lichtes; es ist durchaus hier von keiner materiellen Verwandlung die Rede, wie solche auf dem Theater stattfindet. Dies Gemälde macht einen noch wunderbareren Eindruck als das frühere, und ich verließ das Diorama mit einem so heitern Gefühle, daß mein Abenteuer bei den Wachsköpfen gänzlich aus meinem Gemüthe verwischt war und ich mit sorgloser Ruhe mich zu dem nahen bürgerlichen Restaurant Deffieux setzte, um mich an den frischesten Austern zu erlaben, die mir jemals in Paris vorgesetzt wurden. Ich nenne Deffieux den bürgerlichen Restaurant, weil vorzugsweise die Mittelclasse hier ihre Corpsdiners und Hochzeitmahle hält; aber diese Leute suchen das Solide.

5.

Ich wollte Rossini besuchen, der einige Wochen schon das Zimmer hütete, und im Vorbeigehen mir ein Billet zu der neuen Oper von Mercadante: „I Briganti", lösen, die für uns Deutsche eine doppelte Anziehungskraft ausübte, da sie bekanntlich den Räubern von Schiller nachgebildet ist; der Librettoverfertiger, Herr Crescini, nennt sein Werk sehr stolz „Melodramma Serio in tre parti".

Allein wie man bei diesen neuen Vorstellungen nur durch Protection zu einem Billet gelangen kann — es war bei den Hugenotten der gleiche Fall gewesen — indem die Plätze immer schon auf viele Wochen vorausbestellt sind, so mußte auch hier mein wackrer Freund, der vor wenigen Wochen in München gestorbene Santini, Rath schaffen, der mir für zwölf Franken einen Sperrsitz hinter dem Orchester besorgte, indem ich sonst gleich den andern Armen mit leeren Händen hätte abziehen müssen. Obgleich der gewöhnliche Preis eines solchen Billets nur sieben Franken beträgt, so gab ich doch mit Freuden fast das Doppelte dafür hin, um nur die Oper zu hören zu bekommen, denn sie wurde nach diesem Abende in dieser Saison nur noch einmal gegeben, und das war zum Vortheil Tamburini's, und hierzu ein Billet zu erlangen, durfte sich ein armer Erdensohn meines Gewichtes nicht einfallen lassen.

Mit meinem beglückenden Billet in der Tasche stieg ich die sechs Treppen in dem Théâtre-des-Italiens hinauf, bis zu dem engen, langen Gang, der nach dem Appartement des großen Maestro führt. Der Bediente sagte mir, daß er noch nicht zu sprechen sei; er läge leidend im Bette, ich könnte aber nach drei Uhr zu jeder Stunde wiederkommen, da er sicher nicht ausginge und den ganzen Tag empfangen würde.

Eine saure Mühe, sechs Treppen vergebens hinaufgestiegen zu sein; allein was war zu thun? ich mußte mich fügen.

Es ist eine Marotte Rossini's, hier zu wohnen; daß er es aus Geiz thue, kann ich nicht glauben; vielleicht geschieht es, um anzudeuten, daß er auf dem Gipfel des italienischen Theaters throne; denn dies ist in der That sein Platz.

Ich ließ mich die Mühe nicht verdrießen, wiederzu-

kommen. Der Maestro war bereits aufgestanden und saß in einem braunseidenen Schlafrocke, der mit hellrother Seide gefüttert war, auf dem Divan, vor dem eine spanische Wand stand, um den Zugwind von ihm abzuhalten. Das Gemach war sehr einfach möblirt; von Musik, Instrumenten und Noten war nicht das Geringste zu erblicken. Auf einem Tische, der im Winkel stand, lagen einige Bücher und Journale. Obgleich noch im Schlafrocke, hatte Rossini doch schon die übrige Toilette vollendet. Seine Perücke war aufgesetzt, sein Bart, der rings um das Kinn läuft, sorgfältig gekämmt.

Seine Corpulenz hatte abgenommen und das Gesicht war mager geworden, wodurch die Nase bedeutender hervortrat. Die Züge waren noch immer angenehm und das ganze Wesen des Meisters fein und einnehmend. Rossini ist noch immer eine höchst liebenswürdige Erscheinung.

Er erkundigte sich nach dem Zustande der Musik in Deutschland; er sprach von seinem Aufenthalte in Wien; seitdem hatte er wenig mehr von uns erfahren. Er gedachte seiner Relationen mit dem Kapellmeister Weigl und lobte die große Zuvorkommenheit desselben. Er habe ihn immer nur von Gewaltschritten zurückhalten müssen, sagte er, zu welchen ihn der übergroße Eifer hingerissen. Er wollte keinen sonst tauglichen Musiker um das Brot bringen, der vielleicht nicht ganz für die neue Ordnung der Dinge paßte, aber Weigl sei stets damit bald fertig gewesen. Wien habe einen schönen Eindruck auf ihn gemacht und er bedauerte es sehr, nicht auch andere deutsche Hauptstädte kennen gelernt zu haben. Ich sprach ihn vor seiner Reise nach Frankfurt, wo er jedoch nur einen sehr vorübergehenden Aufenthalt machte. Er fragte angelegentlich nach Spontini und wunderte sich über Das, was ich ihm von der Agnes

von Hohenstaufen mittheilte, die, wie die Sage geht, nun endlich vollendet werden soll. Es klang ihm wie ein Märchen. Von Mendelssohn-Bartholdy wußte er gar nichts; der Name war ihm ganz fremd, obgleich doch Mendelssohn längere Zeit in Paris gelebt hat. Bei dem verschiedenen Streben Beider schien es mir natürlich, daß der Jüngere den Aeltern nicht aufgesucht hat, und ebenso natürlich, daß die Schmeichler und Günstlinge, die Rossini umgeben, ihm nie den Namen des deutschen Meisters genannt haben, der vielleicht auch nicht einmal ihre Aufmerksamkeit erregte. Nach Dem, was ich mit unverholener Liebe ihm von Mendelssohn sagte, diesem würdigen Nachfolger Beethoven's, war er höchlich überrascht und hatte abermals etwas zu bedauern. Ich zweifle jedoch, daß er trotz dieses Bedauerns sich Mendelssohn's Compositionen wird haben bringen lassen, um das Versäumte nachzuholen. Es sollte mich indeß freuen, wenn ich mich darin täuschte. Von den Hugenotten schien Rossini entzückt; ich nehme, was er mir darüber sagte, gern für Wahrheit; es ist ausgemacht, daß er größer ist als seine Nachahmer und seine Sänger; er weiß gewiß auch diese Musik zu schätzen.

Als ich ihm von den neuen Meisterwerken sprach, die seine Verehrer mit solcher Sehnsucht von ihm erwarteten und die von ihm nur so lange zurückgehalten werden sollen, bis sein bekannter Proceß mit der Académie royale de musique entschieden sein würde, lächelte er bitter.

„Meine Meisterwerke, wie Sie sie zu nennen belieben," erwiderte er, „sind fertig in meinem Kopfe, aber aufgeschrieben ist noch keine Note und der Text fehlt auch noch dazu."

Ich glaube, daß wir von ihm nichts mehr für die Bühne zu hoffen haben. Die Triumphe Auber's und

Meyerbeer's regten ihn an, den Wilhelm Tell in einem für ihn neuen Genre zu schreiben; es sollte das erste und letzte Mal sein, daß er sich in diesen Wettkampf einließ. Die Wahrheit zu gestehen, hat der Tell in Paris nichts gemacht; wenigstens nichts im Vergleich mit der Stummen und dem Robert. Grund genug für einen Mann wie Rossini, sich gemächlich auf seine Lorbern zu strecken. Er ist reich und hat Ruhm genug für's Leben; warum hier noch irgend etwas auf's Spiel setzen? so denkt der alternde Italiener und nichts vermag ihn aus seinem far niente zu rütteln. Ein deutscher Meister mit seinem Drang zum Schaffen, mit seiner Kunstliebe u. s. w. würde allerdings nicht widerstehen, hätte er so mächtige Aufforderungen wie Meister Joachim von Pesaro und stände ihm eine Scene zu Gebot, wie das Théâtre-italien zu Paris.

Um seine Gleichgültigkeit selbst in das hellste Licht zu setzen, führte der italienische Egoist Weber's Beispiel an. „Ich sagte ihm," sprach Rossini, „als er nach London gehen wollte, er möge zu Hause bleiben. Mein Gott! wie sah der Mann aus! So bleich, so elend, er konnte fast nicht mehr gehen! Und als er nicht hören wollte, bat ich ihn wenigstens, sich ruhig zu verhalten, nicht selbst zu dirigiren, um sich zu schonen; wer that das sonst wol nicht gern? Aber wenn die Kräfte nachlassen, ist es Pflicht, vorsichtig zu sein. Wer nicht folgte, war Weber, und sein trauriger Tod blieb nicht aus. Ich verwunderte mich nicht, als ich es hörte, denn ich sah sein Schicksal voraus!"

Rossini bereitete sich vor, eine Reise nach Italien zu machen. Zuerst in sein schönes Haus zu Bologna, das die Scala in Gold als Inschrift trägt und wo seine Frau nach langer Trennung ihn erwartet; Signora Colbran, die einst so berühmte Sängerin, für die er alle seine Mezzo-Sopran-

partien schrieb. Dann wollte er sich nach Neapel wenden. Er hat viele Kirchencompositionen im Portefeuille, womit er seine frommen Landsleute erquicken will.

Beim Fortgehen machte mir der artige Meister ein Compliment über meine Schriftstellerei; er beneidete mich darum, wie er sagte, daß ich überall das Merkwürdige und Schöne aufsuche, um dann meine Landsleute davon in Kenntniß zu setzen. Ich wunderte mich nicht wenig darüber, daß ein Freund ihm das in den Mund gelegt, denn Rossini war hieran unschuldig.

Der Musikhändler Troupenas und der junge Hiller waren gegenwärtig; der Letztere gehört zu Rossini's besten Freunden und feurigsten Anhängern.

6.

Heute war ich bei Scribe; er hat sich ein schönes Haus in der Chaussée d'Antin gebaut, dem Quartier der Geldaristokratie, zu welcher er ohne Widerspruch gehört, denn er hat hunderttausend Franken Einkünfte. Er ist der reichste Schriftsteller in Paris.

Ich trat in ein sehr kleines Cabinet, wo ich Scribe, von einigen seiner Mitarbeiter umgeben, antraf. Sie sahen nicht so aus, als wenn sie hunderttausend Franken zu verzehren hätten. Der Eine von ihnen, Brazier, ein Mann in den Funfzigen, groß und stark, wie ein wohlhabender Handwerksmann in Deutschland gekleidet; der Andere, ich glaube Dupont, jünger, mager, große Nase, von markirtem Aussehen, in modischerem Anzuge. Scribe ist funfzig Jahre alt; er hatte einen Schlafrock an, der nicht eben elegant zu

nennen war; sein schwarzes Haar ist bereits stark mit weißem untermischt, das Gesicht zeigt wenig den Franzosen. Die Augen allein sind darin ausgezeichnet; sie liegen tief und zeigen Geist und Feuer an. Ein dicker, kurzer Backenbart, der nur bis zur Hälfte der Wangen reicht und sich schnurgerade am Ohr herunterzieht — eine Zierde, wie sie längst von der Mode abgeschafft wurde — trägt dazu bei, ihm den Charakter eines modernen Parisers zu rauben. Ein kleiner Tisch war mit einem Damenschreibzeug und einigen Heften feinen Papiers belegt, und ein paar Wandschränke zeigten Schubladen, worauf die Worte zu lesen waren: Neue Plane; Fertige Stücke; Angefangene Stücke; Detaschirte Scenen; Bereits vorgelesene Stücke; Angenommene Stücke; Opernstoffe; Zurückgenommene Stücke u. s. w. Kurz man sah, daß das Waarenlager gut assortirt und in Ordnung war.

Er wußte, daß er in der ganzen civilisirten Welt die Bühne beherrsche und daß Raupach gegen ihn nur ein Zwerg genannt werden könnte; daß er in Petersburg und in Neu-Orleans, in Deutschland und auf den Theatern Italiens die Leute entzücke und weinen und lachen mache, während Raupach doch so eigentlich nur in Berlin die Honneurs der Scene fast einzig und allein über sich genommen hat. In der That wußte er es noch nicht, allein ich sagte es ihm und erzählte ihm zugleich von unsern andern dramatischen Dichtern der leichtern Gattung, und die hatte ich bald aufgezählt; ich fing mit Bauernfeld an und hörte mit Töpfer auf und ließ die Uebrigen des Alphabets aus guten Gründen aus dem Spiele. Für das Melodrama nannte ich Madame Birch-Pfeifer, für die Tragödie einige große Geister, von denen man keine Stücke zu sehen bekommt, und für die nationelle Posse den großen Verfasser des

Lumpaci Vagabundus. Er pries uns dieser Armuth wegen glücklich und meinte, da müßte es einem tüchtigen Manne leicht werden, sich auf den ersten Platz zu schwingen und Alles zu unterjochen: Bühnen, Intendanten, Publicum und die vorhandenen kleinen Lichter, die ihr schwaches Talent bis jetzt zu Markte brachten. Er fabelte so etwas hin von einem dramatischen Napoleon und gab ganz unverholen zu erkennen: „Ich sollte nur über euch kommen!“ und schien naiv zu meinen: „Ich wollte das Ganze in Pacht nehmen; seht nur! Der dort, der durchaus nichts erfinden kann, dessen Fabel immer seicht und abgenutzt erscheint, dem sogar die freie Anschauung ganz gewöhnlicher Verhältnisse des Lebens abgeht und der sich abmüht und kreist und endlich Etwas zur Welt bringt, was außer einigem modernen Geschwätz kein Lebenszeichen an sich trägt, der müßte mir zinsbar werden; ich würde ihn benutzen, mir die Bedientenscenen und einige Lückenbüßer einzuflicken; Jene, welche der Trivialität einen gleißenden Mantel von burleskem Witze umhängten, um sich rohe Lacher zu gewinnen, oder deren ganze Stärke darin besteht, die Misere zu zeichnen, die sich in unsern Salons umhertreibt, bedeutung- und farblos; die Zweideutigkeiten jungen Mädchen in den Mund legen oder trockene Späße ersinnen, wie sie der Pantomimenmeister nicht mehr gebrauchen kann, müssen gezügelt, gefesselt und dann und wann losgelassen werden, um hier und da eine untergeordnete Partie zu verarbeiten; kurz, Alle müßten mir dienst- und zinsbar werden und ich wollte euch zeigen, was sich auf solche Weise leisten läßt.“

Aufrichtig gestanden: er sagte das nicht so eigentlich, aber ich dachte es mir, als ich ihn mit seinen Collaboratoren sprechen hörte über ihre gemeinsamen Ideen, die gestern in der Sitzung des Comité's der dramatischen Schriftsteller ver-

handelt worden waren; Interessen, wobei es sich um 700,000 Franken handelte, woran Victor Hugo und Delavigne, sowie der letzte Schriftsteller des letzten Theaters des Tempelboulevards wenn auch nicht zu gleichen Theilen, doch gleich betheiligt waren.

Ich lächelte still und antwortete, auch in Gedanken, versteht sich: Sieh, guter Scribe, du hast gut sprechen. Das geht bei uns nicht an. Wir lösen einen Gewerbschein bei dieser oder jener Bühne und dürfen dann schriftstellern; von Monopol ist gar nicht die Rede bei uns; der Mann sollte einmal kommen, der Alles seinem Zwecke unterordnen wollte; und wärest du's, du setztest es nicht durch. Die Sache ist bei uns zu leicht; ich will dir das erklären; ihr habt keinen Begriff davon! Französisch kann bei uns ein Jeder. Die Jungen lernen französisch wegen der bald zu erhoffenden Weltliteratur, von der ihr noch keine Ahnung habt; die Alten lernten französisch wegen der ehemaligen Weltherrschaft unter eurem Napoleon; sie wollten angestellt sein und es weit bringen und mit queraufgesetztem Hute und gesticktem Kragen in ihrer Geburtsstadt herumlaufen und für Franzosen gelten. Da jene Weltherrschaft aber schon vorüber ist und wol nicht sobald wiederkehren wird, und es mit der Weltliteratur wol auch noch ein Weilchen dauern kann, sie aber doch nun einmal ihr Französisch nicht als todtes Kapital wollen liegen lassen, so übersetzen sie, was das Zeug halten will; jung und alt, gut und schlecht; wir bekommen Alles, was ihr bekommt, und wir machen oft viel Wesens von Dem, was ihr nur vorübergehend belächelt. Jede Stadt hat ihre Uebersetzer und das sind unsere Theaterdichter; unsere Scribe à bon marché, würdet ihr sagen! Ich sage dir aber, daß das ein recht erbärmliches, trostloses Treiben ist; wir sind unserer

40 Millionen, lauter deutsches, gesundes Kernvolk, und wenn wir unsere Gebildeten und Grundgescheidten auf einen Haufen zusammenkehren wollten, wie ihr in eurer guten Stadt Paris, so kämen bei weitem mehr als 800,000 heraus! Und diese weit verbreitete, ungeheure Intelligenz muß sich mit dem Abhub von eurer Tafel begnügen; ich sage Abhub, weil das Beste davon oft nicht einmal für uns genießbar ist und weil die Sudelköche es nicht genießbar zu machen verstehen; und das ist bestimmt, uns zu ergötzen, daraus sollen wir Vergnügen schöpfen; wir, die wir oft gar nichts haben in unsern kleinen Städtchen, wenn der lange Winter da ist und unsere schöne Natur schläft, als das Theater, zu dem unsere Fürsten mit Großmuth beisteuern, um den armen geplagten Beamten, den im langen Frieden gelangweilten Officieren, den guten fleißigen Bürgern einen Genuß zu gewähren. Ich sage dir, es ist betrübt und verdrießlich, aber es wird doch nicht anders, und selbst du würdest nichts ausrichten, wenn du auch Deutsch lerntest, um Originalstücke zu liefern. Gott besser's!

Der Leser möge mir verzeihen, daß ich ihn mit diesen Phantasien hier unterhalte; allein es kann ihn nicht wundern, daß sie mir in Scribe's Cabinet anwandelten. Sie führten mich weiter; ich blickte in die Glut des Kamins und war in Sinnen verloren. Das kleine Zimmer ward plötzlich gedrängt voll. Sind das Scribe's Mitarbeiter? fragte ich mich. „Ja wohl!“ scholl es von allen Seiten auf Deutsch. Ich sah den kleinen Angely sich mit Purzelbäumen durch den Haufen drängen; den ernsteren Theodor Hell, den eleganten, aristokratischen Kurländer, den bühnenkundigen Koch, wie er jetzt nur stets genannt wird, und das Heer von Schauspielern, die selbst Hand ans Werk legen, um gute Rollen für sich zu erwischen, und

George Harrys und noch viele Andere, und sie schrien durcheinander: Meine Adele! Mein Selbstmörder! Meine Clementine! Meine Wahnsinnige! Meine Vernunftheirath! Meine Yelva! und Scribe zog sich lächelnd zurück; als sie aber auf den Schrank zustürzten, worin die fertigen, vorgelesenen und bereits angenommenen Stücke liegen, da trat er schnell vor, klopfte sie derb auf die Finger und der Spuk war verschwunden und ich saß dem feinblickenden Scribe allein gegenüber, der mich aufmerksam betrachtete.

„Vous êtes reveur!" sprach er, „comme tous vos compatriotes!"

Ich sagte ihm, was ich in der Eile geträumt hatte. —

Ich wünschte einigen Aufschluß über sein Verhältniß zu seinen Mitarbeitern zu haben. Er gab es mir.

Im Anfange, als sein Name noch nicht jene große Celebrität hatte, schuf er seine Vaudevilles gleich den andern Theaterdichtern. Die Stoffe wurden gemeinsam verabredet, im Estaminet, beim Billard, wo es sonst sein mochte, und dann theilte man sich in die Ausführung; Jeder nahm, wofür er sich das Zeug zutraute. Der Antheil am Gewinn war in diesen Fällen gleich, sowie der Antheil an der Arbeit es gewesen. Bald aber nahm Scribe's Ruhm so zu, daß er, theils um ihn für die Dauer zu sichern, theils um auch seinen pecuniairen Vortheil unabhängiger zu erhalten, eine andere Art und Weise einführte. Er kannte seine Kraft, die besonders im Dialog und in der Ausmalung der Einzelheiten bestand. Diese wollte er ihrem ganzen Umfange nach in Ausübung setzen. Er stellte es daher denen unter seinen bisherigen Mitarbeitern anheim, die besonders geschickt im Erfinden der Plane waren, ihm diesen anzugeben, und führte dann das Uebrige allein aus. So sind seine besten Stücke entstanden. Andere jedoch, und besonders

die aus seiner letzten Zeit, die Operntexte, die Stücke, die dem Bereiche der höhern Komödie angehören, haben ihn nur allein zum Verfasser. Er suchte sich immer mehr und mehr von dem Einflusse seiner Mitarbeiter zu emancipiren, von denen hingegen Einige nun auch mit Glück ihren eignen Weg allein gemacht haben, wie Bayard und Melesville, die früher mit Scribe eine bekannte und beliebte Firma bildeten.

–– — Das kleine Cabinet Scribe's glich vollkommen dem eines Geschäftsmannes; man brachte Pakete, man holte andere, es kamen Leute, die mit ihm von Theaterangelegenheiten sprachen, es blieb keinen Augenblick ruhig. Er kann nur in den frühesten Morgenstunden arbeiten, nie jedoch mehr als drei Stunden täglich; ist diese Zeit verstrichen, dann ist er für Jeden zu sprechen.

Scribe bezieht von seinem Vermögen sechzigtausend Franken und verdient jährlich durch neue Arbeiten und die Tantième seiner ältern Stücke noch vierzigtausend Franken dazu. Er hat bereits ein paar Töchter mit reicher Aussteuer verheirathet. Er selbst war nie verheirathet, obgleich er in einem innigen Verhältnisse mit einer Dame lebt, die in der Gesellschaft seinen Namen führt. Es ist seltsam, daß diese Verbindungen so häufig in Paris sind, da doch nichts erforderlich wäre, als eine Fahrt zu dem Maire des Arrondissements, um eine vollständige Ehe, nach bester Form, daraus zu bilden.

Das schlechte Wetter verhinderte mich, einer Einladung auf die glänzende Villa des Dichters Folge zu leisten; und meine beschränkte Zeit erlaubte mir nicht, ein günstigeres hierzu abzuwarten.

7.

Ich besuchte den Salon. Es ist so viel in deutschen und französischen Blättern, in ausführlichen Artikeln und in seichtem Kunstgeschwätz darüber verlautbart worden, daß Alle, die sich dafür näher interessiren, hinlänglich darüber unterrichtet sind. Ich will und kann nur oberflächlich sein und die Eindrücke schildern, die ich hier empfing. Es ist Sitte, die Ausstellung der Werke lebender Künstler, wie man in Paris zu sagen pflegt, obgleich in diesem Jahre leider einer der Ersten — Robert — nicht mehr darunter zu zählen ist, in der Galerie des Louvre stattfinden zu lassen, die alten Meisterwerke mit grüner Leinwand zu verhängen und hierauf dann die neuern Werke zu befestigen. Für den Fremden, der während dieser Zeit in Paris ist, wird es dann unmöglich, die berühmten Schätze des Museums in Augenschein zu nehmen. Was noch mehr ist, selbst die Antiken werden nicht gezeigt; eine Schranke hindert den Eintritt in die Hallen. „Die Herren Künstler lieben es nicht, daß man während der Ausstellung der neuern Bildwerke die der alten besuche,“ so spricht der Portier, dem man die Stöcke und Regenschirme unten beim Eingange aufzuheben gibt. Obgleich ich die pariser Kunstschätze gehörig kenne, so bedauerte ich es doch recht sehr, ihnen diesmal meinen ehrfurchtsvollen Gruß nicht abstatten zu können.

Nach meiner Gewohnheit durcheilte ich zuerst ein paar Mal die Säle, ehe ich mich von diesem oder jenem Gemälde anziehen ließ. War dies einmal geschehen, so gehörte ich nur der stillen Andacht, der innersten Beschauung an und alles Uebrige versank um mich. Das durfte aber nicht sein, wollte ich einen Total-Eindruck haben, wollte ich den

Charakter der diesjährigen Ausstellung kennen lernen. Ich riß mich mit Gewalt fort durch die langen Gänge und meine Augen schweiften zu den über und neben mir schwebenden Gestalten — ich flog durch das Gedränge, denn ich hatte absichtlich zu den ersten Besuchen die Zeit gewählt, wo das Publicum zugelassen wird, um in der ruhigen Beschauung gestört zu werden und überhaupt die Lust dazu nicht in mir aufkommen zu lassen. Ein ungeheurer Schwindel ergriff mich — die natürliche Folge — und ich war genöthigt, mich zu setzen und die Augen zu schließen.

Als ich sie öffnete und rings um mich blickte, fielen mir zuerst die vielen religiösen Gegenstände auf, welche die Maler in diesem Jahre gewählt hatten. Da war die Ungläubigkeit des Thomas, dort das Märtyrthum des heiligen Sebastian, hier eine Magdalena, dort ein jüngstes Gericht, eine heilige Familie, eine Flucht nach Aegypten, eine Ruhe, eine Himmelfahrt! Die Darstellungen aus dem Mittelalter, welche die Ausstellung von 1831 — von Heine so trefflich beschrieben — auszeichneten, waren bis auf wenige Spuren ganz verschwunden, und fast nichts Außerordentliches machte sich in diesem Wenigen bemerkbar. Die Ausstellungen der lebenden Maler tragen zu sehr den Stempel der Mode an sich, und vergleicht man sie unter einander, so sieht man recht, wie die Mode die Künstler schaukelt und hin und her wirft, bald hoch, bald niedrig; es ist übrigens wol verzeihlich, daß die jetzt lebenden Künstler — größtentheils junge Leute — leben bleiben wollen, und daher jene Gegenstände ergreifen, die Liebhaber finden und sie leben lassen.

Delacroix, der politische Maler geschichtlicher Genrebilder, und andere ihm Verwandte waren zu Hause geblieben und hatten nichts geliefert.

Nächst den Bildern heiliger Geschichten waren es große Schlachten-Gemälde, die Horace Vernet auf Bestellung des Königs gemalt hat, welche den meisten Raum einnahmen; dann folgte das Heer gleichgültiger Gesichter, mit größerem oder geringerem Geschick von den pariser Porträtisten gemalt, die am meisten von der Ausstellung zu gewinnen hoffen; dazwischen hingen die landschaftlichen Genrebilder, die Darstellungen interessanter Momente aus der neuern Zeitgeschichte, sinnige, gefühlvolle Schilderungen aus unserm Leben — Bilder, die zum Gemüthe sprechen — und nach meiner Ansicht die geschicktesten Maler gefunden haben.

Vor Allem ist die Gründlichkeit in der Zeichnung zu loben, welche der neuern französischen Schule nachzurühmen ist; eben so fertig ist sie mit Allem, was zur technischen Behandlung gehört; nur sehr wenige Gemälde sind mir aufgefallen, denen man in dieser Hinsicht den Vorwurf der Stümperhaftigkeit machen könnte.

Vor mir hing ein Bild von mäßigem Umfang. Es trug die Nummer 1849 und der Catalog nannte mir den Namen „Wauters.“ Ein Name, „so unbekannt in meinen Ohren“ — es konnte hier von keiner Bestechung die Rede sein. Wie malt aber dieser Wauters! Der Gegenstand ist einfach, unserm bürgerlichen Leben entnommen: Häscher nehmen einer armen Familie, die den Miethzins nicht zahlen kann, den überflüssigen Hausrath weg und setzen sie mit dem Nothdürftigsten, was die Gesetze den Unglücklichen nicht zu nehmen erlauben, auf die Straße. Wie gemein! hör' ich die von der hohen Kunst Erglühten sagen. „Es wird auf Rührung abgesehen sein!“ fügen die milder Gestimmten hinzu. Hier ist aber nichts Gemeines; hier ist mehr als Rührung. Stunden lang könnte ich vor diesem Bilde sitzen und würde nicht müde, es anzuschauen. Wären nur die

Häscher da, wie gewöhnliche Häscher sind, das Bild wäre in der That gemein zu nennen; wäre die Familie ein armes altes Weib, zerlumpte Kinder, ein hungerndes Elend, ein Mann — wie ein trauriger Bettler unserer Straßen — das Bild wäre gemein, aber es rührte uns doch; wie leicht hätte hier ein spießbürgerlicher Künstler irregeführt werden können. Ich kann mir eine Ausführung denken, wacker in gewissem Sinne, von unsern so natürlichen Genremalern behandelt, und doch würde ich mich eben so unwillig davon weggewendet haben, als ich mich jetzt mächtig dazu hingezogen fühlte.

Die Familie trägt in ihrem tiefen Elend, in ihrer vollständigen Hülflosigkeit — denn kann es wol eine größere geben, als mitten in einer reichen Stadt, mitten in der feinsten Civilisation, nicht einige Thaler für das Nothdürftigste erschwingen zu können? — den Stempel der Kraft, des Edlen, der Schönheit. Diese Familie ist wahrhaft unglücklich; hier waltet eine Macht, die sich geheimnißvoll unsern Blicken entzieht; die Ursache dieses Elends können wir blos mit dem Auge nicht aus diesem Bilde entziffern. Wie schön ist dieses Weib! welche Wahrheit! Welch ein Nacken! Tizian hätte keinen schönern gemalt. Hier ist Wahrheit und Poesie Tizian's und Murillo's verschmolzen. Die Trostlosigkeit in der Haltung des Mannes vollendet den Eindruck. Ein zweites Bild desselben Malers ist eben so trefflich in der Ausführung; der Gegenstand steht jedoch dem eben geschilderten weit nach. Es ist Marina, die Cortez Peruanisch lehrt.

Ein artiges Gemälde — der Idee nach — ist die Schöne, die dem Löwen die Krallen beschneidet. Es ist von Camille Roqueplan.

Der Kopf eines betenden Mönchs von Laure zog meine

Blicke bei jedem neuen Besuche wieder an. Wie er mit den starren Zügen, mit den weit geöffneten Augen zum Bilde hinausschaut! Es ist kein frommes Gebet; kein Gebet um Gnade und Erleuchtung. „Ich habe Dir die Freuden der Welt geopfert," scheint dieser Kopf zu sagen, „was wirst Du mir dafür zu Theil werden lassen?" Er wünschte noch Aufklärung hienieden zu erhalten, und da das Leben sich dem Ende mit raschen Schritten naht, so liegt eine dämmernde Verzweiflung in den Zügen.

Hier ist ein liebliches Bild; die Behandlung der Köpfe erinnert an die alten frommen Meister, an ihre kindliche Einfalt, womit sie die Züge der Menschen auffaßten und wiedergaben. Wie ahmten sie hierin dem Schöpfer nach, der auch dem unbedeutendsten Wesen seine Eigenthümlichkeit verleiht! Es ist aber auch ein Deutscher, der dieses Bild gemalt hat; wenigstens ist der Name deutsch: Alexander Hesse. Ein Zug aus dem Leben Leonardo da Vinci's bildet den Stoff zu diesem Gemälde. Man liest im Vasari: „Wenn der Meister über den Platz ging, wo die Vögel verkauft werden, so zahlte er den dafür gefoderten Preis, nahm sie selbst aus den Käfigen und gab ihnen die Freiheit wieder." Diesen Act hat der Maler nun mit jenem höheren Fleiße dargestellt, den ich oben mit wenigen Worten zu charakterisiren strebte.

D'Azeglio hatte einen öden, einsamen Gebirgspfad gemalt, auf dem soeben ein Mord verübt wurde. Schauerlich, aber dennoch anziehend. Auf der großen Leinwand nichts als kahle Höhen, Gestrüpp und eine breite Straße, die sich — eine Anhöhe hinan — nach dem Hintergrunde zieht. In der Mitte derselben liegt der Leichnam in seinem Blute. Im Hintergrunde sprengen zwei Reiter einem drit-

ten zu, der im Verstecke hält und die Bravi gedungen zu haben scheint.

Einen Namen traf ich hier, den ich von München her noch gut kannte. Es war der Norweger Fearnley. Er ist seiner Art treu geblieben; dieselbe Vorliebe für wilde Naturschönheiten, dieselbe kalte, etwas schroffe Behandlung, wenn gleich in der ganzen Auffassung die poetische Intention nicht zu verkennen ist. Der Grindelwaldgletscher ist in einer bewundernswerthen Ausführung vollendet: die weißen Spitzen, die bläulich-grünen Sprünge, die dunkelblauen Spalten, die schwarzen Schluchten, und nun welche Unzahl von Spizzen, Spalten, Sprüngen und Schluchten, und nichts Anderes auf dem ganzen Bilde, und doch nicht monoton. Es ist aber dennoch Schade um solchen Fleiß; das Bild gibt von dem Eindruck, den solch ein Gletscher macht, doch kein Bild, und ein schöner Gegenstand der Kunst kann er an und für sich nie genannt werden. Außerdem gab Fearnley noch eine salzburger und eine norwegische Gegend.

Von Flandrin in Rom sah ich noch an diesem Tage: Virgil und Dante, den Seelen der Neidischen Trost spendend. Schöne, ausdrucksvolle Köpfe und dem Gegenstande angemessene ernste Färbung.

Von den gemalten Köpfen wandte ich mich jetzt weg zu zwei lebenden, lachenden Gesichtern, nicht eben den schönsten beizuzählen nach dem Sinne der Maler, aber würdige Gegenstände ihrer Kunst. Es war Heine, der die Bilder mit aufgesetzter Brille musterte und einen kleinen Menschen am Arm führte, der viel sprach, viel lachte und dabei stets auf so seltsame Weise sein Gesicht verzog, daß es während des Lachens zu einem ganz andern wurde.

„Ich habe Sie schon lange mit Ste. Beuve bekannt

machen wollen," rief mir Heine zu, „allein das ist schwer zu bewerkstelligen. Er hat zwar, wie jeder ordentliche Mensch, seine Wohnung, dort ist er aber nie anzutreffen, und wo er eben ist, weiß kein Mensch der Schöpfung; weder sein Verleger noch sonst Jemand!"

Ste. Beuve mag ungefähr dreißig Jahre alt sein; er ist vielleicht der erste Kritiker Frankreichs in diesem Augenblick und steht in größtem Ansehen. Ein lebhaftes Gespräch entspann sich, während wir durch die langen Säle schritten, unsere Aufmerksamkeit ward darüber ganz von den Bildern abgelenkt.

Ich habe noch einige davon bei späteren Besuchen gesehen und mir Manches dabei gemerkt; eine folgende Tablette soll darüber berichten.

Wunderbar war es, daß ich Robert's Fischer, die Krone der Ausstellung, bis jetzt noch nicht gesehen hatte.

Sie waren unvortheilhaft gehängt.

8.

Fern ab vom lärmenden Getreibe der Stadt, mitten unter breiten, luftigen Straßen, die uns nicht mehr das alte Paris vermuthen lassen, liegt die Place-royale, von gleichförmigen, alterthümlichen Häusern umgeben, die auf Arkaden ruhen und roth angestrichen sind. Die spitzigen Erker mit Thurmfähnchen geziert, die gelbe Einfassung der Thüren- und Fenstersimse, Alles sieht uns hier überraschend fremdartig entgegen; wir sind im Marais, wo die stolze Aristokratie des großen Königs wohnte; hier war der Faubourg St. Germain, die Chaussée d'Antin unter Ludwig XIV.

Noch jetzt wohnen Aristokraten hier; theils solche, die ihre angestammten, weiten und bequemen Hotels nicht verlassen wollen, theils andere, die mit einem mäßigen Einkommen in diesem wohlfeilen Viertel als große Herren residiren.

Das Marais hat einen eigenthümlichen Reiz für mich, und gern nähme ich hier, bei längerem Aufenthalte in Paris, meine Wohnung. Hier hat man schöne Bäume bei den Häusern; die Großen, die sich hier anbauten, fanden zu jener Zeit noch Raum genug, ihre Hotels mit Gärten zu umgeben, fast so schön sie die Tuilerien und der Luxemburg haben. Und auch die Place-royale hat in ihrer Mitte eine Statue von Bäumen umgeben.

In einem Winkel dieses Platzes wohnt Victor Hugo. Er, der so gern sich mit den Gestalten des Mittelalters umgibt, hat sich an der äußersten Grenze desselben niedergelassen, da, wo noch Pracht und Bequemlichkeit ihn anlockten. Denn tiefer in das pariser Mittelalterliche vorzudringen, ist nicht anzurathen, man müßte sonst Geschmack daran finden, sich in dem Schmuz der Winkel der Cité und der daran stoßenden Gassen und Gäßchen, der Cour-des-Miracles und in anderen solchen längst verschollenen Orten herumzutreiben. Es ist aber nicht wol möglich, daß sich diesem Revier eine wohlorganisirte Nase auf hundert Schritte nähert.

Die breite Stiege führte uns zuerst in ein ziemlich leeres Zimmer, wo wir so lange verweilten, bis uns ein weiblicher Dienstbote gemeldet hatte. Allem Anscheine nach war dies die Salle à manger. Ein Ding wie ein Schenktisch, worauf Gläser und eine ganze Reihe sogenannter Bowles von blauem Glase standen, die den Franzosen unentbehrlich sind, schienen mir diese Bestimmung des Gemaches ange-

deutet zu haben. Das Mädchen kam zurück und sagte, wir möchten in den Salon treten, Herr Hugo würde bald erscheinen.

Der Salon war groß und weit, mit Hautelisse tapeziert, ein eben solcher Teppich lag auf dem Fußboden. Banquetten und alterthümliche Lehnstühle standen an den Wänden, dahinter lehnten Stücke alter Holzschnitzwerke, wie wir sie an Chorstühlen und Kanzeln des Mittelalters finden. An der breitesten Wand stand ein Divan auf Stufen und ein rothseidener Thronhimmel darüber gespannt, wie man es noch in den alten guten Häusern Spaniens und Italiens findet. Alles trug den Schein des Veralteten, selbst Verblichenen; es war nicht traulich und heimlich — nicht wohnlich; solch ein Quartier ließ ich mir vorübergehend gefallen, und ich habe selbst wohl schon hie und da auf meinen Reisen gern meinen Wohnsitz auf Wochen dort aufgeschlagen, und kenne gar wohl die anmuthigen Gefühle, die uns dort beikommen und überschleichen, allein immer möchte ich nicht darin hausen; es gibt augenblickliche Stimmungen, in welchen mich solch' eine Umgebung der Verzweiflung nahe brächte.

Hugo erschien bald. Das Porträt, das von ihm in Deutschland bekannt wurde, ist nur zum Theil getroffen. Ein neueres, das ich in der Ausstellung sah, wo er sitzend, seinen Sohn zwischen den Knien, abgebildet ist, schien mir ähnlicher, wenn gleich auch darin der Zug gutmüthiger Gleichgültigkeit fehlt, der Hugo's Kopfe einen starken deutschen Anstrich gibt. Man denke sich einen runden Mann von mittlerer Größe, im langen schwarzen Ueberrock bis an den Hals zugeknöpft; eine schmale schwarze Halsbinde, aus welcher ein starkes, rundes Kinn, mit einem guten Ansatz zum Doppelkinn, hervorquillt; ein bleiches, volles Gesicht,

eine etwas spitze Nase, die sich unmerklich nach dem frischen Munde senkt, breite Backen, klare Augen, die fest auf ihren Gegenstand sich richten, über denen sich eine Erhöhung wölbt, die nur eine schwache Spur lichter Augenbrauen zeigt; die Haare, braun und glatt, sind aus der Stirne gestrichen und fallen dann von beiden Seiten auf die Schläfe nieder. Diese ganze Erscheinung zeigt sicherlich nichts von einem Franzosen.

Er sagte uns, nachdem wir die üblichen Anreden gewechselt hatten, daß sein Cabinet voll Gäste wäre, und daß es ihm daher angenehm sei, vorerst einen Augenblick nach Herzenslust hier allein zu plaudern. Wir setzten uns auf eines der vielen Sophas, die umher standen, doch nicht unter den Thronhimmel, der wahrscheinlich für feierliche Audienzen bestimmt war.

Zuerst bedauerte Hugo sehr, nicht deutsch zu verstehen, um unsere Dichter in der Ursprache lesen zu können, auch habe ihn seine Unkenntniß unserer Sprache bis jetzt abgehalten, eine Reise in unser Land zu machen. Doch könne er dem Drange nicht mehr widerstehen und hoffe noch einmal Berlin und Wien zu besuchen.

Ich wußte längst, daß er nicht ein Wort deutsch verstehe, und daß es nur eine kleine Koketterie von ihm ist, wenn er in seinen früheren Werken Mottos aus unsern Dichtern anführt. Leuchtet nicht schon aus seiner Wahl derselben hervor, daß er nicht das Geringste von unserer Literatur weiß? Müssen wir nicht lächeln, wenn wir in seinem Han d'Islande ganze Seiten mit Mottos angefüllt finden aus Lessing, Schiller, Goethe, und zum Schlusse eines mit der Unterschrift: „Adelheid von Wulfingen," jenem schlechtesten aller Kotzebue'schen Ritterstücke, aus seiner ersten Periode, wo er noch tief aus Esthland hervor die deutsche

Gesellschaft mit bestraften Greueln und belohnter Tugend zu bessern gedachte; jener „Adelheid von Wulfingen oder Rache für Weiberraub," woran in Deutschland kein Mensch von Bildung mehr denkt!

Mit dem französischen Theater ist Hugo sehr unzufrieden. Das Elend unserer Theaterdichter trat mir hier recht grell wieder vor Augen. Er, von einem Theile seiner Landsleute vergöttert, von der Elite der französischen Künstler dargestellt, reich bezahlt für die Früchte seines Fleißes — und unzufrieden, klagend, mismuthig, es nicht der Mühe achtend, unter solchen Verhältnissen das Theater zu berücksichtigen. Welch ein Dichterstolz muß diese Brust entflammen, welch Gefühl von eigenem Werthe dieses Haupt erheben!

„Man raubt mir die Mittel, durch die Bühne zum Publikum zu gelangen," sagte er ungefähr. Das Théâtre-français ist zum Hoftheater gestempelt, man gibt dort nichts, was nicht in diesem Sinne geschrieben wird, und man verbannt mich davon."

So sprach Hugo während der unausgesetzten Darstellungen seines Angelo, den ich noch an demselben Abende aufführen sah. Ich will meine Einwände nicht hersetzen, die man sich leicht denken kann, und fahre in seinen Aeußerungen fort.

„Das Théâtre der Porte St. Martin war sonst sehr zu berücksichtigen. Wir besitzen dort eine große tragische Schauspielerin in der Person der Dem. Georges, und ich habe oft meine Heldin für diese ungewöhnliche weibliche Individualität gewählt, aber man kann nicht immer einen weiblichen Husaren in die Stücke bringen. Ich habe Lucrèce Borgia und Marie Tudor geschrieben, allein am Ende verliert man Lust und Laune daran. Sonst fanden wir

noch einen andern Reiz, für dieses Theater zu dichten. Dort schuf der erste dramatische Künstler unserer Zeit seine Meisterrollen: Frederic Lemaitre. Jetzt hat ihn die Direction auf unbegreifliche Weise ziehen lassen, und er ist mit seiner gewaltigen Kraft in den kleinen, unanständigen Rahmen der Variete's gebannt. Um Frederic ganz zu würdigen, muß man ihn als Robert Macaire gesehen haben; diese phantastische Schöpfung ist wol das Außerordentlichste, was einem Schauspieler unserer Zeit gelungen ist. Es ist das Grauenerregendste, das sich denken läßt, und das dadurch poetisch wird, weil es das Unmögliche (l'impossible) ist. Wer nicht Robert Macaire gesehen hat, weiß nichts von der Kraft dieses Schauspielers. Und die Polizei war so dumm, dieses Stück, als den Sitten verderblich, zu verbieten. Es ist es aber nicht, weil Alles darin unmöglich ist, und dies macht es zu einem wahrhaft poetischen Kunstwerke. Nun haben wir Boccage; auch er ist ein Schauspieler von Talent und poetischer Kraft; allein seine Deklamation ist hohl und monoton, und sein Genie ist mit dem Frederic's nicht zu vergleichen. Ich habe drei große Dramen im Kopfe, die ich alle noch diesen Sommer fertig brächte, wenn ich wüßte, wo ich damit hin sollte."

Ich machte ihm ein Compliment über seine große Fruchtbarkeit. Er sagte mir, daß er nie am Schreibtische arbeite und eben deshalb sich einer so ausgezeichneten Gesundheit erfreue. „Ich neutralisire die Anstrengungen des Geistes durch eine gänzliche Ermüdung des Körpers," sagte er, „ich gehe nämlich alle Tage weit, weit spazieren, und mache im Kopfe ganze Acte fertig, die ich dann schnell, sobald ich nach Hause gekommen bin, niederschreibe. So vergeht kein Tag, an dem ich nicht in meinem angefangenen Werke

weiter gekommen wäre, und nicht zugleich meinem Körper die erforderliche Bewegung gemacht hätte."

Er bat mich, nachdem wir wol ein Stündchen so geplaudert hatten, in das Cabinet zu treten und an seinem Frühstücke Theil zu nehmen. „Wir beschäftigen uns eben mit einem deutschen Werke," sagte er, „die Reisebilder Ihres Landsmannes bilden den Gegenstand unserer Unterhaltung."

In dem nur mäßig großen Cabinet fand ich Madame Hugo, ein Paar Kinder und einige Herren um einen kleinen Tisch am Kamin sitzend und mit dem Frühstücke beschäftigt; rings umher saßen noch zum Theil sehr junge Leute, von romantischem Aussehen, das heißt, mit Anflug von Bart um das Kinn und langen, gescheitelten Dürershaaren; Hugo nöthigte uns zum Sitzen und bat um Erlaubniß, seine Eier schlürfen zu dürfen.

Das Cabinet war mit Gegenständen aller Art überfüllt. An den Wänden standen hohe, strotzende Bücherschränke, die bis zur Decke reichten, mit Vorhängen von alten, reichen, mit Silber durchwirkten Seidenstoffen, die malerisch zurückgeschlagen waren. Alte Waffen, kostbare Dolche, mittelalterliches Feuergewehr hie und da. Auf dem Kaminsimse, auf Tischen und Schränken standen alterthümliche Gefäße, kleine Figuren, Schlangen in Spiritus, wie bei einem Raritätenkrämer. Ueber dem Kamine ein herrliches Bild, die drei Hexen aus Macbeth vorstellend, wie sie durch die Luft streifend Duncan's Heer heimkehren sehen, und auf dem Schreibtische stand Goethe's kleines Standbild im Ueberrocke.

Unser Gespräch nahm hier eine andere Wendung; es lenkte sich zuerst auf Heine's übersetzte Reisebilder, die auch im Französischen les Reisebilder heißen, wie man les Lieder und noch Anderes in neuester Zeit den Franzosen auf-

zudringen versucht hat, um das sie sich aber nicht viel kümmern. Die Reisebilder jedoch haben sich in Frankreich viele Freunde erworben und ihrem Verfasser einen großen Ruf verschafft, obgleich die herrlichen Lieder daraus weggelassen sind, die ihn zu unserem ersten Lyriker der Zeit erheben. „Wir lieben und schätzen Heine mehr als die Deutschen," wurde von einem der Anwesenden bemerkt. Allein ich suchte ihm diesen Wahn zu benehmen, indem ich ihm deutlich machte, daß das Verbot seiner Schriften keineswegs mit der Zuneigung oder Abneigung der Nation in Verbindung stehe, und daß Heine stets ein großes Publikum hatte und haben wird, und daß seine Nordseelieder dem Eigenthümlichsten und dabei Deutschesten zu vergleichen seien, was jemals in Deutschland gedichtet worden, und ihm für immer seinen Ehrenplatz auf dem deutschen Parnaß anweisen müßten. Ich weiß nicht, wie mir diese Phrase nach altem Styl in den Mund kam, als ich mich des Modernsten unserer Lyriker diesen Fremden gegenüber anzunehmen berufen fand; es war ein prophetisches Gefühl, das mich ergriffen hatte, und das sich mir erst später erklärte, wo man Heine in der That einer papiernen Ehrenbezeigung am deutschen Musenberge für unwürdig erklären wollte.*)

Die Franzosen denken sich in der Regel Heine als Ausnahme von allen Deutschen, die sie einsilbig, trocken, unwitzig finden. Allein das Räthsel ist bald gelöst, wenn man bemerkt, daß Heine der französischen Sprache so mächtig ist, daß er seine Witze und Sarkasmen ohne Rückhalt sprudeln lassen kann, wie in seiner Muttersprache. Dies

---

*) Bekanntlich weigerte sich Gustav Schwab, als Mitherausgeber des Musenalmanachs, Heine's Bild demselben vorsetzen zu lassen.

ist nicht leicht, und jeder Andere, er mag noch so gut französisch sprechen, fühlt sich dem leichten Wortschwalle lebhafter französischer Unterhaltung gegenüber genirt. Ich sah mich gedrungen, dies den guten Franzosen zu erklären, damit sie nicht glaubten, wir könnten weder heiter noch lustig noch witzig sein. Zwar kommt das noch hinzu, daß unsere Vornehmen, die sich am besten der französischen Sprache in der Unterhaltung bedienen können, nicht eben einen besonders großen Verbrauch von Witz und Geist zu machen verstehen, und daß dieses die Franzosen in ihrer Meinung von unserm trockenen Ernst bestätigte.

Sobald Hugo sprach, bemerkte ich, daß die anwesenden jungen Leute besonders aufmerksam waren und mit den Blicken an seinem Munde hingen, wie Schüler, die auf einen hochgeliebten Lehrer hören. Sie sprachen während der Zeit, daß mein Besuch währte, fast kein Wort. Nur zwei ältere, die tapfer mitaßen, mischten sich zuweilen ins Gespräch. Dies sind die stets fertigen Kämpfer für Hugo's Ruhm, wenn es einem feindseligen Kritiker einfällt, ihn anzutasten, wie es nicht selten geschieht. Allein sie beobachten nicht immer die Defensive, sondern bilden auch mitunter den angreifenden Theil. So hatte erst kürzlich ein Kopf von untergeordneten Fähigkeiten, der einem gasconischen Edelmanne, Herrn Granier de Cassagnac, gehört, im Interesse Hugo's Alexander Dumas in dem Journal-des-Debats heftig angegriffen, welches diesen veranlaßte, einen kritischen Artikel im Impartial einrücken zu lassen. Schade, daß dieses Blatt in Paris nicht so verbreitet ist wie das vielgelesene Debats, allein der Impartial leiht sich am willigsten zu diesen Controversen her, wie schon sein Titel besagt.

Madame Hugo war, wie alle Pariserinnen, in Gegenwart eines fremden Mannes schweigsam und zurückhaltend.

Man sollte es nicht glauben; es sieht für uns auf den ersten Blick wie Mangel an Weltbildung aus, und ist es auch in der That, mit einer ziemlichen Dosis von Stolz gemischt, welcher der Frau des ersten Tragikers nun wol eben so wenig ziemt als einer andern, die aber für den Tragiker immer nur sehr schmeichelhaft sein kann. Eine freundliche, geschäftige, deutsche Hausfrau, die es der Höflichkeit angemessen hält, ihre Gäste zu unterhalten, vor freundlichem Lächeln nie den Mund schließt, und es sich zur Sünde anrechnen würde, gegen Das, was sie Höflichkeit nennt, zu verstoßen, würde vor einer solchen Französin zurückscheuchen. Und doch haben diese das Eigenthümliche, daß sie bei näherer Bekanntschaft immer liebenswürdiger werden, während unsere freundlich höflichen Frauen bald fad, oft zurückstoßend sind, wenn man sie überrascht und sie gerade nicht auf die Feiertagsmiene vorbereitet sind, die sie zum Empfange eines Fremden nöthig haben.

Mir scheint es sehr natürlich, gegen Fremde nicht allzufreundlich zu sein, und sehr weiblich, wenn man den Fremden kennen gelernt hat, ihn, wenn er es verdient, zu schätzen und es ihm durch zuvorkommende Liebenswürdigkeit zu zeigen. Auf welcher Seite ist hier nun die Wahrheit und wo die Verstellung?

9.

Schiller's Räuber mit Musik von Mercadante! Wer in Deutschland lacht nicht bei dem Gedanken! Und doch gibt es Leute, die dabei sehr ernst aussehen und uns das Lachen sehr übel nehmen würden; dies sind die italienischen

Sänger, „les bouffes," wie die Franzosen sie nicht unrichtig benennen. Bis auf geringe Ausnahmen ist das Komische ihre Sphäre.

Der Maestro Mercadante wurde über Hals und Kopf nach Paris verschrieben, als der liebliche Bellini kurz vor dem Beginne der Saison gestorben war. Er war so eilig von Novara, wo er sich eben aufhielt, nach Paris gereist, um dem ehrenvoller Rufe Folge zu leisten, daß er den bestellten Operntext nicht abwarten konnte und mit dessen Fabrikanten, dem bekannten Signor Felice Romani, die Abrede traf, ihm solchen so schnell als nur immer möglich nach Paris zu senden. Die Operntextfabrikanten in Italien gehören aber dort nicht zu den angesehensten Leuten, und solche machen sich wol in den meisten Ländern nichts daraus, ihr Wort nicht zu halten; auch Romani that es, der Text kam nicht an. Die Saison begann, die Unternehmer wollten die dem Publikum versprochene neue Oper; Mercadante hatte sein Album voll der hübschesten Melodien, wozu er einstweilen die üblichen Worte: „Felicità und Amore, trema per lui, per te," oder dergleichen, wie sie fast in allen Opern vorkommen, sich gewählt, und wartete indessen frohen Muthes auf Romani's Text. Aber er blieb aus. Schon war die Hälfte der Saison zu Ende — und immer noch schwebte kein Libretto über die Alpen. Da mußte ernstlich daran gedacht werden, Rath zu schaffen.

In Paris lebte ein Dilettant, Namens Crescini, Inhaber eines hübschen Vermögens und einer schönen Frau, die bis jetzt zu ihrem Vergnügen Gesang trieb, und großer Freund der schönen Künste; der sah die Noth seines Landsmannes und beschloß, ihm hülfreiche Hand zu leisten. Er hatte keine Zeit, sich lange zu besinnen, und wie man oft in der Geschwindigkeit das Zunächstliegende übersieht, so geschah

es auch ihm; er griff nach dem Entferntesten — griff über den Rhein — in's Herz von Deutschland — um zu den nichtssagenden welschen Melodien eine Unterlage zu finden; er nahm das schauerlich-gigantische Erstlingsgedicht Schiller's, und riß und zerrte daran, und kneipte hier mit der Zange ab, schnitt dort mit der Scheere zu, formte und modelte so lange, bis es ihm gelungen war, aus dem deutschen Felsen eine französische Brioche zu machen, und dann nannte er diese Geschichte I Briganti und fühlte sich berufen, folgende Erklärung als Vorrede dazu zu geben, die ich hier mit authentischer Treue übersetzen will.

„Der Stoff dieses Melodramas ist — wie es der Titel genugsam anzeigt — aus der berühmten Tragödie Schiller's gezogen, welche bei ihrem ersten Erscheinen einen so großen Enthusiasmus erregte. Der italienische Dichter glaubte, indem er diese Personen der Scene und dem Gesange anschmiegen wollte, einige Charaktere mäßigen zu müssen, ohne ihnen jedoch gänzlich ihre Physiognomien zu rauben. Diese Räuber (man höre!), welche in dem deutschen Drama als eine Bande von Bösewichtern, allen Lastern ergeben, dargestellt sind, erscheinen hier wie Männer, die sich jeder ungerechten Unterdrückung widersetzen, wie Freunde jener unschuldigen Unabhängigkeit, die keine Ordnung stört, kein Gesetz übertritt. Sie trotzen dem Unglück und spotten der Gefahr; der schwarze Anblick der Nacht, das Schweigen der Wälder, ein stürmischer Himmel, die Natur mit ihren geheimnißvollen Schrecknissen sagen ihrem Geiste zu und entsprechen ihrer Neigung. Die andern Charaktere bedürfen keiner Erklärung. — Ich hätte einer Thatsache aus der französischen Geschichte oder der meines Vaterlandes gern den Vorzug gegeben, dessen Ruhm und Unglück der Poesie so reichen Stoff bietet; aber die Kürze der Zeit und

die Wahl, die bereits Andere getroffen hatten, bestimmten mich zu diesem Gegenstande. Wenn es mir geglückt ist, durch die Behandlung des Stoffes den Talenten, nämlich dem, welches die Musik schreiben wird, und denen, die sie ausführen sollen, ein schickliches Thema geliefert zu haben, so werde ich mich für meine Arbeit reich belohnt fühlen. (Jo sarò ben pago di questa mia fatica.) Ich habe geglaubt, diese wenigen Worte dem Werke vorsetzen zu müssen; sie sind vielleicht für den Leser von keiner Bedeutung, sie waren aber desto wichtiger für den Schreiber.

Jacopo Crescini."

Es geht wenigstens hieraus hervor, daß Herr Crescini gewissenhafter zu Werke ging, als es üblich, und daß er sich auf eine dunkle Weise auch Rechenschaft über sein Beginnen zu geben wußte. Daß er dieses überhaupt that, verdient schon rühmliche Erwähnung; so wenig man auch sonst mit ihm einverstanden sein mag. Um einen oberflächlichen Begriff von dieser Bearbeitung der Räuber zu geben, genüge es, die Personen herzuschreiben.

Diese heißen:

Massimiliano, Conte di Moor, principe del Regno; Ermano, Corrado, suoi figli; Carlo und Francesco hatte sich nämlich der Componist verbeten, weil er das lange A in der zweiten Sylbe durchaus nicht entbehren konnte, um eine gute Oper über diesen Stoff zu schreiben; dafür blieb aber Amalia d'Edelreich unangetastet, da Amalia ganz gut zur Musik paßt und „Edelreich", dieser den Italienern so barbarisch klingende Name, nicht gesungen wird; Teresa confidente di Amalia, ist eine Geburt Crescini's, womit er das Stück bereicherte; Bertrando, Solitario, ebenfalls eine Schöpfung des Bearbeiters, denn man denke hier nicht etwa an den Pater Moser oder sonst dergleichen; endlich

lesen wir noch Rollero, amico di Ermano unter den Personen, der aber von seinem Urbilde auch nicht den leisesten Zug an sich trägt.

Wenn wir jedoch nun den Scherz bei Seite setzen wollen, so läßt sich unleugbar schon aus diesem Cannevas darthun, daß Herr Crescini für seinen Zweck geschickt zu Werke ging. Diese Vereinfachung der Handlung, diese Zusammenziehung des Personals waren nothwendig, wenn nun einmal Schiller's Tragödie in eine italienische Oper umgewandelt werden sollte. Und wahrlich hierin nur allein liegt das Abgeschmackte; das Uebrige, was als Folge von diesem damit vorgenommen wurde, ist größtentheils nicht zu tadeln. Ich will nun aber das Libretto auf sich beruhen lassen und mich nach einer andern Seite wenden. Mercadante's Musik hat bei uns nie Glück gemacht, und ich sage es auch dieser Oper voraus, wenn jemals ein Theater-Director in der Klemme den verzweifelten Entschluß fassen sollte, sie zu geben. Es ist eine nichtssagende Spielerei mit Tönen, dabei von aller Originalität entblößt, nichts weiter; weder Bellini's eigenthümlich sanfte Melodien, noch Donizetti's mächtige Orchester-Effecte werden hier angetroffen; Mercadante bleibt stets seicht und er wäre nicht zu ertragen, wenn ihm nicht italienische Kehlen ihre unvergleichliche Kunst liehen. Den Vortheil, der sich ihm hier bot, für die besten Stimmen Italiens zu schreiben, hat er gehörig ausgebeutet; er hat mit vielem Geschick und ziemlichem Geschmack Schwierigkeiten gehäuft, die jedoch für seine Virtuosen keine mehr waren. Dies ist ein Vorzug, wenn auch nur ein geringer, den man — um gerecht zu sein — anerkennen muß. Lablache und Julie Grisi zeigen sich als vollendete Künstler. Ihr großartiger, herrlicher Gesang wird von einem leidenschaftlichen Spiele unterstützt; besonders wäre

das Spiel, welches die Grisi in einigen Scenen der Oper entfaltet, so mancher deutschen Amalia von Edelreich zu wünschen; dazu die köstliche Stimme, die reizende Gestalt, der ausdruckvollste Kopf, den man sich denken kann. Im Schmerze und in der Trauer ist sie wahrhaft schön, ein so künstlerisch schönes Bild, wie uns das Theater selten eines zeigt! Lablache hat im dritten Acte seine Höhe, wo er in der Kleidung eines Kriegers bald kämpfender Held, bald zürnender Vater ist, und zuletzt dem Schmerze erliegt. Minder ausgezeichnet im Spiel, wenn gleich vollendet im Gesange, ist Tamburini's Corrado. Daß von einem deutschen Franz hier nicht die Rede sein kann, wird der Leser aus der vorhergegangenen Erörterung schon wahrgenommen haben, allein meines Bedünkens fehlt der Leistung jede Haltung, und nur das Costüm und die hergebracht üblichen Actionen heben den Sänger aus dem Bereich des Kammergesangs in die dramatische Region. Bei uns in Deutschland findet sich das wol häufig, und selbst bei andern Vorwürfen noch, allein im Théatre-italien zu Paris ist man nicht daran gewöhnt. Rubini endlich als Ermano ist hierin wie überall ein unvergleichlicher Tenor, dessen Gesang eine unwiderstehliche Wirkung übt. Er begnügt sich damit, zu rühren und zu entzücken, sein Spiel ist stets angemessen, aber gleichförmig, eine Ausmalung wie von einem Schauspieler fordert man nicht von ihm; am meisten wirkt er durch seine schmelzenden Töne in seiner Reue, in der Klage, in den zärtlichen Liebesergüssen.

Es ist ein Genuß eigener Art, dieses seltene Kleeblatt von vier Künstlern zu hören, es ist ein Genuß, zu dem man sich mit vollem Rechte drängt; bessere Gelegenheit als in den Räubern findet sich schwerlich, sie zusammen zu bewundern, sie sind fast gleich darin betheiligt; man hört sie

in ihrer ganzen Virtuosität neben einander. Dies ist der Grund, daß die Oper so besucht wurde; dies die Ursache, daß der Saal von fanatischem Beifall erschallte; hierzu kommt noch, daß man sie wenig wiederholen konnte, da sie erst kurz vor dem Ende der Saison fertig wurde, und daß daher noch viele Dilettanti ihre Lust gar nicht befriedigen, keiner jedoch sich daran satt hören konnte. Im folgenden Jahre ist dieses Werk nicht wiederholt worden.

Ich hoffe, das es nach Deutschland nicht verpflanzt werden wird, denn ich müßte mit Schaudern daran denken, wenn mir die Möglichkeit dazu vorschwebte.

10.

Wir sind in der Rue Laffitte.

Am obern Ende derselben, im Hofe, liegt das schöne Hôtel, das einst der Mann bewohnte, welcher dieser Straße den Namen gab. In seinen gastfreundlichen Sälen sah sich das Talent geehrt und unterstützt; es brachte Ruhm und Glück, hier aufgenommen zu sein; die Ersten und Edelsten der Gesellschaft waren hier vereinigt; jetzt werden dort Bälle gehalten, zu denen der junge Bursche die Grisette führt, und Vergnügungen für Geld ausgeboten. Der Besitzer ist daraus vertrieben und Niemand kümmert sich mehr um den alten, unglücklichen Patrioten — selbst Die nicht, die ihm danken sollten!

Am andern Ende dieser Straße, dem Boulevard zu, sehen wir zwei Häuser, die mit Nummer 15 bezeichnet sind. Durch einen Thorweg gelangt man in einen weiten Hof, in dessen Hintergrunde sich die Hôtels zeigen. Von beiden

Seiten des Thorwegs ziehen sich unansehnliche Fronten mit kleinen Fenstern. Wir treten durch das eine Thor. Auf einer Seitenthür lesen wir Bureau-des-Coupons; Alles ist still; die Einfassung des Hofes besteht aus Bureaux, Remisen und dergleichen; wir erblicken Niemand. In der einen Ecke steht ein eleganter Wagen. Das Hôtel hat außer dem Erdgeschosse nur ein Stockwerk. Es ist mit Pilastern geziert und in einem edeln Style gebaut, etwa wie die Villa eines reichen Engländers. An den Altanen und Geländern schimmert Goldbronze; die untere Halle ruht auf Säulen, deren Zwischenräume mit großen Fensterscheiben aus einem einzigen Stücke geschlossen sind. Eine jede mag wol ein Paar Tausend Franken gekostet haben. Drei große Bronzelaternen von reicher und eleganter Arbeit, doch nicht in dem vor Kurzem noch für modern gehaltenen Geschmack, hängen in der Halle.

Wir treten links durch eine hohe Glasthür und befinden uns in einem nicht geräumigen Treppenhause. Es ist mit einem Teppich versehen, Marmorstatuen stehen in den Ecken, die hohen Fenster sind ebenfalls aus einem Stücke; Alles ist hier angenehm durchwärmt; die Heizung des Hôtels geschieht durch Röhren. Vor uns liegen die Festsäle, die Gemächer zum großen Empfange.

Der Entréesaal ist reich mit geschnitzten Holzarbeiten bekleidet, die Thüren und Pfeiler, Alles mit den zierlichsten Arabesken bedeckt; eine längst vergangene Zeit weht uns hier an. Wir erinnern uns nur, in alten Schlössern, auf Gemälden oder in Theater-Decorationen Dergleichen gefunden zu haben, hier ist aber noch Alles neu und frisch. Es ist der Geschmack aus dem Zeitalter der Wiedergeburt der Künste, le goût de la renaissance, als unter Franz I. Leonardo da Vinci in Frankreich lebte und durch seinen Ein-

fluß die Kunst wieder eine Stimme bei der Ausschmückung unserer Wohnungen erhielt. Es ist zwar noch immer daran jene schwerfällige Pracht der früheren Zeit unverkennbar, aber die barocke Geschmacklosigkeit ist daraus entfernt, und Alles athmet einen edeln Charakter und Größe. An beiden Seiten der mit Holzbasreliefs bedeckten Thüren bauschen dicke Teppiche in schweren Falten, und die Fenster sind mit denselben Teppichen umhängt. Der nebenanstoßende Billardsaal zeigt denselben Schmuck und dieselbe Einfachheit. Hier sieht man noch nichts von Vergoldungen; einige schöne Gemälde in Holzrahmen, welche mit dem Getäfel übereinstimmen, zieren die Wände. Von hier tritt man in eine hohe Galerie, welche die ganze Breite des Hôtels einnimmt; ihre Länge wird durch zwei kostbare Spiegel, die an jedem Ende angebracht sind, bedeutend vermehrt. Die eine Seite ist ganz von Glas, und längs derselben stehen in großen Bassins von Bronze die seltensten Planzen und Topfgewächse. An der andern Wand laufen Divans, und eine blendende Reihe von Kronleuchtern schwebt von der Decke hernieder. Ein jedes der Zimmer hat seinen Ausgang nach dieser Galerie, und bei dem letzten Feste, das in diesem Hôtel gegeben wurde, machte sie in ihrer prachtvollen Beleuchtung und dem Blumenschmucke einen zauberhaften Eindruck, den selbst die pariser hohe Welt ganz unerhört fand, obgleich sie doch an Eindrücke dieser Art, wie keine andere, gewöhnt ist. Der große Salon, den wir zunächst betreten, zeigt herrliche encaustische Malereien der berühmtesten Meister der neuern französischen Schule zwischen seinen reichen Vergoldungen. Kamin und Tische von weißem Marmor mit Sculpturen, Statuen auf Piedestalen, Uhren, Girandolen und Kronleuchter, Alles im ausgesuchtesten Geschmacke des oben angedeuteten Zeital-

ters. Eine doppelte Reihe von Armsesseln, mit prächtigen großblumigen Seidenstoffen, zieht sich an den Wänden hin; an den hohen Bogenfenstern Doppelvorhänge von Seide zunächst der Fenster, die herabgelassen werden, und darüber die kostbarsten Sammtdrapperien, Sessel und Divans am Kamine würdevoll hoch, breit und bequem, wie es unsere Voreltern liebten, und alles Uebrige im Einklange.

Es würde nicht möglich sein, hier in eine umständliche Beschreibung einzugehen, ohne die Leser durch Wiederholungen zu ermüden. Nur des gelben Salons will ich noch erwähnen, der sich durch seine höchst geschmackvolle Einrichtung auszeichnet; besonders sind hier der Kamin und die Tische von einer bewundernswerthen Arbeit. Dann gibt es noch in diesem Erdgeschosse einen Speisesaal für große Diners, daneben den Concertsaal und zwei Tanzsäle. Das Local ist zur Aufnahme von 2000 Personen geeignet. In dem obern Stockwerke sind die Wohnzimmer der Familie mit gleicher Pracht eingerichtet, doch kleiner und mit mehr auf Wohnlichkeit gerichteter Aufmerksamkeit möblirt.

Dies ist das Hôtel des jüngern Freiherrn von Rothschild, das derselbe erst vor Kurzem durch den seines Geschmacks wegen bekannten Director der großen Oper, Herrn Duponchel, auf diese Weise einrichten ließ. Prächtiger noch, obgleich unvollendet, war das daneben liegende Hôtel des ältern Freiherrn Salomon von Rothschild, der seinen Wohnsitz von Wien erst vor wenigen Jahren hierher verlegte. Das Hôtel gehörte einst der Königin Hortense und wurde mit 7 oder 800,000 Franken von dem jetzigen Besitzer bezahlt.

Auch hier ist der goût de la renaissance in Anwendung gebracht. Die Festsäle sind gleichfalls im Erdgeschosse, und eine mit Blumen besetzte Treppe führt in die

Wohngemächer im obern Stocke. Alles ist hier noch in größerm Style. Ein Portier steht in der Halle und die Bedienten sind in glänzender Livrée. Im Vorsaale befindet sich der meldende Kammerdiener ebenfalls en tenne, und ein Schreibtisch steht in der Mitte, damit die Besuchenden ihre Namen aufschreiben.

Nach dem Entréesaal tritt man in den Salon d'Attente und von diesem in den großen Salon. Alles ist wieder hier mit encaustischen Gemälden und den reichsten Goldverzierungen überdeckt. Dazwischen nehmen die prächtigsten Spiegel den Raum ein. Colossale Sessel stehen rings an den Wänden, aus Goldbronze gegossen, mit den zierlichsten und geschmackvollsten Gebilden. Thier- und Menschen-Gestalten, durchflochten mit Laubwerk; man staunt, wenn man diese Sessel betrachtet; sie sind auf großen Rollen, um sie von ihrer Stelle bewegen zu können. Man sagte mir, daß ein einziger die Summe von 12,000 Franken gekostet haben soll. Dies möge als Maßstab der übrigen hier zur Schau gelegten Pracht gelten. Die Galerie, obgleich viel reicher als in dem andern Hôtel, macht jedoch bei Weitem nicht zugleich jenen freundlichen Eindruck; besonders aber muß ich hier noch eines blauen Saales erwähnen, worin braune Möbel mit weißem Seidenstoffe auf einer blauen Estrade stehen, welches sich sehr gut ausnimmt; der Speisesaal ist ganz mit Täfelei aus seltenen Holzarten und Schnitzwerk überdeckt.

In dem obern Stockwerke, wo sich neben den Wohnzimmern die Säle zum gewöhnlichen Empfang und die Gesellschaftsgemächer der Familie befinden, ist noch immer so viel Glanz verbreitet, daß manche unserer reichsten und vornehmsten Häuser daran genug haben würden. Das Appartement des Freiherrn Salomon, aus drei Piècen bestehend,

dem Cabinet, dem Schlafzimmer und dem Boudoir, ist mit sogenannten incrustirten Möbeln aus dem kostbarsten Holze besetzt und zeichnet sich durch einen einfachen Geschmack aus.

In diesem prachtvollen Palaste herrschte die tiefste Stille. Der Portier, die Livrée, der meldende Kammerdiener, Alles stand auf seinem Posten und hatte nichts zu thun. In dem einen Saale, neben den Wohngemächern, saß eine fremde Dame am Kamin, die auf eine Audienz zu warten schien; der Besitzer befand sich in Wien, und in dem reichen Wohnsalon saß auf dem Divan eine Matrone, leise schwatzend, in einfachern, von den gegenwärtigen sehr verschiedenen Verhältnissen erzogen, nun von all' dieser fremdartigen Pracht umgeben, durch ihren Reichthum auf des Lebens Höhe gehoben — die alte Freifrau von Rothschild aus Wien, und ihr zur Seite eine verwandte Seele, mit der sie vertrauliche Herzensergießungen tauschen konnte, und gleichfalls Matrone, Madame Beer, die Mutter des berühmten Componisten.

Wenn ich mir die alte Freifrau denke, den glänzenden Hofstaat, der sie umgibt, die blumenbesetzte Treppe, die zu ihr führt, das ganze aristokratische Ceremoniell, um zu ihr zu gelangen, und endlich ihre Einsamkeit, verlassen von ihren früheren Freuden und Genüssen, ausgeschlossen von der Welt, zu der sie nun eigentlich sich zählt — da kann ich mir die Freude vorstellen, die sie empfindet, wenn endlich die wackere alte Madame Beer aus Berlin bei ihr erscheint, und sie sich nun so recht aussprechen kann — nicht im zwängenden französischen Idiom, nicht in den geschraubten Ausdrücken der hohen Welt, die ihr nie geläufig werden konnten, sondern ungenirt, und hie und da an den Jargon streifend, der ihr angeboren wurde. Es ist für keinen Menschen etwas köstlicher und erfreulicher, als sich des ihm angeborenen

Jargons zu bedienen, und daher sind alle armen affectirenden Narren, die sich zieren und spreizen, stets zu beklagen.

Die Rothschilde haben jedoch vollkommen recht, sich auf diesen höchsten Fuß eingerichtet zu haben; er ziemt ihrer Bedeutung und ihrem Standpunkte, und Niemand kann sie deshalb tadeln.

Noch einen andern Besuch hatte ich in der Rue Laffitte abzustatten. Börne wohnte hier. Er hatte sich für einen Schriftsteller und — was noch mehr sagen will — für einen deutschen Schriftsteller in Paris mit einem ziemlich aristokratischen Luxus umgeben. Ein meldender Bedienter, ein großer Salon mit eleganten Möbeln, und daneben, in einem nicht sehr aufgeschmückten Cabinet, Börne im seidenen Schlafrock. Ich fand ihn bedeutend gealtert und kränklich aussehend. Er lebte zurückgezogen und ging wenig aus; bei schlechtem Wetter verließ er nie das Haus. Er wunderte sich, daß seine Balance in Deutschland nicht stärker ziehen wolle, in Frankreich wurde sie ohnehin nur wenig gelesen, und so war er denn Willens, sie mit dem dritten Hefte wieder eingehen zu lassen. Ueber die neueren Literaturzustände in Deutschland äußerte er sich ziemlich bitter, wenn gleich lächelnd, wie es seine Art war. Ich fand ihn so ziemlich von Allem unterrichtet. Er führte eine ausgebreitete Correspondenz. Die neuen Erscheinungen fehlten ihm auch nicht, da er viel zugesendet erhielt. Das Neueste war der Lenau'sche Faust, den er jedoch nicht in seiner Balance besprechen mochte. „Er habe bei dieser Gelegenheit auch viel gegen Goethe auf dem Herzen, das er heraussagen müsse, es streite aber gegen sein Gefühl, in französischer Sprache etwas gegen Goethe zu sagen, und dadurch die Hochachtung, welche die Franzosen vor ihm haben, zu stören. Auch sei er im Französischen in seinem Ideengang

zu sehr gehemmt; hundert Dinge müsse er ganz übergehen.“ Dies sagte er mir und fügte hinzu, er wolle über Lenau's neuestes Werk in einer deutschen Zeitschrift sein Urtheil niederlegen.

In der Hälfte des Aprils pflegte Börne Paris zu verlassen, um seinen gewöhnlichen Sommeraufenthalt in Auteuil zu besuchen.

Das Jahr war aber kaum verstrichen, so hatte er für Winter und Sommer die kleine, stille Wohnung auf dem Père la Chaise bezogen.

11.

Was Paris dem Fremden so angenehm erscheinen läßt, ist die ausgebildetste, großartigste Geselligkeit und Gastfreundschaft. Man denke sich darunter nicht das deutsche: „Auf ein Gericht gern gesehn!“ nicht die Aufnahme fremder Personen in den Haus- und Küchenorden, nicht die Zumuthung, an den Freuden und Leiden unbekannter Haushaltungen nolens volens Theil nehmen zu müssen, nicht jene erdrückende Höflichkeit, jenes Nöthigen, jene steife, lächerliche Etikette; dies Alles verdient weder die Benennung „ausgebildet“ noch „großartig.“

Welch ein Dämon fährt in solch einen kleinstädtischen Egoisten, wenn er mit einem Male seine unansehnlichen Zimmer Fremden öffnen und die beschränkte Frau mit seinen kleinen Rotznäschen, mit allem Spielzeugtrubel und häuslichem Lärm — Gegenstände, die ihn entzücken und rühren — andern Unbekannten zeigen will, und dies für Höflichkeit, Gastfreundschaft und dankenswerthes Beginnen

hält! Der Besitzer eines kleinen Gartens, der darin einen blühenden Apfelbaum hat, ist darüber außer sich und ladet seine Freunde ein, um ihnen den Baum zu zeigen, und meint, sie müßten wie er außer sich gerathen; denn er hat keine Augen für alle Blüthenpracht, die ihn in der weiten Gegend umgibt, oder er bildet sich ein, so wie sein Baum blühe keiner. Wie lächerlich sind diese Egoisten! Wen hätten sie nicht schon mit ihrer Manie gequält? Und wie groß und glücklich und frei fühlt sich Der, welcher sich nie an kleinlichen Besitz kettete und den großen ungezwungen mitgenießt, als gehöre Alles ihm, ohne Neid, ohne Lust am Besitz selbst und mit schönstem Behagen. — In Paris lernt man das kennen, wo die reichen und Vornehmen, die Begünstigten des Glücks, die Männer von Talent und von Ansehen sich diesem Genusse ganz hingeben und der köstliche Besitz des Einzelnen so recht eigentlich zum Gemeingut wird.

Wer einen berühmten Namen hat, sieht die beste Gesellschaft, berühmte und vornehme Welt bei sich, und gäbe er ihr nichts als Zuckerwasser zur einzigen Erfrischung. Der Maler öffnet seine Salons, die mit Gemälden geschmückt sind; der Musiker erfüllt die seinigen mit den ausgesuchtesten Klängen; der Schriftsteller vereinigt die geistreichste Conversation; der Financier endlich läßt Champagner strömen und Delicatessen präsentiren und zieht alle Freunde der bonne chère aus der Kunst und Literaturwelt zu sich hin. Hier vereinigen sich die Zierden der Gesellschaft, um ein neues geistreiches Stück aufzuführen, dort hört man die bewunderten Künstler der italienischen Oper, hier sieht man die schönsten, graziösesten Weiber, dort hört man die verehrtesten Dichter, die berühmtesten Gelehrten, die Heroen der Literatur. Niemand stellt, nach dem gemei-

nen Sprichwort, sein Licht unter den Scheffel; ein Jeder läßt es leuchten, so hell es nur immer leuchten will.

Die Kette der Soiréen, die sich in Paris wie Zauberbande um uns legen, sollte man eigentlich zum größten Theile kennen, um über das Pariser Leben sein Votum abzugeben berechtigt zu sein; was sich uns auf den Straßen zeigt, ist — so überraschend es für den Ankömmling auch sein mag — nicht werth, daß man lange dabei verweile. — London ist größer, überraschender, glänzender darin, und wer beide Städte kennt, nennt Paris ein Dorf im Vergleich mit London! Aber in gesellschaftlicher Beziehung wird Paris immer höher stehen, denn alle Almacks und Raouts sind nur Karikaturen der Gesellschaft, die sich in Frankreichs Hauptstadt in ihrer feinsten, geistreichsten Blüthe präsentirt.

Für Leute, die gern sehr bequem sind und früh schlafen gehen wollen, werden die Soiréen in Paris, trotz ihrer Ungenirtheit, doch immer einigen Zwang mit sich führen. Vor zehn Uhr kann man nirgends hin, und da man stets mehre an einem Abende besucht, so dauert der Spaß bis ziemlich in die Nacht, oder vielmehr in den Morgen hinein.

Ich kannte die Soiréen bei dem alten Maler Baron Gerard noch nicht, obgleich sie schon seit vielen Jahren Mittwochs bestanden haben und sich durch alle Zeitverhältnisse und Staats- und Gesellschafts-Revolutionen erhalten, mithin von wahrhaft geschichtlichem Interesse waren. Man fand dort die Elite der Künstlerwelt und stets viele ausgezeichnete Fremde. Ein Freund versprach, mich dort einzuführen, und ich legte willig einige Tage meinem Aufenthalte zu.

Ich kam aus einer musikalischen soirée par excellence, Ohr und Herz noch voll der herrlichsten Töne, und mußte meinen Freund im Ministerium des Innern abholen, wo

er einer halbdiplomatischen Soirée bei dem General-Sekretär, Herrn Edmund Blanc, beiwohnte, wo Montalivet, Thiers und eine Menge anderer Personen gegenwärtig waren. Ohne uns lange aufzuhalten, machten wir uns auf den Weg nach der weit entlegenen Rue St. Germain des Près. Es war bereits spät und wir besorgten, daß die Gesellschaft bei Gerard nicht mehr sehr zahlreich sein würde. Vor der Thüre zeigte uns jedoch eine stattliche Wagenreihe, daß wir nichts zu besorgen hatten. „Wir sind noch nicht die Letzten," sagte mein Freund, indem er die vielen Mäntel im Vorzimmer gewahrte.

Herr und Madame Gerard waren ein Paar liebenswürdige Leute, und der siebenzigjährige Maler, obgleich so leidend, daß er den ganzen Winter nicht ausgehen konnte, gab dennoch seine Soiréen nicht auf und opferte seinen kostbaren Schlummer dem gewohnten Vergnügen, der Unterhaltung seiner Gäste. Das war mindestens nicht philisterhaft. Und so hat er es bis zu seinem vor kurzem erfolgten Tode gehalten.

Die Salons waren mit Gemälden des Wirths und mit Kupferstichen nach seinen Gemälden decorirt; der berühmte Belisar und der Homer leuchteten mir sogleich beim Eintritte entgegen. Die Gesellschaft hatte sich in drei Salons und dem Schlafzimmer vertheilt, und die Conversation war allgemein. Ich lernte dort die Gräfin Giucciola, eine von Lord Byron's Geliebten, kennen, eine noch immer schöne Frau, mit einem schmachtenden, blonden Kopfe. Eine andere ehemals berühmte Schönheit, die sich jedoch nicht so conservirt hatte, Signora Grassini, die Sängerin, bekannt wegen ihres Verhältnisses zu Napoleon, die einst berühmte Vigano, die von ihrem früheren Aufenthalte in Wien noch ziemlich gut deutsch sprach, und Signora Crescini, die wun-

derschöne Frau des Dichters der Briganti, waren zugegen. Diese hatte bereits gesungen und ihre Stimme und ihre Kunst Alles in Extase versetzt, als ich ankam. Man bat sie noch einmal zu singen und die Ankunft Meyerbeer's, auf den Alles mit dem Ausrufe: „Ah, Maestro! was haben Sie versäumt!" hinstürzte, bewog die liebenswürdige Frau, sich wieder zum Flügel zu stellen. Sie besitzt in der That einen mächtigen und zugleich lieblichen Contrealt; die Manier ist so brillant und modern, als man nur voraussetzen konnte. Dabei der schönste Mund, der sich auf das anmuthigste öffnete, die ausdruckvollsten Augen, ein belebter Ausdruck und ein bewegter dramatischer Vortrag, kurz ein Zusammen, das fesselt und entzückt! Alles lauschte, und als sie geendigt hatte, wurde der Athem zurückgehalten und Niemand wagte seinen Beifall zu äußern; eine zarte Aufmerksamkeit für den Gran-Maestro, der zugegen war, und erst nachdem Meyerbeer sein Bravo und einen italienischen Zuruf laut werden lassen, stimmte die Versammlung froh und rauschend ein. Mich freute es, daß er sich während des Sturmes freundlich zu mir wandte und mir vor Allen auf deutsch zurief: „Wahrhaftig! sehr gut!" Es liegt eine eigene Herzlichkeit darin, wenn sich zwei Landsleute, laut vor Fremden, so vertraulich etwas sagen können.

Ich unterhielt mich mit dem witzigen Dantan, der die berühmten Chargen in Gyps verfertigte und dabei einer der ausgezeichnetsten Bildhauer ist, die jetzt in Paris leben, und freute mich seines so gutmüthigen, einfachen und bescheidenen Wesens. Nur wenn man diese Persönlichkeit kennt, wird es erklärbar, daß man sich so übereinstimmend das Wort gegeben hat, seine Malicen ruhig hinzunehmen und mit den Lachern zu lachen, ohne dem Künstler zu grollen.

Auch Ancelot sprach ich hier, einen artigen, ganz bür-

gerlichen Mann, der sich durch seine Stücke für das Vaudeville-Theater, namentlich die Genrebilder aus der Pompadourzeit, ein hübsches Vermögen und einen guten Ruf gemacht hat. Wie ich so mit ihm spreche, erschrecke ich fast ein wenig, von einer Rockklappe gestreift zu werden, an der ein großes Kreuz von schwarzem Eisen herabhängt. Ich sehe nun genau hin und erkenne deutlich das eiserne Kreuz, jenes Siegeszeichen des Jahres 1813, das die gutmüthigen Franzosen in ihren Salons herumstreichen lassen. In der That aber vermuthe ich, daß die Leute seine rechte Bedeutung nicht kannten. Hiermit entschuldige ich allein den Träger; denn man mag ein solches Zeichen noch so werth halten, so ist es doch jedenfalls in den Salons der Künstlerwelt ganz überflüssig, wo nur das Talent Anerkennung findet, und könnte hier abgelegt werden, ohne sich selbst, dem Zeichen und der Liebe dazu den geringsten Eintrag zu thun.

Das eiserne Kreuz aber und einige deutsche Worte, die ich seinen Inhaber mit einer Dame sprechen hörte, führten mich zu der Bekanntschaft des Geheimenrath Koreff, des ehemaligen Leibarztes des Fürsten Hardenberg. Er ist ein feingebildeter und in der höhern Gesellschaft gern gesehener Mann, dabei einer der gesuchtesten Aerzte in Paris, besonders Deutschen sehr zu empfehlen, deren Natur der französischen Tisane widerstrebt.

12.

Wie durch ein Wunder stand ich heute mit einem Male vor Robert's venetianischen Fischern. Ein Bild voll Leben

und Ausdruck. So unbedeutend sein Gegenstand ist, so überstrahlt es doch die großen Schlachten und frommen Bilder sämmtlich. Es ist das Gestade von Chioggia und die Familie schickt sich an, auf den Fischfang zu gehen. Die Köpfe sind ausdrucksvoll und charakteristisch, das Costüm treu und doch nicht bunt, und das Licht ist so natürlich, hell und durchsichtig, als hätte es der Künstler der Sonne entwendet. In der Mitte sitzt ein Jüngling, der zum Bilde herausschaut, mit schwermüthig nachdenklichen Zügen, fast fremd dem Treiben um ihn, und mit einem geheimnißvollen Interesse die Blicke fesselnd; dies soll das Porträt des unglücklichen Künstlers sein, der in den Wellen seinen frühen Tod suchte. Ich dachte mir ihn so und es erfüllte mich mit wehmüthiger Freude, ihn so zu finden.

Nächst diesem Gemälde nenne ich ein anderes, das einen mächtigen Eindruck auf mich machte, wenn es gleich einen vollständigen Gegensatz zu jenem bildet. Es ist das Ave Maria der Hirten in der römischen Campagna, von Bodinier gemalt. Die öde, sanfthügelige Landschaft, über die sich ein südlicher Abend mit allen seinen schimmerden Lufttinten zu verbreiten beginnt, und der glühende Horizont mit leichten Wolken, an dem sich die hohen Gestalten der andächtig betenden Hirten abzeichnen. Im Vorgrunde die dunkeln Schafe mit dem Hund. Eine feierliche Ruhe spricht aus dem Bilde; eine milde, fast lautlose Nacht; nur das ferne Läuten scheint einförmig durch die Stille zu dringen. Die Harmonie der Farbengebung ist herrlich und der Eindruck unwiderstehlich. Französische Kunstrichter haben diesem Bilde einen hohen Rang zuerkannt, und abgesehen von dem Verdienste des Malers als solcher, so ist es ihm wie Wenigen gelungen, das Gemüth des Beschauenden mächtig zu rühren.

Eine Kette, wie man gewöhnlich die aneinander gefesselten Galeerensclaven, welche nach dem Bagno abgeführt werden, benennt. Der Stoff ist aus Masson's Werkstatts-Erzählungen genommen. Die Köpfe der Verbrecher sind ausdrucksvoll ohne Uebertreibung, wozu sich unsere jetzige sogenannte romantische Kunstwelt so leicht bei solchen Gegenständen verleiten läßt. Ein armer Teufel ist darunter, der unsere Theilnahme in Anspruch nimmt; er wendet den Kopf und blickt nach einem Wagen, worin Bauern sitzen, die ihm in glücklichen Tagen vielleicht nahe standen und seinem unverschuldeten Loose nunmehr Theilnahme, vielleicht Trostworte spenden. Dies macht einen erhebenden Eindruck.

Von Goldschmidt ist eine Frau in algierischem Costüm, von brillantem Colorit und gutem Effecte, mir auffallend erschienen.

Aber von größerer Wirkung ist eine Scene des Weltendes von Charles Lefebure. Die Gluth, die den Erdball verzehrt, die als verglimmender, strahlenloser Feuerball im Aether schwebende Sonne, der nächtliche Dunstkreis und die bleichen, fahlen, nackten Körper der Menschen erfüllen uns mit Schauer. Einzelheiten sind vortrefflich, und Phantasie ist dem Maler nicht abzusprechen; bei dem Allen ist das Ganze aber so grell, daß man schnell wieder die Blicke von der Tafel wegwendet.

Die Tochter Jephtha's von einem Deutschen, Heinrich Lehmann, hat trotz der Manier, die aus dem Bilde sich zu erkennen gibt, und des wunderlichen Colorits, Verehrer gefunden. Die Zeichnung ist streng und Ingre's Einfluß nicht zu verkennen. Als Gegensatz konnten die Jäger an der Küste der Picardie gelten, von Lebrux gemalt, die nicht weit davon hingen. Reine Natur, Porträtirung, nichts

von höherer Intention bemerkbar, aber eine Wahrheit und Treue, die immer wieder die Blicke hinzog.

Von Lepaulle war eine Reihe von mancherlei Gegenständen ausgestellt; das Meiste waren Porträts. Sein geschickter, saftiger Pinsel war dabei wol besonders zu rühmen. Hündchen, Pferde, Menschen; eine Odaliske, ein Reiter, eine Tänzerin im Theatercostüm u. s. w., Bilder, wie sie die Laune der Reichen hervorruft und reich bezahlt. Lepaulle dient dieser Laune gern und rettet daraus so viel Kunst, als ihm nur immer möglich ist.

Lessore lieferte die verschmachtende Hagar in der Wüste, im Mutterschmerze aufgelöst, neben ihrem Kinde. Ein trostloser Gegenstand; die Auffassung nicht großartig. Die Wüste spielt dabei eine zu umfangreiche Rolle.

Von Steuben forderte eine große Tafel die Aufmerksamkeit heraus. Es ist Johanna von Castilien, Karl's V. Mutter, die sich von ihrem heiß geliebten, jung verstorbenen Gatten nicht trennen wollte und darüber wahnsinnig wurde. Sie bekam seit dieser Zeit den Beinamen: „la folle!" Sie kniet hier, in Wahnsinn aufgelöst, neben der prächtig geschmückten Leiche und fodert ihre Wiederbelebung vom Himmel. Der Ausdruck ist etwas zu theatralisch; die George könnte dazu gesessen haben; gemalt ist das Bild mit großer Vollendung.

Am reichsten war die Ausstellung mit Schlachten bedacht. Viele sind auf Bestellung des Königs, des Herzogs von Orleans und anderer hohen Personen entstanden.

Horaze Vernet nimmt hier den ersten Rang ein. Er hat die Schlachten von Jena, Friedland und Wagram gemalt, und obgleich er es verschmähte — ich weiß nicht aus welchem Grunde — seiner Hauptfigur außer dem Costüm irgend einen Schein von Aehnlichkeit mit dem Originale zu

verleihen, so ist doch der verschiedene Ausdruck in diesen drei Kaiserköpfen bemerkenswerth. Bei Jena ist es der zürnende Kriegsgott; bei Friedland sieht Napoleon mit einer schwärmerischen Freude aus dem Bilde heraus; bei Wagram zeigt sich die vollkommenste Ruhe in seinem Kopfe.

Scenen auf Kriegsschiffen waren auch nicht selten; sie waren wol größtentheils durch die jetzige Vorliebe für Seeschilderungen entstanden, die sich auch in der Literatur kundgibt und von Sue und Capitain Maryat genährt wird. Die Versenkung eines todten Seeofficiers in das Meer ist ein schön gemaltes Bild; einige Schiffbrüche reiheten sich diesem an.

Alles, was ich hier wiederzugeben suchte, sind die oberflächlichen Eindrücke, wie ich sie empfangen, von einem tiefern Kunsturtheil kann hier nicht die Rede sein. Ich habe sicher manches Vortreffliche übersehen und Einiges hat mich angesprochen, an dem Andere theilnahmlos vorüberschweiften. Ich lasse mich jedoch in diesen Fällen gern gehen und sehe mich weder nach gedruckten Notizen, noch nach lebenden Ciceronen um, die Auge und Urtheil vorhinein zu bestechen suchen. Viel lieber ist es mir, mich durch den Gegenstand, die Farben, die Behandlung des Kunstwerkes selbst bestechen zu lassen; wird mein Urtheil dann auch schief sein, so ist es doch wenigstens aus meiner innersten Individualität hervorgegangen und hat dadurch noch immer einigen Werth, während das Nachgebetete und tausendmal Dagewesene völlig werthlos ist.

13.

Janin lebt auf großem Fuße, von allen Schriftstellern wol auf dem größten, aber nichts Aristokratisches ist dabei, wenn es sich nicht allereigentlichst auf einen verfeinerten Lebensgenuß bezieht. Seine Wohnung liegt in der Nähe des Luxemburgs, in der breiten, reinlichen Straße du Tournon, wo es eben so wenig Lärm gibt, als im Marais. Hier ist der Sitz jener alten Geschlechter, die zum Theile noch mit der jüngeren Linie, die jetzt auf dem Throne sitzt, schmollt. Janin's Hotel ist groß und bequem, eines der besten, die man in Paris findet, im eigentlichen Sinne comfortable.

Ist man die breite, nicht hohe Treppe hinauf gelangt, so tritt man in ein kleines, dunkles Entréezimmer und von diesem in den Billardsaal, den nur eine Bretterwand davon trennt. Hier ist Alles im Geschmacke Ludwig's XV. und der Pompadour möblirt, und Janin war der Erste, der die Rumpelkammern und Trödelbuden durchstöberte, um sich daraus seine so glänzende Einrichtung zu schaffen; allein er besitzt auch Stücke in seinem Mobiliar, die einen hohen geschichtlichen Werth haben.

Unter den Bildern, welche die Wände des Billardsaales schmücken, fällt uns vor Allen das gepuderte Gesicht des Palliassen Debureau auf, dessen Biograph Janin wurde. Eine lange Tafel, so lang als der Saal selbst, trägt alle Chargen Dantan's, wol fünfhundert an der Zahl, die — wenn man sie im Durchschnitt nur zu fünf Franken anschlagen wollte — an dritthalbtausend Franken gekostet haben. Alle Zimmer sind mit den schönsten Möbeln aus alter Zeit besetzt, ungeheure venetianische Spiegel mit breiten, verschnörkelten Rahmen, überall eine Menge von Sevres,

sächsischem und chinesischem Porzellan auf Tischen und Schränken vertheilt, eine Unzahl von kleinen Spielereien, ungeheure Schränke von kunstvollster Arbeit, mit gedrehten Säulen, üppige Divans, Bergèren und Chaises-longues, weiche Thierfelle — auf den Teppichen liegend — eine wahrhaft sybaritische Pracht. In dem Kabinet Janin's findet man unter Anderm die Bibliothek Fenelon's, noch in demselben Schranke, wie sie der fromme Bischof besessen, und das Spinett Marie Antoinette's. Vasen, Bücher, Gemälde, von merkwürdigen oder interessanten Personen, stoßen uns überall auf. Dies Alles hat dem jetzigen Besitzer weit über hunderttausend Franken gekostet, und Janin spricht davon mit einigem Stolze, während seine Freunde ganz unverhohlen gestehen, daß er sich mit dieser Manie ruinire.

Janin ist von frischem, munterm Aussehen; er mag ungefähr fünfunddreißig Jahre alt sein, er sieht indeß wie ein Zwanziger aus. Seine Gestalt ist gedrungen, nur seine Augen sind fein zu nennen, das Uebrige hat ein so natürliches Ansehen, wie man es stets bei gesunden Burschen vom Lande voraussetzt. Die Stirne ist hoch, die Haare gekraust, schwarz; um das Kinn läuft ein krauser, schwarzer Bart. Eine kleine Stumpfnase, ein schön geformter Mund, der fast beständig lacht und die schönen Zähne zeigt, dunkelblaue, italienische Augen, mit überaus langen Wimpern, die seinem derben Gesichte eben den feinen Ausdruck geben. Als ich ihn besuchte, stand er im Hemde im Entréezimmer und wusch sich con amore, während in dem daran stoßenden Billard einige junge Leute laut lachend und schwatzend umherstanden, und im hochgepolsterten Lehnstuhle am Kamin saß eine kleine, bleiche Dame mit feinen Zügen, im geschmackvollen Négligé, halb mitlachend, halb schmollend. Dies ist die Marquise von ***, Janin's

Geliebte, die bei ihm lebt. Le gros rire, dies Göttergelächter der Franzosen, hörte nicht auf; Janin war unerschöpflich in tollen Späßen, zum Theil von sehr derber Natur, und sein Publicum war das dankbarste.

Meine Uebersetzung seiner contes nouveaux, sowie Menzel's Artikel über ihn, den einige französische Blätter übersetzt haben, hatten ihm eine wahrhaft kindische Freude gemacht. Er nahm einmal über das andere mein Buch aus dem Schranke, herzte und drückte es und rief: O quel beau livre! „das sieht doch schon anders aus," setzte er hinzu, „sonst war ein deutsches Buch stets auf Löschpapier gedruckt, und man konnte es nur mit Widerwillen in die Hand nehmen."

Schon früher hatte mir Janin seine Mitwirkung für die Theater-Revue zugesichert: „trop heureuse la voix française," schrieb er mir, „qu'on écoute dans cette terre du savant langage!" Er freute sich, mich in Paris zu sehen, und versprach, sogleich ans Werk zu gehen, damit ich seinen Artikel für die Revue mitnehmen könne. Ich blieb zum Mittage bei ihm. Außer mir war noch eine junge, lebhafte Frau zugegen, deren Namen ich vergessen, die aber wahrscheinlich Schriftstellerin ist, denn Janin stellte sie mir mit den Worten vor: „Elle est du metier!"

Während ich einen Spaziergang im Garten des Luxemburg machte, lief er zu seinem Verleger, um für mich ein Exemplar seines neuen Romans „le chemin de traverse" zu holen, der erst in der nächsten Woche ausgegeben werden sollte. Die Stunde des Essens war sechs Uhr, und ich verfehlte nicht, mich einzustellen. Man führte mich in das Schlafzimmer, wo die beiden Frauen, vom Kaminfeuer beleuchtet, saßen; es brannte kein Licht. Es ist etwas ungemein Trauliches in einem solch weiten, alter-

thümlich prächtigen Gemache, wo die Spiegel noch einiges Licht, das sie durch die Fenster spärlich empfangen, widerstrahlen, und an den langen Wänden leuchten und die Blicke täuschen, als wären es geöffnete Thüren, die in andere reiche Zimmer führen. Die Damen am Kamin plauderten fort und zogen mich sogleich in ihr Gespräch. Sie waren von Verehrung für Janin im höchsten Grade durchdrungen und wollten von mir wissen, ob man ihn in Deutschland so recht nach seinem Werthe zu schätzen wisse, und ob es denn wol möglich sei, diesen herrlichen Styl, diese Zauberprosa ganz wiederzugeben? Die kleine, feine Marquise fragte, ob man denn Balzac etwa mehr liebe, wie Janin, wie sie von Jemand gehört hätte, der aus Deutschland gekommen, und ob Balzac nicht auch bei uns mehr eine Grisettenlectüre sei, Janin hingegen der geliebteste Autor der eigentlich vornehmen und gebildeten Welt? Man kann denken, welche Auskunft ich gab, und es freute mich, nicht genöthigt zu sein, auf Kosten der Artigkeit hier lügen zu müssen. Die Damen kamen hierauf von deutschen Schriftstellern zu sprechen; das Wenige, was sie wußten, war bald ausgekramt. Sie liebten und lobten Heine und fanden, daß er ganz französisch sei, nur die Marquise bemerkte, er verziehe den Mund so unangenehm, wenn er französisch spreche, und suchte dies mit ihrem Mignonmündchen nachzuahmen, was ich leider nur aus der veränderten Aussprache entnehmen konnte, da es mittlerweile so dunkel geworden war, daß wir uns nur nach sehr vagen Umrissen erkennen konnten.

Mit einem schallenden Gelächter über unser tête-à-tête in diesem Halbdunkel sprang endlich Janin in das Zimmer; unser eifriges Gespräch hatte uns das Rollen seines Cabriolets überhören lassen. Mit dem Hute auf dem Kopfe küßte er die kleine Marquise, drückte mir hierauf derb-

schüttelnd die Hand und verlangte zu essen. Es war sieben Uhr vorbei. Die Marquise sagte, er müsse sich noch gedulden. Es schien mir etwas von einer deutschen Hausfrau in sie gefahren zu sein — die niedliche Marquise möge mir diesen Argwohn verzeihen! — welche wegen des unerwarteten Gastes noch eine Schüssel mehr anfertigen läßt. Es war aber in der That nichts als eine morose Laune; Janin war ihr zu lange ausgeblieben, sie hatte ihn schon um sechs Uhr erwartet und nun wollte sie auch nicht einmal um sieben Uhr essen; er — der Hungrige mußte warten — und wir Unschuldige mit — denn was kümmert sich ein solches pariser Dämchen wol viel um einen Gast!

So saßen wir denn hungrigen Magens und knurrender Eingeweide bis neun Uhr — dann schellte Madame und der Bediente trat ein mit dem Rufe: on vient de servir! Nun hatte Janin sein Windspiel noch einige Zeit vor, zerrte es am Schwanze, bei den Ohren und rief gellend dazu seinen Namen Ji, welches bekanntlich Janin's Chiffre in den Débats ist, wonach er diesen seinen Liebling genannt hat. Ji bellte — der Herr schrie und lachte — Madame, der ich den Arm gereicht, zankte und die andere Dame rief dem tollen Janin zu, daß er kommen möge, um sie in den Eßsaal zu führen. So verstrich noch einige Zeit, und um ein Viertel auf Zehn setzten wir uns endlich zu Tische. Die Mahlzeit war gut bestellt, und ein Glas trefflicher Bordeaux war ein nicht zu verschmähendes Accompagnement. Das Schmollen dauerte anfänglich noch fort, bis sie sich — bei Erwähnung einer Dame, die Janin sehr in Schutz nahm — in eine vollständige Opposition auflöste. Dies hatte aber durchaus nichts Unangenehmes, vielmehr war der neckische Zorn der hübschen, kleinen Frau und Janin's Lustigkeit, womit er ihn aufnahm, höchst ergötzlich.

Etwas medisirt wurde auch dabei man hechelte mehre Literaten durch, eine bekannte Herzogin wurde gueuse gescholten, und über die Gräfin M., die soeben ihre Memoiren herausgegeben, weidlich gelacht. Das Ende der Mahlzeit wurde beschleunigt, denn wir wollten noch vor Mitternacht im Théatre-français erscheinen, um die letzten Acte des Angelo von Victor Hugo zu sehen, der nach einem Lustspiele gegeben wurde, mithin so lange währte, und ich konnte nicht einmal bis zu Ende des Stückes bleiben, da ich noch eine interessante Einladung für den Rest der Nacht hatte, wo mir musikalische Genüsse der ausgezeichnetsten Art winkten.

Während die Damen sich in das Boudoir zurückgezogen hatten, um Toilette zu machen, standen wir, ich und Janin, auf den niedrigen Ofen gestützt und sprachen vertraulich miteinander.

Er erkundigte sich nach unserm Leben in Deutschland und bedauerte, es nicht zu kennen. Zum Reisen kann er sich nicht entschließen; erstens haßt er die Unbequemlichkeit und ist nicht im Stande, sich von allen seinen ihm liebgewordenen Gewohnheiten zu trennen; zweitens fürchtet er die ungeheuren Kosten, die ihm eine Reise mit der Geliebten und in seinem gewohnten train de vie verursachen würde; drittens kann er sich nicht entschließen, Paris auf längere Zeit zu verlassen; ein Feuilletonist müsse immer auf dem Platze sein, wenn er seine Stelle nicht alsbald von Andern eingenommen sehen wolle, sagte er.

Janin braucht jährlich bei weitem mehr, als seine gewöhnlichen Einkünfte betragen, die sich auf 30,000 Franken belaufen mögen. Er hält vier Pferde und macht mit der Equipage die Mode mit. Mit Bücherschreiben läßt sich so viel regelmäßig nicht erwerben! Sein größtes Einkommen bezieht er als Feuilletonist. Von dem Journal des Débats erhält er

jährlich 10,000 Franken, wofür er jeden Montag einen Theaterartikel zu liefern hat. Außerdem nimmt er an den meisten buchhändlerischen Spekulationen Theil; an Kinderschriften, Erbauungsbüchern, Mode-Journalen, Reisewerken u. s. w. Was ihm aufgetragen wird, ist ihm recht. Eines Morgens wacht er auf; er braucht 500 Franken und seine Kasse ist leer. „Wer wird mir heute 500 Franken bescheeren," denkt er bei sich und steht sorgenvoll auf. Da klopft's an die Thür, ein ihm gänzlich fremder Mann tritt ein. Dieser theilt ihm seinen Plan mit, ein religiöses Blatt zu begründen, und bittet ihn höflich, ihm den Prospect dazu zu schreiben, um recht viele Abonnenten anzuziehen. Janin verspricht es und ersucht ihn, in wenigen Stunden wieder zu kommen. Der Mann erscheint zum zweiten Mal und der Prospect ist fertig; auf des Verfassers Forderung legt er ihm dankend die 500 Franken auf den Tisch und unserem Autor ist geholfen. Diese Fälle ereignen sich öfter. „Größere Werke," sagt er „schreibt man zum Vergnügen oder für seinen Ruf, allein man kann dabei verhungern."

Er sah jetzt nach der Marquise, und obgleich die Toilette noch nicht beendigt war, so durfte ich doch eintreten. Sie hatte einen Ueberrock von rosafarbenem Seidenzeuge angelegt, ganz in der alten Mode, sehr weit, vorn offen und mit großen Schleifen; auf dem Kopfe wehte ein Paradiesvogel von der Toque und ein Pelz mit Schwan war über die Schultern geworfen. Diese zarte Toilette stand der überaus weißen Blondine mit der feinen Taille sehr wohl. Wir eilten die Treppe hinab, wo zwei Fiaker schon hielten, von denen der eine gewählt wurde, und fuhren unter Lachen der Seine zu. Die vier Pferde im Stalle wollte man nicht aus dem ersten Schlafe stören.

In der Loge gesellten sich bald einige junge Leute zu

uns, und wir plauderten so laut, daß unsere Nachbarn gewiß nichts von den Schauspielern verstehen konnten, besonders wenn die Volnys sprach, die ehemalige Leontine Fay, deren Organ für das Gymnase wol ausreichte, in diesem Raume aber viel zu schwach war. Ebenso war Spiel, Deklamation, Alles an ihr nicht genügend. Es ist denn doch ein Anderes, die Leidenschaftlichkeit im Vaudeville und die in der Hugo'schen Tragödie, und besonders, wenn man einer Schauspielerin, ganz Feuer wie die Dorval, gegenübersteht. Dazu kommt der monotone Singsang, den die Fay und viele Schauspielerinnen der Mars nachäffen, ihn aber im hohen Grade karikiren, sodaß, was bei der Mars lieblich wirkt, bei ihnen — und noch dazu an der unrechten Stelle, in den leidenschaftlichen Scenen eines Trauerspiels nicht zum Aushalten ist.

Meine Logengesellschaft ließ übrigens keinem einzigen der Darstellenden auch nur die geringste Gerechtigkeit widerfahren, und da sie Alle Theater-Recensenten waren, so läßt sich denken, was sie andern Tages über diese Vorstellung zu Papier gebracht haben werden. Ich habe nie von den absprechendsten Recensenten in Deutschland so etwas gehört. Die Mars hatte erst kürzlich die Rolle der Tisbe an die Dorval abgegeben und daher spielte die kleine Volnys die Katharina. Mit dieser Veränderung waren meine Leute nicht zufrieden; man sprach von einer Intrigue gegen die Mars und schimpfte über die beiden hübschen Weiber, die auf der Scene waren, auf das unbarmherzigste. Nichts war gut — Alles unausstehlich! Selbst gekleidet war die Dorval schlecht und sah abscheulich aus. Ich konnte das nicht finden.

„Oh que c'est bête!" von schallendem Gelächter beglei-

tet, so ging es in einem fort. „Quelle infamie! quelle drôle d'action!" u. s. w.

Der letzte Act sollte angehen und ich empfahl mich, um in meine Soirée zu eilen; Janin gab seinen Freunden den Arm und ging, sich zu rafraichiren, nachdem er mich bedauert, daß das Theater so schlecht gewesen sei und mich gelangweilt habe, und die beiden Damen blieben allein in der Loge zurück, um ihr unschuldiges Medisiren zu ihrer Lust weiter fortzusetzen. An Uebung und Gelegenheit fehlte es ihnen dazu nicht.

14.

Wer Dumas sieht, erkennt auf den ersten Blick an ihm den Halb-Mulatten; ich glaube, seine Mutter war die Tochter einer Negerin oder so etwas. Ein sehr großer, starker Mann, ein gelbes, ausdrucksvolles Gesicht und Wollhaare, wie die eines Negers. Er war in seiner früheren Jugend bei dem Herzoge von Orleans angestellt, sein großer Hang zur Dichtkunst verleidete ihm aber seinen engen Wirkungskreis und er strebte nach Ungebundenheit. Der damalige Herzog soll ihm die Alternative freigestellt haben: einen Versuch als Dichter zu machen und, wenn dieser mislänge, wieder in seine frühern Verhältnisse eintreten zu können. Dumas' erster Wurf war Henri III. et sa cour, ein Stück, das bei seinem Erscheinen so großes Aufsehen machte und ihn zum Range eines Nebenbuhlers von Hugo emporhob. Der Herzog war darüber so erfreut, daß er seinem Schützling eine jährliche Pension aussetzte, die dieser

jedoch im Laufe der Zeiten und Ereignisse wieder verscherzt hat.

Man pflegte gewöhnlich Dumas und Hugo die Väter des neuen oder romantischen Dramas in Frankreich zu nennen, und dies hat wol auch dazu beigetragen, Beide als ganz übereinstimmend in ihren Neigungen und Ansichten sich zu denken. Allein sie sind so verschieden darin, daß die Spannung, die längst zwischen ihnen stattfand, jetzt bereits in einen vollkommenen Bruch ausgeartet ist; sie befehden sich in den Journalen oder lassen sich von ihren Parteien befehden.

Wenn Hugo ein größerer Dichter genannt zu werden verdient, so ist Dumas ihm als Dramatiker gewiß überlegen; er ist der erste jetzt lebende Theaterdichter der Franzosen, und als solcher wol ohne Widerrede anerkannt. Man hat von ihm Stücke, die das größte Glück auf den Theatern machten. Heinrich III. und sein Hof, Stockholm, Fontainebleau und Rom, die eiserne Larve und Antoni, Richard Darlington und der Thurm von Nesle, jenes ungeheure Zugstück, das er aus dem Canevas eines jungen, unbedeutenden Menschen herausarbeitete, der Gaillardet heißt, und seitdem nicht wieder genannt wurde. Wer solche Zeugnisse aufweisen kann, darf nicht erst um den Rang streiten, den er einnehmen will. Dabei ist Dumas' Talent wechselvoller, farbenreicher als Hugo's, er versucht sich in allen Weisen; er hat das lyrische Drama Teresa auf die Bühne gebracht, und in seinem Don Juan de Marana eine alte Mysterie zu geben versucht, die, wenn sie auch nicht dem Zeitgeschmacke so willig entsprachen, als die andern seiner Dramen, ihm doch wenigstens nicht den Vorwurf zuziehen können, daß er dem Zeitgeschmacke unbedingt huldigt.

Im Leben ist Dumas vollkommen anspruchslos und

der lustigste und gemüthlichste Genosse, den man sich denken kann. Er ist von allen diesen Leuten, ich spreche hier nämlich nicht von Lerminier, Marmier, Cousin und St. Marc Girardin, Derjenige, der am meisten von deutscher Art und Kunst weiß, und dies verdankt er einer schönen Lehrmeisterin, der liebenswürdigen Gräfin *. Er lies't Deutsch, und was er nicht versteht, ist sie so gütig ihm zu übersetzen; er ist über den Faust und Hoffmann weit hinaus, was für einen Franzosen viel, sehr viel sagen will. Er hat Catérine de Heilborn gelesen und weiß, daß es einen herrlichen Novellenschreiber Arnim bei uns im neunzehnten Jahrhundert gegeben, und das heißt fast mehr wissen, als viele von Arnim's zeitgenössischen Landsleuten. Er spricht daher in einem Billet an mich nicht zu anmaßlich von einer „Couleur allemande qu'il a essayée de donner à son Drame nouveau.“ Er spricht hier von seinem Don Juan de Marana.

Ich ward von ihm eingeladen, der Vorlesung dieses in vieler Hinsicht merkwürdigen Dramas beizuwohnen, die Boccage in einer Privatgesellschaft veranstaltet hatte. So viel Interesse dies für mich auch haben mochte, so mußte ich es mir doch versagen, um einer frühern Einladung zu genügen.

Dumas führt ein bewegtes Leben; er macht Reisen, Aufwand, lebt in der Gesellschaft, hat Abenteuer, Liebschaften, Duelle. Auch hierin ist er ganz das Gegentheil von dem ruhiger bewegten Hugo, der sich als Jüngling verliebte, diese erste Neigung zu seiner Frau machte und nun von ihr schon ein halbes Dutzend Kinder zum Geschenk erhielt. Diese Ehe blieb lange ungetrübt; Hugo war der treueste Gatte. Es war für den Beobachter von komischem Interesse zu sehen, wie sich alle Theaterdamen bemühten,

den gefeierten Dichter und hübschen jungen Mann in ihre Netze zu locken. Die ersten, schönsten, reizendsten boten ihre Verführungen umsonst auf. Sie sprachen davon, daß sie ihn fangen müßten, sie schmachteten und machten ihm die für jeden Andern unwiderstehlichsten Avancen, allein alle ihre Pfeile prallten ab von dem neunfach umpanzerten Herzen des treuen jungen Mannes, Gatten und Vaters. Dieser Wetteifer wurde unter den Schauspielerinnen zum Spaß; Eine wollte ihn der Andern entreißen, und keine hatte ihn. Hugo schien nichts davon zu merken und ging ernst, mit tragischer Miene an ihnen vorüber und Sonntags mit Frau und Kindern am Arm und an der Hand spazieren, wie jeder andere ehrliche Bürger, der von der Gluth romantischer Leidenschaften keinen Begriff hat, die er doch so prächtig zu schildern verstand.

So vergingen viele Jahre, Hugo war in das reifere Mannesalter getreten, und man glaubte die Flamme bereits gänzlich unter der Asche erstickt, da gelang es einem Mädchen der Boulevardtheater, das Wunder zu bewirken, den Dichter in sich verliebt zu machen. Wie es ihr gelungen, mögen die Götter wissen. Ich wäre nicht im Stande, sie schön zu nennen; eben so wenig soll sie geistreich sein. Es ist eine kleine, dicke — sogar fette Person, von nicht eben unangenehmen Zügen. Jetzt spielt sie im Theater der Porte St. Martin. Hugo war mit einem Male wie rasend in sie vernarrt und noch jetzt ist sie: la maitresse de Mr. Victor Hugo. Man sah ihn, der gegen die Gewohnheit der Pariser sich früh in seinem stillen und einsamen Quartier zur Ruhe legte, während des Erwachens dieser Leidenschaft, auf dem Boulevard, in der Nähe des Theaters oder vor der Wohnung seiner Geliebten auf und ablaufen, um die günstige Stunde zu erwarten, wo er sie sehen konnte.

Oft trafen glücklichere Schwärmer, die von ihren Geliebten nach Hause eilten, den armen Hugo, umher trippelnd, im Mantel eingehüllt und die Mütze über die Augen gezogen, noch seine Stunde erwartend. Dies warf die ersten Schatten über sein eheliches Glück; das Verhältniß zu der Schauspielerin besteht noch fort und ist so allgemein in Paris bekannt, daß ich keinen Anstand nehmen darf, davon zu sprechen. So viel ist gewiß, daß Hugo's Freunde ihn in diesem Punkte nicht begreifen können.

Dumas hatte damals das Théatre-français aufgegeben, seine starke Leidenschaftlichkeit verlangte die ähnliche der Künstler des Boulevards zu Darstellern. Boccage ist sein Mann.

Wenn Dumas oder Hugo auf dem Martinsthortheater mit einer Neuigkeit erscheinen, so verändert sich plötzlich das Publicum; die Grisetten und Commis, die jungen Maler und Handwerker verschwinden und machen der Literatur und den Leuten in gelben Glace-Handschuhen, den Damen in Toques und Lorgnons Platz; es ist ein anderes Publicum noch immer, als das in der italienischen Oper, allein es ist dennoch ein vornehmeres und, was mehr sagen will, ein besseres, sinnigeres. Die Vogue begibt sich zu den ersten sechs bis zehn Vorstellungen, nachdem das Werk besser oder schlechter aufgenommen wurde, dann aber überläßt sie das Stück den gewöhnlichen Besuchern des Theaters; die Schauspieler werden lasser — pomadiger würden wir bezeichnender uns ausdrücken, wenn man es uns gütigst erlauben will — die Kleider werden abgetragener und die Decoration unscheinbarer, und wer als Fremder in Paris der hundertsten Vorstellung eines solchen Stückes beiwohnt, auf das er sich freute, weil er so viel davon gehört und gelesen, kann natürlich nicht recht begreifen, wie man von Dem,

was er noch davon zu sehen bekommt, so rühmlich sprechen konnte. Er hält's für Lüge oder Aufschneiderei. Aber solch ein mächtiger Unterschied ist an diesen Theatern zwischen den ersten und letzten Vorstellungen eines beliebten Stückes.

Man sieht hieraus, daß es nun wol auch in dieser Hinsicht nicht einerlei genannt werden darf, hier oder im Théatre-français gegeben zu werden; allein die Dichter setzen sich darüber weg; sie selbst sehen nur die allerersten Vorstellungen an und begnügen sich damit, von den folgenden nur ihre Tantièmen einzustreichen, ohne von dem Verfall ihrer Pracht und Größe mit eigenen Augen sich zu überzeugen.

Dumas wollte im Herbste Deutschland besuchen, und zwar nicht blos, um es oberflächlich kennen zu lernen. Er gedachte sich in Wien und Berlin aufzuhalten. Ich bin überzeugt, daß er sich bei uns bald Freunde machen wird; seine französische Liebenswürdigkeit und treuherzige Anhänglichkeit an uns wird leichter unsere Sympathien erwecken, als Hugo's fast deutscher Ernst und seine Aeußerungen über deutsche Kunst und Art, von deren Leerheit wir uns bald überzeugen, da er fast nichts von uns weiß. Ich wenigstens habe keinen starken Glauben an solche Zuneigungen, die sich auf nichts gründen. Und wär's auch nur bei Dumas die deutsche Geliebte, die ihm unser Vaterland werth macht, so wär's ein Grund, und ein nicht zu verachtender. Dabei läßt sich aber auch annehmen, daß sie ihm gewiß von Deuschland ein recht warmes Bild entworfen, und ebenso gewiß ist es, daß er ihr aufs Wort geglaubt hat.

Auch deutsch schreiben kann Dumas, so versicherte er mich wenigstens; und um es zu beweisen, gab er sich die Mühe, mir ein Pröbchen seiner deutschen Handschrift zu überreichen. Es war die Vorrede zu Raupach's Schauspielen, die er

gerade bei der Hand hatte; die Schrift war gut, die Buchstaben hübsch geformt, nur war der Uebelstand dabei, daß er stets ein t für ein l gemacht hatte. So sind die Franzosen! und der wußte noch von Deutschland am meisten. Aber wer von uns würde sich einbilden, nur etwas von Frankreich zu wissen, der parte für parle und chevat für cheval schriebe?

15.

„Sagen Sie Denen in Deutschland, die mich einen Zerrissenen nennen, daß ich vielleicht der Ganzeste bin," rief mir Heine lachend beim Abschiede zu.

Dieser Abschied kam uns Beiden zu schnell. Wir hatten uns wieder aneinander gewöhnt und kein Tag verging, an dem wir uns nicht sahen. Ich gehöre zu den Wenigen, dessen darf ich mir schmeicheln, mit denen Heine gern spricht, und die er, nach seinem eigenen Ausdrucke, „ohne alle Anstrengung lieben kann."

Wir hatten uns seit vier Jahren nicht gesehen, und ich fand meinen Freund im Aeußeren sehr verändert. Er hatte die Magerkeit abgelegt und ein Embonpoint dafür angenommen, das ihn nicht übel kleidet; seine Röcke waren nach der letzten Mode, doch trägt er die Kleider nachlässig, offen hängend, nicht mit der Sorgfalt eines fashionablen Dandys. Dabei weiß er sich über die herrschenden Moden Rechenschaft zu geben. So war es wahrhaft ergötzlich, ihn einst drei Silberhäkchen an dem breiten Sammtkragen seines Ueberrocks mit Wärme gegen George Sand vertheidigen zu sehen, die sie heftig als geschmacklos angriff und

behaupten wollte, daß sich kein Mensch so trüge. Es war jedenfalls schmeichelhaft für unsern Dichter, daß die schöne Frau ihm diese Aufmerksamkeit allein bezeigte, denn es befanden sich in der That noch einige Herren zugegen, welche eben solche Röcke anhatten, die gerade damals sehr im Zuge waren.

Diese rücksichtsvolle Aufmerksamkeit für die Mode, sowie die eben frisch frisirten Haare ließen mich sogleich beim ersten Besuche errathen, daß Heine in einem engen Verhältnisse zu einem schönen Weibe stehen müsse, und ich hatte mich nicht getäuscht.

„Ich werde Sie meiner Frau vorstellen," sagte er und führte mich zu einem kleinen, hübsch eingerichteten Salon, wo Madame Heine auf den schwellenden Polstern eines Divans saß und eine Arbeit zwischen den niedlichen Fingern hielt. Ich will, um vorhinein breitem Geträtsche zu begegnen, hier erinnern, daß in Paris bekanntlich ein Gang zum Maire genügt, um eine gültige Ehe zu schließen, daß sich aber Niemand in der Gesellschaft darum kümmert, ob man die Formalität bereits befolgt habe oder sie zu befolgen sich noch vorsetze. Die Frau, welche in Gemeinschaft mit einem Manne lebt, wird nie anders als Madame titulirt, und Monsieur Heine stellte Madame Heine als solche seinen Freunden vor. *)

Eine hübsche Brünette mit Feueraugen, aus denen Geist blitzt. Er lernte sie vor sechs Jahren, gleich nach seiner Ankunft, kennen, und nach mannichfachen Abenteuern und Schwebungen auf- und abwärts gestaltete sich denn dieses

*) Wie er mir später schrieb, hat er jene Formalität erst dann zu erfüllen für nöthig erachtet, bevor er das bekannte Duell mit dem Frankfurter bestand.

angenehme Verhältniß daraus, das Heine in jenem Augenblicke sehr beglückend zu erfüllen schien.

„Es ist als ein Hauptvorzug an Mathilde zu rühmen,“ sagte er scherzend, „daß sie von der deutschen Literatur nicht das Geringste weiß und von mir und meinen Freunden und Feinden kein Wort gelesen hat.“

„Die Leute sagen,“ fügte Mathilde dann hinzu, „daß Heinrich ein sehr geistreicher Mann sei und schöne Bücher geschrieben haben soll; ich merke aber nichts davon und muß mich begnügen, es auf's Wort zu glauben.“

Dies Verhältniß schmeichelt Heine's Eitelkeit nicht wenig. Sowie sonst wol Fürsten ihren Stand verbargen, um zu sehen, ob sie ihrer persönlichen Eigenschaft wegen von schönen Seelen geliebt werden konnten, so verschweigt Heine bei seiner Frau seine geistigen Anwartschaften und ist entzückt, sich doch geliebt zu wissen und zwar — parcequ'il est bien! wie es in der zärtlichen Kunstsprache heißt.

Heine's Leben ist zwischen angenehmen Genüssen der mannichfaltigsten Art getheilt. Da er zur eleganten Literatur gehört und die romantische Schule Deutschlands, von der in gewissen Kreisen viel Lärm gemacht wird, einzig und allein in Paris repräsentirt; da ferner seine Schriften in Deutschland verboten sind und er für den Chef der unsichtbaren Loge eines nirgend existirenden politischen jungen Deutschlands angesehen wird, und endlich, da er wirklich als ein Mann voll Poesie, Geist und Witz zu den angenehmsten und aufgewecktesten Gesellschaftern gehört, die man in Paris ihrem vollen Werthe nach zu schätzen weiß, und diese Eigenschaften doch wieder den Stempel der Originalität und des Fremdartigen an sich tragen, so ist es kein Wunder, daß er sich eine Menge bedeutender Freunde erworben und Zutritt in den besten Gesellschaften hat. Die Einladungen

folgten damals unaufhörlich; im Winter Soiréen und Bälle, im Sommer eine angenehme Villeggiatura auf den Landsitzen eines Freundes oder einer Freundin. Ein Hang zur Zurückgezogenheit, der in ihm zu Zeiten erwacht, und die Lust, ein Nordseebad aufzusuchen — die Nordsee sei seine Geliebte, sagt er selbst irgendwo — stören allein die gewohnte Art zu leben.

Seine Laune scheint nie getrübt; was ihm auch in jüngster Zeit Unerwartetes und Widerwärtiges begegnet, es ist nicht im Stande, ihn zu verstimmen. Sein Witz ist ein sprudelnder, nie versiegender Born und er verleugnet den Verfasser der Reisebilder keinen Augenblick. Die ergötzlichsten Schilderungen entwirft er mit bewundernswerther Leichtigkeit, die komischsten Charaktere entwickelt er im Gespräch und eine lebendige Galerie von Gumpelinos, Hyacinths, Schwablewopski's springt vor unsern Augen umher.

Die Revue des deux mondes ist wol jetzt das angesehenste der französischen Journale und, wie ich glaube, mit Recht. Heine ist Mitarbeiter an demselben. Sein Verleger ist Renduel, der eigentliche romantische Buchhändler, dessen Handlung das Foyer der Romantik bildet. Bei ihm findet man stets einige moderne Celebritäten: den breitschultrigen Frederic Soulié mit dem mächtigen Schnurrbart, den trocknen und geschniegelten Granier de Cassagnac und mehre Andere. Der Ruf dieser literarischen Charaktere ist an Ort und Stelle von dem sehr verschieden, den sie über dem Rhein genießen. So mancher junge Schriftsteller, wie Michel Masson, der die Werkstatterzählungen und vieles Andere noch geschrieben, hat nur ein kleines Publicum und genießt keines besondern Ansehens. Man wunderte sich, daß wir ihn übersetzten, und noch mehr, daß man bei uns bemüht war, dem Publicum seine großen Vorzüge anzupreisen.

Seine Bücher werden in kleiner Anzahl gedruckt und in noch geringerer verkauft. Der Verfasser des „Il vivere", ein junger Mensch Namens Ferrières, der unter der Firma Samuel Bach auftrat, ist ein Schriftsteller, den man in Paris kaum dem Namen nach kannte. Sein Buch hat keinen Anklang gefunden. Beweist dies nicht auf's Neue die Wahrheit des alten Sprüchworts zur Genüge, daß der Prophet in seinem Vaterlande nichts gelte? Und wenn die genannten Schriftsteller auch nicht zu den Propheten zu zählen sind, so ist doch nicht zu leugnen, daß sie bei ihren Landsleuten wenigstens die Aufmerksamkeit zu erregen verdienten, die wir, die Fremden, ihnen bei ihrem Erscheinen zollten. Etwas trägt bei uns nun wol auch das Zeitungslob bei, das von guten Freunden in vielen Blättern jenen jungen Leuten gespendet wird und nach welchem sich unsere Uebersetzer bei ihrer Wahl richten und, nachdem sie ihre Uebersetzung dem Publicum übergeben haben, dann auch wieder für gute Recensionen und Anzeigen in gewissen deutschen Blättern Sorge tragen. In Paris aber schenkt das Publicum nur den Anzeigen einiger Journale seine Aufmerksamkeit und achtet alle übrigen gering. Wer z. B. in den Débats herausgestrichen wird, kann darauf rechnen, viele Leser zu finden; wen hingegen der Constitutionel lobt, bleibt unangerührt liegen.

Zu den anerkanntesten Schriftstellern ist Eugène Sue zu zählen; solche Namen bedürfen keiner weitern Empfehlung. Viele Andere, die ihm nachahmten und Seegeschichten lieferten, gehören indeß blos zur Grisettenlecture.

Marmier genießt eines schönen Rufes. Er wird für einen Kenner der Literatur des Nordens gehalten, wie man die deutsche vorzugsweise benennt. Eine Reise nach Wien heißt nämlich bei den Parisern, die mit den Wienern ziem-

lich auf gleicher Breite wohnen, eine Reise nach dem Norden unternehmen. Marmier beschäftigt sich fortwährend viel mit uns und wird dabei von dem redlichsten Willen beseelt. Seine zahlreichen Freunde, die er sich bei seinem Aufenthalte in Deutschland erworben, erinnern sich seines artigen, unbefangenen Wesens wol stets mit Vergnügen. Ohne gerade mit einem ausgezeichneten Talente begabt zu sein, ist er doch vielseitig ausgebildet und hat sich in so Manchem mit Glück versucht: als Kritiker, Dichter, Uebersetzer aus verschiedenen Sprachen. Daß er zu dem „Europäischen Theater," welches die Meisterwerke aller europäischen Bühnen in guten Uebersetzungen liefern sollte, den Nachtwächter von Körner als ersten Beitrag brachte, lag wol weniger in der Unkenntniß unserer Literatur, als in der Kenntniß seiner Fähigkeiten. Er getraute sich wahrscheinlich nicht, etwas Bedeutenderes zu wählen, und wollte der an ihn ergangenen Aufforderung nicht gern eine Weigerung entgegenstellen.

Obgleich so viel von der Theilnahme an unserer Literatur in Frankreich und namentlich in Paris gesprochen wird, so mag doch wol am besten diese Angaben widerlegen, daß alle Unternehmungen, die sich auf diese Theilnahme zunächst gründen sollen, zu keinem rechten Gedeihen kommen konnten, wie Börne's Balance, die Revue du Nord und die Revue germanique hinlänglich beweisen.

Ich sah bei Marmier außer einer Menge deutscher Bücher und anderer Erinnerungen aus Deutschland auch die sitzende Statue Tieck's in Gyps als Andenken an seinen Aufenthalt in Dresden und die freundliche Aufnahme, die er in Tieck's Hause gefunden.

Ich bedauerte sehr, Lerminier, den ich in Heine's Gesellschaft besuchen wollte, nicht zu Hause gefunden zu haben

und keine Zeit mehr zu gewinnen, meinen Besuch bei ihm zu wiederholen.

16.

Wer Thalberg nicht spielen hörte, weiß nicht, welche Gewalt der Flügel hat; man glaubt eine Orgel zu hören.

Es war eine der belebtesten Hiller'schen Soiréen. Ferdinand Hiller, der junge Frankfurter, mit dem Feuergeiste, dem Ungestüm, der echten Kunstliebe, sah, während er in Paris wohnte, jede Woche im Winter Alles in seinen Salons, was von musikalischen Notabilitäten vorhanden war. Dort machte man nur gute Musik und die Gesellschaft lauschte mit andachtsvoller Sammlung, mit angehaltenem Athem diesen seltenen Genüssen.

Ich will meinen Blick in dem kleinen eleganten Raume umherschweifen lassen und meinen Lesern gewissenhaft berichten, was ich sehe. Dort jener kleine Mann in schwarzer Kleidung, mit dem rothen Bande der Ehrenlegion, mit den schneeweißen Haaren und dem bleichen Gesichte, aus dem noch ein Paar Feueraugen leuchten, der wie verloren mit ahnungsvoller Miene den Klängen lauscht, den Kopf leise bewegt, indeß sich ein feines Lächeln um den Mund entfaltet, ist Cherubini. Der große Meister wirkt noch als Director des Conservatoriums und als Schöpfer erhabener Kirchenmusiken; seine genialen Opern sind von der Mitwelt nicht mehr gekannt, ungeachtet sie die größten Schönheiten enthalten. Man hört darüber klagen, daß seine Stoffe zu langweilig sind; allein Lodoiska und den Wasserträger kann

dieser Vorwurf nicht treffen. Mehr ist es vielleicht in seinen heroischen Opern der Fall, wo die großen Tenor- und Sopran-Arien, so tief und herrlich sie auch gedacht und empfunden sind, zu große Kräfte der Künstler in Anspruch nehmen und so ausgeführt, wie man sie gewöhnlich hört, eher Misfallen als Beifall erregen. Es wäre in der That ein dankenswerthes Unternehmen, aus Lodoiska, Faniska und der Reise auf den St.-Bernhardsberg die herrlichsten, ansprechendsten Stücke zusammenzustellen und eine passende Handlung dafür zu erfinden.

Jener große, breitschultrige Mann mit dem breiten Gesichte, in dem ein deutscher Ausdruck liegt, schwarz gekleidet, in Schuhen, das rothe Band im Knopfloch, die Haare stark grau gefärbt, der soeben aufsteht und die Geige ergreift, um eine Beethoven'sche Sonate zu accompagniren, ist einer der seltensten Virtuosen. In der Zartheit des Vortrags überragt ihn Keiner; wie er auf seinem Instrumente zu singen versteht, wie die Bogenstriche verhallen, wie die leisen Töne säuseln, welch' ein Ausdruck! Das ist Alles classisch und gediegen, kein dithyrambisches Feuerwerk! Und wie diese Gediegenheit, diese herrschende Ruhe sich bei allen brillanten Sprüngen, bei allem modernen Ueberbieten stets im vollsten Ansehen zu erhalten weiß, möge als der vollständigste Beleg für ihren innern Werth gelten. Der ruhige, ernste Mann, der so trefflich spielt, der so bescheiden und anmuthig spricht, ist Baillot.

Ein feingekleideter Mann, mit der Miene der vornehmen Welt und einem schönen Gesichte, der mich durch sein Aeußeres an meinen Freund Bärmann in München erinnerte, ist Onslow.

Der junge, schlichte Mann mit der Brille, der sich so eifrig mit den jungen Damen unterhält, ist Halevy. Diese

untersetzte Gestalt mit den markirten Zügen, dem starken Barte und den scharf gezogenen Augenbrauen ist Adolph Nourrit, der Held der großen Oper; und jener kleine, elegant gekleidete Mann mit dem freundlichen Lächeln und den hübschen Augen ist Chopin, der gewaltige Clavierspieler, der ganz Paris durch sein Talent in Bewegung setzt.

Am Flügel saß ein junger, etwas corpulenter Mensch, mit dichtem, schwarzem Kraushaare und einem hübschen, starkgefärbten Gesichte; Feuer, Kraft und Geist sprachen aus dem ganzen Wesen des jungen Mannes, und die Beethoven'sche Symphonie, die er mit Baillot meisterhaft spielte und eben beendigt hatte, erregte den lautesten Enthusiasmus. Dies war Hiller selbst, unser freundlicher Wirth.

Jetzt richteten sich alle Blicke auf eine hübsche, jugendliche Erscheinung, welche soeben aus dem Nebenzimmer trat, wo sich viele der andächtigsten Zuhörer während des Vortrags der Sonate aufgehalten hatten. Es war ein junger Mensch, der eben erst in die Jünglingsjahre getreten zu sein schien, so jugendlich sah er aus. Das Gesicht war schön und edel; Auge und Stirn zeigten einen schwärmerischen Ausdruck und eine lebhaft bewegte Phantasie; die Nase, stark gebogen und etwas gesenkt, gab dem Kopfe einen sehr eigenthümlichen Ausdruck; ein kleiner, fast weiblicher Mund vollendete den seltsamen Eindruck, den diese Erscheinung auf mich machte. Er ging zum Flügel und Alles war augenblicklich still, was noch vor einem Augenblicke sich in laute Lobeserhebungen über das eben beendete Meisterstück ergossen hatte. Bevor der junge Mensch sich setzte, ging er jedoch auf Baillot und Onslow zu und entschuldigte sich bei diesen Meistern auf die anspruchloseste Weise, daß er etwas spielen würde, was sie so oft schon gehört, und daß er eben durchaus nichts spielen könnte, was werth sei, von ihnen ange-

hört zu werden. Diese Feinheit wurde, wie natürlich, mit Artigkeiten erwidert. Hierauf setzte sich der Jüngling zum Clavier, fuhr mit der Hand über die Stirn und begann dann zu spielen.

Dies war Sigismund Thalberg. In neuester Zeit hat der wüthende Dilettantismus den meisten Musikfreunden den Genuß am Clavierspiel verdorben. Seitdem man Schnellunterrichtsmethoden, Maschinen, den Fingersatz zu erleichtern, und andere industriöse Sächelchen erfunden hat, um lediglich dem Bedürfniß abzuhelfen, ist das Clavierspiel rein mechanisch geworden, und es ist nichts Zurückschreckenderes für mich, als beim Eintreten in ein reputirliches Haus, das mir sonst wohl gefiele, so ein musikalisches Gehämmer zu hören, wodurch Tochter oder Frau ihre sogenannte musikalische Bildung und ihre Liebe für die Kunst an den Tag zu legen bemüht sind.

Mit Denen, die sich öffentlich hören lassen, ist es nicht viel besser bestellt; viele unserer Virtuosen sind aus solchen Dilettantenschulen hervorgegangen und der Beifall einer gutmüthigen Salonzuhörerschaft hebt solch ein tastenhämmerndes Wesen auf das Theater oder in den öffentlichen Concertsaal, wo es für verkaufte Billets viele ehrliche Gemüther mit tödtlicher Langerweile erfüllt. Dies hat die Concerte so sehr in Verruf und Verfall gebracht; die brillanteste Fingerfertigkeit erregt keinen Enthusiasmus mehr und nur durch anhaltendes Sollicitiren und quälende Empfehlungsschreiben gelingt es einem solchen alltäglichen Concertgeber, einige gutmüthige Narren für seinen Zweck zu födern.

Nur das Außerordentliche kann noch Anspruch auf jene laute Anerkennung machen, die an Enthusiasmus grenzt. Paganini und Thalberg sind nach meinem Dafürhalten die beiden Gipfel der modernen Instrumental-Virtuosität.

Thalberg ist der Sohn eines hochgestellten Mannes und erblickte in demselben Jahre, demselben Monate und derselben Stunde mit dem Herzoge von Reichstadt das Licht der Welt. Er wurde mit diesem unglücklichen Prinzen erzogen, der für ihn die wärmste Zuneigung fühlte. Thalberg war trostlos bei dem Tode seines jungen Freundes. Er würde gern sein großes Talent, allen Ruhm, der ihn erwartete, sein Leben selbst hingegeben haben, wenn er dadurch den Prinzen ins Leben zurückzurufen im Stande gewesen wäre. Schon in seiner frühern Jugend war Thalberg in Frankreich gewesen.

Diese Umstände, die ich in Paris erfuhr und die dort ziemlich allgemein verbreitet waren, trugen nicht wenig dazu bei, dem jungen Künstler die glänzendste Aufnahme zu bereiten.

Man kann für Thalberg's Spiel weder die Ausdrücke brillant noch elegant gebrauchen; es ist wirklich colossal; Cherubini äußerte verwundert: „Wenn man mich mit verbundenen Augen dieses Spiel hätte anhören lassen, so würde ich nicht gewagt haben, das Instrument für einen gewöhnlichen Flügel zu halten.“ Unter des Künstlers Händen kommt es der Gewalt der Orgel gleich. Wenn man ihm in die Noten und auf die Hände sieht, so wächst das Erstaunen noch um ein Bedeutendes. Wie ist es möglich, dies Alles zu greifen? fragt man sich. Die geschicktesten Clavierspieler sagen, man müsse dazu ein paar Finger an jeder Hand mehr haben; aber in der That hat Thalberg nur seine zehn Finger wie jedes andere Menschenkind. Aber wie weiß er sie zu gebrauchen! Während neun davon die schwierigste Variation ausführen, spielt der kleine Finger der linken Hand das Thema dazu, mit einer Präcision und Delicatesse, daß es eine Freude ist. Im Spielen läßt der

junge Hexenmeister manchmal sein Auge voll schwärmerischer Begeisterung im Kreise der Zuhörer umherschweifen oder schlägt es in die Höhe. Seine Haltung ist leicht und ungezwungen, sein Anstand edel; man sieht es dem Körper nicht an, welche ungeheure Schwierigkeiten er überwindet. Die Mechanik ist im besten Zustande und wohleingeübt, nur der Geist ist in einer höhern Thätigkeit begriffen.

Chopin, der Einzige, der Thalberg an die Seite zu setzen ist, spielte an diesem Abende nicht. Es schien mir eine Schicklichkeit von ihm zu sein. Was hätte hier wol ein Ueberbieten sollen? Und daß er nicht schlechter spielen wollte, kann ich ihm ebenso wenig verdenken.

Als Thalberg gespielt hatte, trat eine lange Pause ein; die Damen hüpften zum Thee, die Herren rotteten sich plaudernd zusammen, der Athem der Bewunderung machte sich Luft und schwebte wie ein feiner Duft durch die Versammlung, ich aber hüllte mich in meinen Mantel und schlich durch ein Seitencabinet zu meinem Cabriolet. In der etwas entlegenen Rue St.-Florentin war Alles still und öde; die Wagenreihe stand unbeweglich an Hiller's Hôtel; Pferde und Kutscher schliefen; es war Mitternacht vorüber.

Und während wir hier so geistig schwelgten, lauert dort der Mord, der Verrath, sinnt hier der gemeine Spitzbube auf Betrug und der politische Verbrecher auf irgend ein entsetzliches Attentat; aber der ruhige Epicier schläft hier, wie in der kleinsten Stadt Deutschlands, nebst seiner Frau dem arbeitsvollen Morgen ruhig entgegen und weiß nichts von Thalberg's Spiel, noch von den übrigen Genüssen und Schrecknissen der großen Stadt. Doch auch er ist ein Pariser und nennt sich so in der Fremde. Daher ist es nothwendig, einen Unterschied zu machen und nicht jede einfältige Bonne, die aus Paris kommt, für etwas Besonderes

zu nehmen; nicht jeden Reisenden, der in Paris war, mit Dem vertraut zu halten, was man damit zu verbinden und vorauszusetzen pflegt. Ich kenne Leute, die zu faul waren, sich aus dem philiströsen Schlafrocke zu reißen, um eine interessante Soirée zu besuchen, aber dann, nach Hause kommend, erzählen, wie ungastfrei man in Paris sei und wie schlecht man sich dort unterhalte.

Wahr ist es, daß Pfeife, Bier, Geschrei um kleine innere Händel und Komödiantenspectakel in guter Gesellschaft nicht angetroffen werden und daß es leider Vielen unter uns ohne jene Würzen und Salze nicht wohl werden kann.

Ich verließ Paris dieses Mal nach einem fast dreiwöchentlichen Aufenthalte; seit einem Zeitraume von zwanzig Jahren habe ich es mehre Male besucht und manchmal längere Zeit dort verweilt; ich maße mir daher an, es ziemlich genau zu kennen.

Man hat in letzter Zeit so Vieles über diese Stadt geschrieben, Wahres und Falsches, Erhebliches und Unerhebliches, mit und ohne Parteilichkeit; man sollte glauben, daß der Stoff am Ende erschöpft sein müsse, und doch ist er es nicht. Alle Tage ereignet sich dort Neues, der Aufzeichnung Werthes, alle Jahre verändert sich Paris und nach Verlauf von zehn Jahren ist es so ein Anderes geworden, daß man sich nur schwer darin zurecht findet.

Pariser Anregungen.

Braune Geschichten.

Mehre Deutsche saßen im traulichen Kreise am Kamin.

„Kinder, wir langweilen uns," fing Einer nach einer Pause an, „wißt Ihr nichts Unterhaltendes vorzubringen? Es scheint, Ihr habt Euern Geist jenseits des Rheins gelassen."

„Hu, wie schauerlich!" nahm ein Anderer das Wort. „Könnt Ihr Euch denken, daß der Geist jenseits des Rheins im Vaterlande spuke, während der Körper ohne Seele, gleich dem Golem der alten Rabbinen, hier an der Seine sich herumtummelt?"

„Ja wohl," fiel ihm der Patriotische in die Rede, „schweift unser Geist hinüber nach den lieblichen Rebenhügeln, während unser Körper unempfindlich und von nichts berührt in dem neuen Babel weilt."

„Das neue Babel ist auch nicht zu verachten, Bruder," sagte der Erste, „wenn wir nur einen deutschen Ofen hier hätten. Ich glaube, die Unterhaltung würde gleich eine

geistreichere Wendung nehmen. Das Kaminfeuer ist nicht gemüthlich. Solch ein Bivouac mag im Felde der Strapatzen und der Ehren angenehm genug sein, aber in der Stube verlange ich mehr."

„Was das anbetrifft, so muß ich Dir widersprechen," bemerkte der Zweite. „Gerade am Kamine werden die schönsten Geschichten erzählt und eben am Kamine hören sie sich am schönsten an. Die flackernde Flamme, die Glut von der einen Seite, die Kälte von der andern, das Dasitzen im Kreise mit vorgestreckten Füßen, in der traulichen Nähe und doch unheimlichen Beleuchtung scheint uns sehr empfänglich zum Erzählen und zum Anhören zu machen. Daher gibt es denn auch Märchen, Erzählungen, Unterhaltungen am Kamine, wie die Novellisten gar zu gern ihre Sammlungen benennen."

„So benennen mögen sie sie immerhin," sprach nun ein feiner Mann mit einem schönen Gesichte, das ein schwarzer voller Schnurrbart zierte und der bis jetzt, in Gedanken versunken, kein Wort gesprochen hatte. „Aber ein Gespräch, das wirklich am Kamine geführt wurde, ohne alle Abänderung drucken zu lassen, das wird nie den Leser befriedigen können. Namentlich wenn das Gespräch von nüchternen Franzosen geführt wird."

„Sollte es trunkenen Deutschen besser gelingen?" rief ihm ein Spaßmacher zu. „Schnell einen starken und großen Punsch herbei, wir wollen es einmal versuchen." Ohne Scherz fuhr der Schnurrbärtige fort: „Sie haben ein Buch herausgegeben, das Sie Contes bruns benennen; es soll in der Hoffmann'schen Art sein, doch nach dem Ausspruche ihrer Kenner von esprit überfließen. Aber dieser esprit ist es eben, der so ungeschickt das Licht in jeden finstern Winkel hineinbringt, und die Erzähler in ihrem frivolen Tone

scheinen selbst nicht an die Schauer zu glauben, die sie so gern mit aller Macht auf die Gemüther wirken lassen wollen. Wie gesagt, am Kamine in einer modern französischen Soirée ist die Sache an ihrem Platze. Ich glaube, man dürfte nicht einmal auf andere Weise gräßliche Spukereien dort vorbringen. Aber für Leser, und besonders für deutsche Leser, wie es deren gibt, im uralten Grenzstädtchen Cronach oder in der westphälischen Stadt Soest, oder im Harze in den Bergnestern, wo sie sitzen in grauen Zimmern, bei dünnen Talglichtern, einsam mit dem Buche, nur belauscht von der Tanne, die ans Fensterchen klopft, vor dem der schlafende Vogel hängt, umgeben vom schauerlich einförmigen Getöne der pickenden Wanduhr und eines summenden Ammenliedes aus der Ferne, womit ein Kind in den Schlaf gewiegt wird — für solche Leute muß anders erzählt werden und gerade für diese mag ich so etwas niederschreiben, die sich dabei vor lauter Vergnügen zu Tode ängstigen. Nur Phantasie hinein, so viel ihr davon habt, aber fort mit dem Geiste, mit dem Witze, der Nutzanwendung, Ihr begießt Eure Leser mit kaltem Wasser."

„Ich habe sie gelesen, diese Contes bruns," nahm der Erste wieder das Wort. „Als das Vorzüglichste darin erschien mir die Unterhaltung zwischen 11 Uhr und Mitternacht. Die Erzählenden sind darin gut portraitirt und das Erzählte trägt, bei allem Abenteuerlichen, den Stempel des Selbsterlebten."

„Das wohl," erwiderte der Schnurrbärtige, „aber das Zufällige dabei schadet dem Eindruck. Sowie man sich in einer Gesellschaft davor hüten muß, den Hörern nach dem stark Erschütternden das Schwächere zu erzählen, so muß man für Leser das noch mehr zu vermeiden suchen. Nun betrachte man, wie unkünstlich die Erzählungen auf einander

folgen, wie widrig und unpoetisch manche an und für sich sind und wie unbefriedigend die meisten endigen.“

„Ich glaube, wir könnten auf diese Art,“ rief Einer aus der Gesellschaft, „bis morgen früh erzählen und nicht blos von 11 bis 12 Uhr; denn unsere deutsche Redseligkeit nimmt's in der Breite und Länge gut mit den Franzosen auf.“

„Ihren neuen Erzählern ist das Weitläufige nicht abzusprechen. Da gibt's Hiebe rechts und links auszutheilen und Beschreibungen, die nicht zur Sache gehören, und Umständlichkeiten, die ermüden,“ sprach der Schnurrbärtige.

„So laßt uns,“ rief ein bleich aussehender junger Mensch mit erzwungen fröhlicher Miene aus, „auch allerlei Schauerliches erzählen. Einem Jeden von uns ist gewiß schon dergleichen begegnet. Ich erinnere mich im Hause meiner Eltern einen seltsamen Vorfall erlebt zu haben. Ein Stubenmädchen, das sich mehrmaliger Diebstähle verdächtig gemacht hatte, wird fortgejagt. Mehre Andere melden sich, um den Platz zu erhalten. Endlich kommt eine arme alte Frau daher, ein junges Mädchen an der Hand, und bittet, man möge sie annehmen. Das Mädchen hat nie gedient, aber die Frau ist gekannt und man entschließt sich dazu. Meine Mutter weiß gleich in den ersten Tagen des Rühmens kein Ende. Reinlich, arbeitsam, still und bescheiden, keine Domestikentugend fehlt dem Kinde. Das Einzige, was Besorgniß erregt, ist eine Blässe, die auf eine schauererregende Weise zunimmt. Man schließt auf Krankheit, man dringt in sie, sie leugnet. Meine Mutter, eine Frau von Erfahrung, läßt die Mutter des Mädchens zu sich kommen und befragt sie; diese versichert, daß ihre Tochter kerngesund sei — aber — fügt sie mit einem tiefen Seufzer

hinzu — es ist etwas Anderes, was an ihrem Leben zehrt — sie sieht Geister.

Meine Mutter, obgleich überrascht, kann sich eines Lächelns nicht erwehren. Die alte Frau läßt sich dadurch nicht irre machen, sondern fährt ruhig fort. Behalten Sie sie immerhin im Hause, sie ist gesund und wird in ihrer Arbeit gewiß nichts vernachlässigen. Von dem Schrecklichen, das Nachts ihr erscheint, wird sie nichts laut werden lassen, denn sie hat von mir den strengen Befehl, es ruhig zu tragen und keine lebende Seele damit zu erschrecken. Meine Mutter war geneigt, das Ganze für eine fixe Idee zu halten, und da sie das Mädchen liebgewonnen hatte, so beobachtete sie sie mit einer stillen Theilnahme.

Es war fast ein Jahr vergangen, daß die Geisterseherin in unserm Hause war, als ein Scharlachfieber mehre meiner kleinen Geschwister auf einmal befiel und unser Haus in Trauer versenkte. Das Stubenmädchen mußte bei den kranken Kindern wachen und meine Mutter entschloß sich, mit ihr diese Sorge zu theilen. Einer unserer Hausfreunde, der uns täglich zu besuchen pflegte, war an diesem Tage nicht gekommen. Es war dies ein langer, trockner Mann mit fast kahlem Kopfe, stets in einen grauen Rock gekleidet, der immer den Kindern etwas mitbrachte; daher hatten ihn die Kleinen auch sehr gern. Es mochte Mitternacht sein, die Kranken schienen zu schlummern und auch meine Mutter hatte die Augen geschlossen, um sich einer kurzen Ruhe zu überlassen. Da wird sie plötzlich durch ein furchtbares Geschrei aufgeweckt. Die Kinder liegen ruhig schlummernd da, aber das Mädchen kniet, den Kopf tief in den Sitz eines Lehnsessels drückend und stöhnt dumpf. Meine Mutter nähert sich ihr und bittet sie, ruhig zu sein, um die Kinder nicht zu stören, die wunderbar genug fortschlummern. Nach

vielem Zureden hebt das Mädchen ängstlich den Kopf empor und blickt schaudernd nach dem Bettchen meiner jüngsten Schwester hin.

„Ach, Madame," fängt sie dann mit leiser, zitternder Stimme an, „es wird wol nichts zu bedeuten haben." Mehr war von ihr für den Augenblick nicht herauszukriegen. Erst gegen Morgen, wie die Gegenstände in der Krankenstube deutlicher erschienen und ein trüber Sonnenstral durch die dunkeln, nicht fest zugezogenen Vorhänge der Fenster fiel, wollte das Mädchen sagen, was sie Nachts gesehen hatte. Die Thür ward von unsichtbarer Hand geöffnet und mit unhörbaren Schritten näherte sich unser Hausfreund dem Lager meiner jüngsten Schwester. Das Mädchen wollte ihn anreden, denn kein Zweifel, daß er es war; derselbe graue Rock, dieselben magern Hände, die Hut und Stock hielten, die strotzende Tasche endlich, die ein Geschenk verhieß. Aber sowie er ganz nahe war, sagte ihr das unheimliche Gefühl, woran sie schon gewöhnt war, daß dies kein Lebender mehr sei. Sie that sich Gewalt an und schaute fest nach der Erscheinung. Diese schritt an ihr vorüber, ohne sie zu bemerken, beugte sich über mein schlafendes Schwesterchen, zog ein Crucifix von Elfenbein aus der Tasche und legte es dem Kinde auf die Brust. Hier mußte sie laut aufschreien und ihr Gesicht verbergen, das ein eiskalter Hauch in dem Augenblicke anwehte. Wie meine Mutter nun zu ihr gekommen war und sie nach dem Bette wieder hinsah, war die Erscheinung verschwunden. Das elfenbeinerne Kreuz fand sich bei der Kranken. Die Andern wollten es aber lange unter ihren Spielsachen bemerkt haben, und in der That soll es ein Geschenk des Hausfreundes gewesen sein, dessen Tod wir am andern Tage erfuhren.

Nach einer kurzen Krankheit war er plötzlich in der Nacht verschieden. Aber auch meine Schwester erlag in der siebenten Nacht nach dieser der Krankheit, die übrigen Geschwister genasen.

Es ist überflüssig zu sagen, daß das unheimliche Stubenmädchen den Dienst verlor; doch erhielt sie aus dem väterlichen Hause eine fortwährende Unterstützung.

„Ha, ha! Es soll also Gespenstergeschichten geben! Nun wohl, ich bin dabei!" hob ein Schauspieler an, der nach Paris gekommen war, um den Franzosen ihre Kunst abzusehen. „Ich kann vom Theater Allerlei berichten. Da ist z. B. in München ein hübsches Gebäude am Isarthore, wo sonst Komödie gespielt wurde; jetzt soll die polytechnische Schule dort sein. Es wurden ganz verzweifelte Spukgeschichten dort aufgeführt, die jedoch nicht in Betracht kamen gegen die, welche der Teufel selbst auf eigne Hand darstellte. Eines Abends, da nicht gespielt wurde, gehe ich über das dunkle Theater, um bei dem Garderobier einen neuen Anzug zu probiren. Es war im Spätherbste zwischen 5 und 6 Uhr. Wer das alte Theater kannte, weiß, daß es enorm tief und hinten offen war, damit die beliebten vierfüßigen Künstler in großer Menge herauf- und hinuntergebracht werden können. Einige Jungen waren auf diesem Wege zur verödeten Scene gekommen, um mit hölzernen Schwertern und Papphelmen eine Ritterkomödie aufzuführen. Ich sehe ihnen eine Weile zu und ergötze mich besonders an einem pausbäckigen Jungen, der den Eßlair als Otto von Wittelsbach getreu copirte und bei dem Geschrei: „Was wollen die Hunde mit ihrem Gebell!" wie wahnsinnig um sich herumschlug. Mit einem Male kreischen alle Jungen fürchterlich auf und rennen, als wenn ihnen der Kopf brennte, vom Theater. Im ersten Augenblick glaubte ich,

sie fürchteten sich vor mir, der, im dunkeln Mantel an eine Coulisse gelehnt, ihrem Spiele stumm zuschaute. Ich rufe ihnen nach, doch das Wort blieb mir im Halse stecken, denn am andern Ende der Scene steht ein Etwas unbeweglich und blickt nach mir aus gespenstischen Augen unverwandt hin. Soll ich hier beschreiben, wie es aussah? — ich kann es nicht. Es war eine menschliche Gestalt, mit der Radirnadel leicht in den dunkeln Grund geritzt. An manchen Stellen floß Zeichnung und Grund zusammen und da sah es aus, als wenn ein weiter Mantel von Spinngeweben Alles umzogen hätte. Der Kopf war am entschiedensten gezeichnet und die Augen darin glänzten matt und lebten und ein Schauergefühl übermannte mich, sodaß ich schnell die Bühne verließ und die Stiege zum Garderobier hinaufstolperte. Ich warf mich in einen Stuhl und forderte ein Glas Wasser. „Sie sind bleich und entsetzt," sagte der Mann besorgt. Ich erzählte ihm den Vorfall. Er war nicht zurückhaltender und gestand, daß er einer ähnlichen Erscheinung schon oft begegnet sei. „Sie glauben nicht," setzte er hinzu, „wie es hier im Hause spukt. Man darf nur nichts davon laut werden lassen, um das Gebäude beim Volke nicht in Verruf zu bringen. In den Nächten vor den Feiertagen, an welchen große Spectakelstücke gegeben werden sollen, wenn ich so dasitze mit meinen Gehülfen und emsig nähe, dann reißt's die Thür auf und geht keck an uns vorüber." — „„Was denn, was denn?"" fragte ich hastig.

„Weiß ich's?" gab er zur Antwort. „Wir machen die Augen zu und kreuzen uns, und dann geht's in das Magazin und da sollen Sie es wirthschaften und rumoren hören. Helme und Harnische werden hin= unb hergeworfen und mit den Kleidern wird Fangball gespielt; ich dachte sonst,

es müsse Alles über und unter einander liegen, doch wenn ich am Morgen aufwachte, so fand ich Alles am alten Platze und in der besten Ordnung." Die Frau des Theaterdieners, welche zugegen war, bekräftigte diese Aussage, denn sie wohnte im Erdgeschosse und hörte jedesmal den Teufel lärmen. Gesehen hatte sie jedoch nur einmal etwas und zwar denselben grauen Mann, der mir heute begegnet war. Sie war nämlich nach beendigter Vorstellung in der Requisitenkammer beschäftigt, um dort aufzuräumen. Da scheint es ihr, als schliche etwas an ihr vorüber. Sie blickt auf und sieht im ersten Augenblicke nichts; doch da sie einen Luftzug verspürt, so wendet sie sich nach der geöffneten Thür, die auf's Theater führt, und gewahrt dort den grauen Mann, der sie groß anstarrt und ihr zu drohen scheint und dann die Thür hinter sich zuzieht und verschwindet. Sich kreuzend und ein Gebet sprechend, ist sie im Augenblick unentschlossen, ob sie bleiben oder gehen solle, aus Furcht, dem Gespenste auf dem Theater zu begegnen. Endlich ergreift sie ein Crucifix, das in den Kreuzfahrern gebraucht wurde, und mit diesem profanirten Werkzeuge hofft sie dem Teufel zu trotzen und sucht den Weg über das finstere Theater nach ihrer Schlafstube. Es war aber nichts Unheimliches mehr anzutreffen.

„Es ist sonderbar," sagte nach einer Pause der Schnurrbärtige, „daß fast von allen Schauspielhäusern dergleichen Märchen im Gange sind."

Der Erzähler nahm es übel, daß seine Geschichte ein Märchen genannt wurde, und behauptete, wenn er gleich kein Hasenfuß sei, so würde ihn doch nichts in der Welt bewegen können, einmal nach beendigter Vorstellung eine Nacht über allein im Theater zu bleiben.

„Denkt Euch einmal," fügte er hinzu, „Ihr wachtet in

der Nacht auf und erblicktet die Logen gefüllt mit hohläugigen bleichen Todtengesichtern und luftige Hände klatschten zusammen und es gäbe keinen Ton, und Moderduft erfüllte den Raum. Und auf der Bühne spreitzten sich ekelhafte Phantome und führten eine Komödie zum Haarsträuben auf.“ —

„Und die in den Logen sitzen, wären abgeschiedene große Dichter, deren Werke auf diesen Brettern oft verhunzt wurden,“ rief spottend ein Anderer, „und ein Chor geisterhafter Recensenten umschritte, Eumeniden gleich, die dunkle Scene und peitschte die höllischen Künstler mit Schlangengeißeln.“

„O genug davon,“ sagte der Schauspieler, „es thut mir leid, daß mein Theaterspuk nicht im Stande war, Euch zu ergreifen; ich will es daher mit einer andern Geschichte versuchen, die mir von einer glaubwürdigen Freundin mitgetheilt wurde. Eine Dame in Wien hatte das Unglück, ihre Tochter zu verlieren. Am Tage nach der Beerdigung tritt die Schwester der Gestorbenen bleich und verstört zur Mutter und erzählt ihr, daß in vergangener Nacht Karoline — so hatte die Verstorbene geheißen — an ihr Bett gekommen sei und die Vorhänge geöffnet habe. Sie hätte nicht geschlafen und Alles deutlich gesehen, aber der Schreck hätte sie so erfaßt, daß sie nicht im Stande gewesen wäre, ihre gepreßte Brust durch einen Schrei zu erleichtern. Karoline habe sie beim Namen gerufen und eine Weile wehmüthig auf sie herabgeschaut, dann habe sie zu ihr gesagt: „Kommt doch und legt mich zur Ruhe in ein trocknes Grab, ich friere ja im Wasser.“ Darauf sei sie verschwunden. Das Entsetzen hatte das arme Mädchen so ergriffen, daß ihr Zustand der geängstigten Mutter einen neuen Verlust prophezeite und diese sich alle Mühe gab, dem Mädchen die Erscheinung als Spiel der Einbildung zu erklären.

„Du dachtest im Schlafengehen an die verstorbene Schwester, die nun die erste Nacht draußen auf dem Friedhofe ruhte; Du hörtest den Herbststurm und das Fallen der Regentropfen, die ihr kühles, einsames Grab umsausten; da träumtest Du so lebhaft. Doch denke, daß der Frühling kommen wird und wir Rosen draußen pflanzen werden und ein blühender Garten aus der Asche der theuern Geliebten entsprießen wird," — so sprach tröstend die selbst des Trostes bedürftige Mutter. Zwei Tage vergingen und das Mädchen ward nicht heiter und sah immer bleicher. Die Mutter schrieb dies dem stillen Grame um die Verlorene zu und fragte nicht weiter nach einer Ursache. Am andern Morgen des dritten Tages sagte ihr endlich die Tochter, daß sie es nicht mehr zu tragen vermöge. Allnächtlich erschiene ihr die Schwester und immer wehmüthiger sehe sie aus, immer herzzerreißender töne ihre Klage. Die Mutter willigte endlich ein, das Grab zu besuchen, um es vor Regen und Wind, die unaufhörlich fortgedauert hatten, gehörig zu schützen. Sie kamen auf dem Kirchhofe an und fanden mit Entsetzen den Hügel, von leichtem Sande, aufgewühlt und den Sarg von Wasser bedeckt. Sogleich wurde der Todtengräber herbeigerufen und nachdem dieser abgeholfen hatte, beunruhigte keine Erscheinung der todten Karoline mehr ihre Schwester."

„Allerdings schauerlich," sagte der Patriotische, „aber wenn Ihr mit den Contes bruns wetteifern wollt, dürft Ihr nicht blos Gespenster und Spuk erzählen. Namentlich ist in der „Conversation entre onze heures et minuit" nicht die leiseste Spur davon zu finden. Es sind dies vielmehr Geschichten mit Fleisch und Bein, Kriegsscenen, Reiseabenteuer, Morde, Alles selbst erlebt und mit dem Colorit der Wahrheit ausgemalt. Wenn Ihr mir's erlaubt, will

ich einmal versuchen, Euch ein Abenteuer zu erzählen, das ich in Westphalen bestand, in Westphalen, dem geheimnißvollen Lande, wo die Vehme ihren Sitz hatte und wo — Ihr mögt mir sagen, was Ihr wollt, noch heutzutage die Menschen und ihre Wohnplätze eine ganz eigenthümliche Physionomie tragen."

„Es war zwischen Münster und Osnabrück, wo ich an einem regnigten Octoberabende durch einen tüchtigen Wald fuhr. Ich hatte einen Kutscher aus Ibbenbühren, einen trägen Gesellen, der es mit Niemandem auf der Welt gut meinte. Denn seine starken Pferde wären bei einigem Antreiben eher in den Stall gekommen und er selbst hätte sich zeitiger auf die Streu werfen können. Statt dessen saß er ruhig da, ließ sich und die Thiere beregnen und mich verzweifeln. So war die Nacht hereingebrochen und wir fuhren noch immer unter den Tannen weg, die ihre träufelnden Aeste in den Wagen streckten, um mir wie aus Gutmüthigkeit auch etwas vom Regen zukommen zu lassen. Ich ward ungeduldig und rief ihm einmal über das andere zu, ob er nicht etwa den Weg verfehlt hätte. Er antwortete nicht. Plötzlich hielt er an, sprang vom Sitze und sprach einige unverständliche Worte. Ich fragte ihn, wo wir wären. Statt einer Antwort hörte ich einige übliche Flüche von ihm. Damit gestand er es ein, daß er irre gefahren sei. Ich sprang mit gleichen Füßen zum Wagen hinaus, um mich nach Möglichkeit zu orientiren. Rings schwarze Nacht, keine Spur von Straße, denn Das, was er bis jetzt dafür gehalten, war eine gelichtete Stelle, die dicht mit vertrockneten Nadeln bestreut war und so eine hellere Färbung als der Grund umher hatte, und die nun aufhörte und von alten Tannen umgrenzt war, die ihre schwarzhaarigen Zweige in einander verschränkten und uns den Ausgang

versperrten. Hinter diesen Waldriesen hatte sich der Nebel aus dem Moore wie ein weißes Laken ausgebreitet und verschloß jede Fernsicht, selbst wenn die Bäume eine gestattet hätten. Der Kutscher fluchte immerfort, ich schaute rings umher. Hätte mich nicht Regenschauer und Nachtwind durchschüttelt, ich wäre mit der Umgebung ganz zufrieden gewesen und ich hätte vielleicht geglaubt, den Erlkönig im Nebel dahinreiten zu sehen. Die nasse Wirklichkeit kühlte jedoch meine Einbildungskraft bedeutend ab und ließ solche Spukgebilde nicht in ihr aufkeimen. Plötzlich flimmert mir etwas aus dem Nebel zu. Zu tief war der Schein am Boden, um ihn für einen Stern zu halten. „Ein Licht,“ schrie ich, und der Kutscher hielt es auch dafür. Wir machten uns also durch Dorn und Gestrüpp zu Fuß auf den Weg dahin und zogen Pferde und Wagen nach. Nach vielen Beschwerden über Steine, an schroffen Abhängen vorbei, sahen wir abermals eine lichte Stelle und unfern von uns ein langes schwarzes Haus, an dessen einem Ende, in einer Mauerblende, ein Crucifix angebracht war, vor welchem eine Lampe brannte. Dies war der Schein, der uns aus dem Nebel hierher geleitet hatte. „Ein gutes Omen!“ sagte ich ziemlich laut vor mich hin, und der Kutscher kreuzte sich und murmelte leise: „Ja wohl, Amen!“ Wir näherten uns dem Gebäude, das, still und finster, keine Spur von Bewohnern verrieth. Endlich zeigte uns ein Schimmer, der durch eine Ritze fiel, wo wir die Thür zu suchen hatten. Ich öffnete sie und sah in einen wüsten Raum. In einem Winkel war eine Fallthür geöffnet und daraus ragte mit halbem Leibe ein grauhaariges, scheußliches Weib hervor, das ein breites, blankes Messer wetzte. Unwillkürlich trat ich zurück. Die Hexe nahm sich ohnedies in der Rembrandt'schen Beleuchtung nicht eben erfreulich

aus und dazu kam noch ihr verfängliches Geschäft. Sie hatte uns schon erblickt und rief einige Worte in ihrem unverständlichen Dialecte, die aus den schlotternden Kiefern hervorzischten. Auf das trat ein baumgroßer Kerl mit einem bleichen Gesichte, von schwarzen, wilden Haaren umhangen, eine kleine Pfeife rauchend, aus einer Seitenabtheilung des Gebäudes. „Was gibt's, ihr Herren?" fragte er auf gut deutsch. Mein Kutscher nahm schnell das Wort und foderte einen Stall. Es ist zwar keine Herberge hier," sagte der Kerl, „aber Sie können hier schon übernachten." Mein Kutscher hatte bereits die Thür geöffnet, durch die der Nachtwind hereinblies. Die Hexe hatte die Fallthür zugeworfen, gab dem Kerl das Licht und das Messer, und nachdem sie einen Kieferspan angezündet hatte, ging sie dem Kutscher beim Ausspannen zur Hand. Ich folgte dem Kerl in die kleine Stube.

Mir war unheimlich zu Muthe bei meinem Wirthe, und ich sehnte mich nach der Rückkunft des Kutschers. Eine Bank, ein Tisch, ein alter Schrank und eine pickende schwarzwälder Uhr, das waren alle Möbel dieser Stube. Stillschweigend schenkte mein Wirth zwei Schnapsgläser voll und stellte sie nebst einem hölzernen Teller, worauf große Schnitte Pumpernickel lagen, auf den Tisch. Ich hatte keinen Appetit.

Beide, Wirth und Gast, schienen nicht mit einander zufrieden, doch hinderte dies nicht, daß sie einander scharf beobachteten. Der Kutscher machte endlich dieser stummen, peinlichen Scene ein Ende. Er trank den Schnaps, aß das Brot und schimpfte, daß es nicht einmal rohen Speck dazu gab. Endlich warf er sich auf die Streu, die ihm die Alte auf die Erde zurecht gemacht hatte, und schnarchte. Ich wurde gefragt, ob ich mich nicht auch zur Ruhe legen

wollte. Der so gebräuchliche Ausdruck „zur Ruhe legen,“ machte hier einen unangenehmen Eindruck auf mich. Ich war unentschlossen, ob ich nicht lieber die Streu mit dem Kutscher theilen sollte, doch verlangte ich das Bett zu sehen. Hinter dem Ofen war eine zerbrechliche Treppe, welche zu einer Fallthür führte. Das war mir schon nicht recht. Ich liebe die Fallthüren nicht. Das Weib stand bereits oben und hatte mit dem Kopfe die Thür aufgestoßen, als ich ihr sagte, ich würde neben meinem Kutscher schlafen, um morgen gleich bei der Hand zu sein. Der Kerl und das Weib schienen das gleichgültig hinzunehmen. Ich warf mich hin, meine Waffen neben mir. Alsbald nahm das Weib das Licht und schlich mit dem Kerl auf den Zehen hinaus, als ob sie uns nicht stören wollten. Wie wir allein waren, fing mein Kutscher, den ich längst eingeschlafen glaubte, leise zu sprechen an, was mich nicht wenig erschreckte. Seine Worte erhöheten meine Besorgnisse, die ohnedies schon stark genug waren, um ein Bedeutendes. Was war zu machen? Ich stand auf und versuchte es, ein Fenster zu öffnen, allein vergebens, die schienen zugenagelt zu sein. „Was wollen Sie auch anfangen,“ sprach der Kutscher. „Hier ist kein Entrinnen. Der Himmel wird uns nicht verlassen. Das Einzige, was mich noch tröstet, ist das Crucifix vor der Thür.“ Die Lampe, die davor brannte, erhellte matt den Platz vor dem Hause, den ich übersehen konnte bis zu den Tannen, die ihm als natürliche Einzäunung dienten. Alles war ruhig und stille im Forste. Kein Laut im Hause vernehmbar. Die Bewohner schienen alle zu schlafen, und doch war's so unheimlich. Nachdem ich lange Zeit so gelauscht hatte, und immer noch Alles ruhig blieb, bemächtigte sich meiner der Schlaf, den die zu große Aufregung bis jetzt nur zurückgehalten hatte, sich geltend

zu machen. Ehe ich mich jedoch niederlegte, untersuchte ich die Thür und fand sie von außen verschlossen. Ich theilte die dadurch erneuete Besorgniß meinem Schlafgefährten nicht mit, nahm mir aber vor, nicht einzuschlafen, um bei einem Unfalle sogleich zur Hand zu sein. So legte ich mich zu meinem Kutscher und meinen Waffen auf die Streu.

Ein Geräusch an der Thür ließ sich vernehmen und schreckte uns Beide in die Höhe. Die Schreckensnacht war vorüber und der graue Tag schimmerte durch das trübe Fensterchen. Das alte Weib trat ein und meldete, daß die Pferde bereits abgefüttert seien. Der Kutscher lachte und schüttelte mir die Hand, und sagte auf Kutscherweise: „Nun wollen wir auch in Gottes Namen!“ Während er anspannen ging, trat ich zur offenen Thür in den Wald hinaus. Ich betrachtete mir das Haus. Es war aus Lehmkuchen erbaut, niedrig und fast erdrückt von der Last des hohen bemoos'ten Strohdaches. Das eine Ende des Hauses hinter dem Stalle lag in Schutt und Ruin. Keine Einfriedung, nicht die Spur einer Anbauung des Bodens verrieth die Handtierung der Bewohner. Ich glaubte noch immer bei einem armen Waldwart übernachtet zu haben. In Gedanken umging ich das Haus. Da fällt mir hinten an der eingestürzten Mauer frische Erde auf, die soeben gegraben zu sein scheint. Ein Stück eines roth und weiß gewürfelten Linnentuches und ein abgerissenes Strickende liegen nebst großen und kleinen Papierbogen, worin man Waaren einzupacken pflegt, am Boden. Ich kann nicht beschreiben, wie ängstlich es mir mit einem Male in diesem Winkel wurde. Es war ein Kehrichthaufen hinter dem Hause, nichts weiter, aber die Schauer einer geheimnißvollen That webten an diesem Orte und zogen an meinem innerm Sinne vorüber, mich wunderbar ergreifend. An einem

aus der Lehmwand hervorragenden Balken gewahre ich rothe Zeichen. Ich trete ängstlich näher und habe nun die Gewißheit, daß hier ein Mord verübt wurde. Mir war nämlich bei meinem langjährigen Aufenthalte in Polen von einem alten weisen Rabbi ein kabbalistisches Zeichen erklärt worden, welches Juden, die von Mördern überfallen wurden, in ihrer Sterbestunde mit ihrem Blute zeichnen, um Anderen Kunde von ihrer Ermordung zu geben. Diese blutigen Verräther fand ich nun hier, und darunter eine hebräische Chiffre, die ich nicht zu enträthseln vermochte, und die wahrscheinlich den Namen des Unglücklichen bedeutete. — Hier war ein Mord vorgefallen — der arme Jude hatte vor dem Verscheiden mit dem blutenden Finger die ruchlose That an die Wand geschrieben, wo eine leichte Schicht Erde seinen Leichnam bedeckte. — Der Knall der Peitsche weckte mich aus meinen Gedanken, der Kutscher saß bereits auf. Er hatte sich den Weg zeigen lassen und jagte, was er konnte, um die Landstraße zu erreichen. „Das war ein verfluchtes Nest, unser Nachtquartier," sagte er einmal über's andere. „Und wo nur der Kerl geblieben sein mochte? heute war Niemand im Hause als die Teufelsfratze von Weib!" — Ich antwortete nicht. Im nächsten Orte machte ich die Anzeige bei den Gerichten, die sogleich eine Untersuchung zu verhängen versprachen. Meine Reise litt keinen Aufschub und ich eilte weiter. Nach mehren Monaten kam ich wieder durch den Ort und erfuhr, daß man im Hause keine Bewohner gefunden habe, daß es früher die Hütte eines alten Waldwarts gewesen sei, der aber nun schon seit Jahren todt war, und daß an dem von mir bezeichneten Orte, hinter dem verfallenen Gemäuer, eine verstümmelte, von Niemandem gekannte Leiche gefunden worden sei, in dem Balken aber,

der dort aus der Lehmmauer hervorragte, hätte man keine rothen Charaktere wahrnehmen können, wohl aber seien frische Späne daraus gehauen worden. So blieb die Sache unenträthselt — ich kam nie wieder in die Gegend.

„Die blutigen Zeichen, die ein Sterbender hinterläßt, um zu warnen oder zur Rache aufzufodern, haben allerdings sehr viel Schaueriges, und die Idee ist neu und ergreifend, der Rest der Geschichte, lieber Freund, ist jedoch ganz gewöhnlich und in vielen Reisebeschreibungen, in den natürlichen Gespenstern, ja wohl selbst in Kinderbüchern, schon da gewesen," sagte spottend der Mann mit dem Schnurrbarte.

„Die erlebten und wahren Begebenheiten können nie durchweg den Reiz der erfundenen haben," bemerkte der Patriotische, „das sagt auch der Arzt in den französischen Contes bruns, die doch eigentlich zu dieser unserer Kamin-Unterhaltung Veranlassung gaben. Oft auch entstellt die Erfindung des Erzählers die erhabenste Begebenheit, die eben in ihrer Einfachheit ergreift," erwiderte der Schnurrbärtige. „Der Aufwand, den der Erzähler macht, um die Sache zu schmücken, ist dann bloße Ungeschicklichkeit, und die Herausgeber der Contes bruns haben sich diese Fehler sehr oft zu Schulden kommen lassen. So ist z. B. „le ministère public" — —

„Und finden Sie diese Erzählung nicht eben vortrefflich?" fielen ihm schnell Andere ins Wort. „Noch vortrefflicher, wie sie sich wirklich ereignete, sagte ernst der Schnurrbärtige. „Zufällig lebte ich damals in der Gegend von Beaugency und kannte den Anwalt des Tribunals und Pierre Leroux."

„O so erzählen Sie," riefen Alle.

„Ich will Ihnen Alles so treulich berichten, wie es jeder

Einwohner von Beaugency weiß und wie es sich aus den Aussagen in den Verhören klar ergeben hat. Urtheilen Sie dann selbst, was der Erzähler in den Contes bruns zu dieser Geschichte hinzu erfand und was er damit bewirkte."

„Pierre Leroux war ein armer Kärrner und ein Mensch von den beschränktesten Begriffen. Seine alte Stute Grise und das Klatschen seiner Peitsche, das waren die Gegenstände von Wichtigkeit, die ihn beschäftigten. Ging er neben seinem Karren, so ruhete sein Blick auf der Stute und ihrem trägen Gange, und wenn er sich einen Spaß machen wollte, so ließ er ihr die Peitsche um den Kopf schwirren, und ging sie dann für einen Augenblick schneller, so klatschte er vergnügt. Dieser Pierre Leroux schlief gewöhnlich nach den Beschwerlichkeiten des Tages auf seiner Streu gut und fest. Von Träumen wußte er wenig zu sagen. Einst jedoch beunruhigte ihn ein böser Traum, den ihm ein böser Dämon gesandt haben mußte, da er ihm das Leben raubte. Es kam ihm nämlich vor, als klatschte seine Peitsche nicht mehr und als habe seine Grise keinen Appetit. Beides quälte ihn so sehr im Traume, daß er in größter Unruhe erwachte. Lächelnd sah er nun um sich und merkte bald, daß ihm Alles nur geträumt hatte. Aber es ließ ihm keine Ruhe, er mußte die überzeugendste Gewißheit haben. Er sprang auf, riß die Peitsche vom Riegel und ließ sie einige Male klatschen. Hui, wie schallte das im Stalle. Alle seine Bewohner wurden wach, das war ein Gestampfe und Gewieher! freudig rief er: Gott Lob! nun will ich sehen, ob die Grise auch noch frißt! und schnell ging er hin, gab ihr einige Hände voll Hafer, und sie, die nie zu viel bekam — ließ sich nicht lange nöthigen und machte dem guten Pierre damit die größte Freude. In diesem Gefühle hatte er sich wieder hingelegt und einige Minuten

stärkenden Schlafes genossen, als lärmend an die Stallthür gepocht wurde. Leroux sprang auf und öffnete. Es war grauer Morgen. Ein Piquet Gendarmen dringt ein und nimmt den armen Pierre Leroux gefangen. Ein Mord ist in dieser Nacht verübt worden. Die Nachbarn haben den Lärm im Stalle gehört. Man schließt daraus, daß Leroux in der Nacht ausgewesen und wieder heimgekehrt ist. — Kurz man will den Mörder finden, und er wird gefangen. Als sein Ankläger präsentirt sich ihm beim ersten Verhör ein junger Advocat, dem Alles daran liegt, seinen Scharfsinn im höchsten Lichte zu zeigen und so einen der Richter, den reichen Vater einer schönen Tochter, für sich einzunehmen. Diesem gegenüber steht nun der einfältige Pierre Leroux, der von der ganzen Anklage nichts begreift und steif und fest behauptet, daß die Herren nur ihren Scherz mit ihm treiben. Mehr weiß er seinem Vertheidiger nicht zu sagen. Diese vermeinte Verstocktheit und der Scharfsinn seines Gegners, der mittlerweile Beweise auf Beweise häuft, bringen unsern armen Träumer unter das Beil der Guillotine. Der junge Rechtsgelehrte kehrt mit den Lorbeeren der Themis gekrönt aus diesem Prozesse zu seinen Laren zurück. In den wichtigsten Fällen wird nun sein Beistand zu Rathe gezogen und die Hand des reichen, schönen Mädchens ihm angetragen. Er fühlt sich ganz glücklich. Ein berühmter Advocat, ein reicher Mann einer schönen Frau, das waren stets seine Wünsche. In Acten vergraben, überrascht ihn oft die Nacht, bescheint ihn oft der erste Morgenstrahl. Diese anhaltende Beschäftigung droht seiner Gesundheit, eine seltsame Röthe färbt seine Wangen, welche oft mit einer desto auffallendern Bläße abwechselt. Der Arzt spricht von Congestionen nach dem

Kopfe, man besorgt einen Blutsturz und will Aderlässe verordnen.“

„Mittlerweile ereignet sich ein sonderbarer Zufall. Eines Morgens wird der Advocat todtenähnlich auf dem Boden seines Zimmers gefunden. Mit Mühe wird er wieder ins Leben gebracht. Aus seinem Irrereden geht hervor, daß er Visionen habe — er spricht von einem blutenden Kopfe, der ihn angegrinzt habe — er sagt, daß ihn dieser Anblick unaufhörlich foltere. Neue Aderlässe, Blutegel und dergleichen werden ihn wol wieder in Ordnung bringen, meint der Arzt, und vor allen Dingen soll die Heirath bald vor sich gehen, dem kräftigen Manne fehlt eine junge Frau.

Die Familien sind gern geneigt dieser Meinung des Arztes beizupflichten und die Hochzeit wird gefeiert. Die junge Frau liegt bereits im Brautbette da, ihren Mann erwartend, der sich noch entkleidet. Jetzt will er sich an ihre Seite legen, doch plötzlich wird er vom Wahnsinn ergriffen.

Auf dem Polster seines Bettes sieht er den blutenden Kopf wieder, mit den blutgetränkten struppigen Haaren und dem gebrochenen Auge, der seine junge Frau herzt und küßt. Er will das Schreckbild verscheuchen, aber es dreht sich hohnlachend nach ihm um, und er erkennt die bleichen Züge des unschuldig durch ihn gemordeten Pierre Leroux: da steigert sich sein Wahnsinn zur Raserei, er springt zum Kamine, ergreift eine Feuerzange und führt einige Hiebe auf den krachenden Schädel, als wollte er den Kopf des Todten noch einmal tödten; das Spukbild verschwindet und er kann sich zu seiner jungen Gattin ins Bett legen. Nach einem festen Schlafe erwacht er, der Kampf mit dem Kopfe in voriger Nacht erscheint ihm wie

ein Traum, aber welch ein Blutstrom besudelt ihn? — Er blickt um sich — da liegt sein junges Weib mit zerschelltem Kopfe neben ihm. Die hereintretenden Eltern, welche die Neuvermählten zu überraschen glauben, beben zurück und der Advocat, der bei dem Verhöre Alles so berichtet, wie ich es eben erzählt habe, ist nicht so spitzfindig, sich selbst retten zu können, und er wird von demselben Beile gerichtet, welches dem unglücklichen Pierre Leroux den Kopf herunterschlug."

„Die letzte Erzählung der Contes bruns „le Grand d'Espagne" erschien mir noch ergreifender," sprach der Bleiche. „Ich möchte ihre Wahrheit nicht verbürgen," meinte der Schnurrbärtige. „Sie strotzt von abenteuerlicher Unwahrscheinlichkeit. Ein junger französicher Feldscheer wird Nachts von Vermummten zu einer vornehmen Dame geholt, die in Kindesnöthen sich auf dem Boden eines Zimmers wälzt und vor Schmerz ein Tuch zerbeißt, das sie, um jeden Schrei zu unterdrücken, in den Mund gesteckt hat. Im Nebenzimmer schläft der betrogene Gatte, ein spanischer Grand. Der kleinste Zufall kann ihn erwecken, dessenungeachtet wacht er nicht auf, während das Kind stückweise von der Mutter geholt wird und diese sich dann, als wäre nichts vorgefallen, zu dem Manne ins Schlafgemach verfügt. Unterdeß entfernt sich der Feldscheer und der Geliebte der Dame, welcher bei der Entbindung zugegen war, nachdem dieser die blutenden Stücke seines Kindes in ein Tuch wickelt und unter seinen Mantel verbirgt. Wie leicht hätte hier die Unwahrscheinlichkeit vermieden werden können und wie sehr zerstört die von dem Erzähler absichtlich erzählte Scenerie das ängstlich Spannende, das in der Situation liegt. Der Feldscheer bewahrt das Geheimniß, an dessen Enthüllung sein Leben hängt, bis wenige Tage vor seiner

Abreise aus Spanien. Da läßt er sich verleiten in einem Kreise von Freunden sein Abenteuer zu erzählen. Es geschieht dies im Freien in froher Gesellschaft. Die Freunde fragen ihn, ob er die Dame wiedererkennen würde. Er verneint es, da ein dichter Schleier ihr Gesicht verbarg, den der Geliebte stets sorglich wieder ordnete, wenn er davon hinabgegleitet war. Ein einziges Merkmal ist es, woran er sie einst wiederzuerkennen hoffen darf, eine braune Warze an dem einen Arme von Haaren umgeben. Kaum hat er ausgesprochen, so sieht er plötzlich zwei leuchtende Augen aus einem Gebüsch ihn anstieren. „Wir sind belauscht worden!" sagt er und wird todtenbleich.

„Es muß also angenommen werden, daß der Lauscher überall gegenwärtig war." Die Freunde versprechen den Beängstigten nicht zu verlassen. Am anderen Morgen reist er aus Spanien und bis in die Heimat wird ihn der Rächer nicht verfolgen. Die Freunde wollen die wenigen Stunden vor der Abreise mit ihm zubringen. Man setzt sich zur Flasche und will so den Morgen erwarten. Doch eine unerklärliche Müdigkeit hat sich der Freunde bemächtigt, sie schlummmern sämmtlich ein und der unglückliche Feldscheer legt sich auch auf's Bett. Da werden die Vorhänge auseinandergerissen und jene leuchtenden Augen aus dem Gebüsche stieren ihn an und aus dem die Gestalt verhüllenden Mantel wird ihm ein abgeschnittener Menschenarm entgegengestreckt und er hört die Worte: „War es dieser?" In demselben Augenblick fühlt er, daß ein Dolch ihm in die Brust gestoßen wird. Die Sinne vergehen ihm, doch war die Wunde nicht tödtlich. Er verläßt Spanien und kommt nach Frankreich zurück."

„Einst in einer Abendgesellschaft erblickt er einen bleichen, fast kahlköpfigen Mann an der Seite einer ebenso

bleichen Dame, die nur einen Arm hat. Man kann denken, daß er sich bestrebt in ihre Nähe zu kommen. Es gelingt ihm endlich und auf die Frage: bei welcher Gelegenheit die Dame den Arm verloren habe, erhält er die Antwort: „dans la guerre de l'indépendance!“

„Ich kenne den jungen Dichter, von dem beide Erzählungen herrühren,“ fügt der Bleiche hinzu, „und bin überzeugt, daß er ein schönes Talent besitze. Es keimt jetzt in der Poesie wie in der Wirklichkeit ein gewaltiges Leben in Frankreich. Wie das Alles treibt und knospt und wie die Blume strebt, die dünne Hülle zu zersprengen und sich zur Sonne Bahn zu machen.“

„So parador für den ersten Augenblick auch die Behauptung scheinen mag,“ bemerkte der Patriotische, „so hat denn doch der jetzige Zeitpunkt der französischen Literatur eine starke Aehnlichkeit mit unserer früheren, da die Stolberge, Voß, Bürger, Hölty und Andere noch eine jugendliche Coalition gegen das alte Perückenthum bildeten. Das war ein gemeinsames, befreundetes Streben, Keiner beneidete dem Andern den Lorbeer, unbekümmert ob er verdient oder unverdient war, sondern er suchte ihn noch aus eigenen Mitteln zu verherrlichen. Wie einsam dagegen pilgerte noch der große Lessing sein kurzes unfreundliches Leben dahin bis zum uubekannten Grabe, das nicht einmal ein einfacher Stein bezeichnet.“

„Doch wohl zu merken,“ fügte der Schnurrbart hinzu, „daß jene Kämpfe selbst noch viel von den Perücken anklebten hatten; Victor Hugo, Dumas, Barbier und Barthelemy würden sich in den Portraits der Stolberge, Voß, Bürger und Hölty nicht wiedererkennen.“

„Das macht, sie sind Franzosen von 1830 und jenes

waren Deutsche aus dem 18ten Jahrhundert. Dies ist die einzige Verschiedenheit," erwiderte der Patriotische. „Wird nicht von den sogenannten Klassischen in Frankreich Zetergeschrei über die Neuerer erhoben, wie sonst in Deutschland? Wird nicht Victor Hugo's Französisch ebenso verketzert, wie sonst das Voßische Deutsch? Hättet ihr damals gelebt, als Voß zum Erstenmale: „Emporkömmling" für „parvenu" gebrauchte und daran dachte, die Sprache zu „vervollkommnen", statt zu perfectioniren, ihr würdet wissen, welch Geschrei man erhob und den Puristen zu allen Teufeln wünschte, der solche närrische Barbarismen einführen wollte. Doch nicht sowol hieran gedachte ich, als ich den Vergleich aufstellte, sondern wie schon gesagt, das cameradliche Beisammenleben ist es, welches mir jene Jugendzeit der deutschen Literatur vergegenwärtigt und welches von den Philistern, hier wie dort, auch sehr verspöttelt wird. Aus allen Erzeugnissen strahlt dieses Gefühl der Freundschaft, dieses Gesammtstreben nach einem Zwecke. Erst neuerlich gab mir das Drama Térésa wiederum den Beweis. Les't nur die paar Worte, welche Dümas seinen Freunden in Villers-Cotterets zuruft. Wie kalt und frostig dagegen treten eines Delavigne, eines Darlincourt Werke ins Leben; und verdienten sie selbst den Kranz, den sie von kalten Regelmenschen empfangen, ich würde ihn ihnen nicht beneiden."

„Auch fehlt es an Ueberspanntheit nicht," sprach seufzend der Bleiche. „Alles ist überreizt bei der heutigen Jugend. Gedenkt des Beispiels von Victor Escousse und August Lebras."

Eine tiefe Pause der Wehmuth folgte. Sie waren unserem Zirkel Beide nicht fremd gewesen. Das Gespräch hatte den größten Theil der Nacht gewährt und wir nah-

men uns vor zusammenzubleiben, um am nächsten Morgen der Beerdigung der beiden unglücklichen Selbstmörder in der Kirche St. Laurent beizuwohnen.

„Es waren zwei Kinder, die an einem nebligten Tage das Hervorkommen der Sonne nicht erwarten wollten," ruft ihnen ein Freund nach.

Eine Schauergeschichte.

1.

Ach die leidigen Soirées! das ist eine Qual, die in Deutschland nur die vornehme Welt heimsucht und die uns aus der ehrenwerthen Mittelclasse, dem eigentlich deutschen Juste milieu, nichts anhat. Wir sind ehrliche Dreschflegel und Abends gehörig müde, und da brauchen wir andere Ergötzlichkeiten, als hüpfende Contretänze und aufgeblasene Echaudés mit kalter Mandelmilch.

Die Echaudés sind, beiläufig gesagt, eine französische Erfindung, die wir Deutsche ihnen gänzlich überlassen müssen. Ich weiß es aus unleugbaren Quellen, daß sie der Pastetenkoch Favart in einer heitern Anwandelung zu Anfang des vorigen Jahrhunderts erfand, als ihm ein Söhnlein geboren wurde, das später die artigen Frivolitäten für Dorfjahrmärkte dichtete, die zuletzt die Lieblingsschrift der Nation wurden. So ging es auch mit den Echaudés, die Dinger sind leer und schmecken nach gar nichts, aber sie sind leicht und das lieben die Pariser.

Da ich nicht tanze, singe oder musicire und daher bei den Soirées nur auf die Echaudés mich beschränkt sah, so verschlang ich oftmals wol funfzig ohne Nachtheil für meine Gesundheit. Mein Gott! hätte ich in Berlin halb so viel Pfannkuchen, in München Nudeln oder in Wien Krapfen

genossen, ich könnte weder Novellen noch Geschichten mehr niederschreiben, und wenn auch die Lesewelt nicht viel dabei verlöre, so würde es mir — ich gestehe es offen — nicht ganz gleichgültig sein.

Genug, auch an diesem Abende war eine Unzahl jenes luftigen Backwerks von mir verschlungen worden und ich langweilte mich eben echt deutsch, indem ich die geometrischen Figuren sah, welche die tanzenden Paare auf dem Parkete mit den Füßen zeichneten. Die Geometrie wollte mir nie recht zu Sinne. Ich blickte hin und her; Alles tanzte oder amüsirte sich — ich wurde zum Menschenfeind und sehnte mich nach Deutschland zurück; die Augen schlossen sich unwillkürlich und ich war Hyäne genug, um zu denken: leere Mohnköpfe! Futter für die Guillotine! Welche Nation! Seicht .... leer .... leichtfertig im höchsten Grade. Seume .... Schubart .... Kerle .... deutsch .... ich glaube, hier schlummerte ich ein!

2.

Nicht lange währte es und ich erwachte.

Der Tanz war aus, die Gäste hatten sich größtentheils entfernt und nur die nähern Bekannten des Hauses waren da geblieben. Das Klavier war zugemacht, die Harfe mit Leder bezogen worden, freundliche Zeichen für mich, daß die Ruhe im Hause hergestellt war. Auf dem Kamine zwischen den chinesischen Fratzen flammten die Gueridons, die cheminée prussienne, das einzige Preußische, was die Pariser lieben, war von innerer Glut geröthet und im Halbkreise, die elegant bemalten écrans, oder Hitzableiter

vor sich, saßen mit vorgestreckten Füßchen liebliche Damen in malerischer Beleuchtung da.

„Der Herr ist ein Deutscher, ein Landsmann Hoffmann's," sagte die Wirthin, welches so viel heißen sollte als, ein phantastischer Narr, wie ihn die Franzosen von Heute lieben.

„Ah," riefen einstimmig die hübschen Dämchen und rückten sich zurecht.

Ich begriff gar bald, was das heißen sollte. Man erwartete, ich würde die Scheherazade sein, die statt eines alten, grämlichen Kalifen, hier einem ganzen liebenswürdigen Harem zu einem leichten Schlafe und zu bunten Träumereien verhelfen sollte.

Ich ließ mich nicht lange bitten und fing an auszukramen. Meine Damen horchten aufmerksam zu, doch in toller Anwandelung brachte ich immer Schrecklicheres auf's Tapet. Das Kapitel von den Hinrichtungen war an die Reihe gekommen und eigentlich schon eine Abschweifung von dem gespenstisch-phantastischen hatte es zur Folge, daß einige Herren jeune France, die sehr in Criminalmemoiren belesen waren, uns eine Menge Hinrichtungs-, Kerker- und Ermordungsscenen zum Besten geben. Es wurde erzählt, daß die Regierung die Hinrichtungen jetzt im Stillen vollziehen lasse, in früher Morgenstunde und an abgelegenen Plätzen, wo sonst nie die blutigen Pfähle aufgepflanzt wurden.

Diese geheimen Hinrichtungen sind doppelt schauerlich. Viele wollten es nicht glauben und meinten, es sei ein abgeschmacktes Mährchen. Aber ein Zeitungsblatt, das herbeigeholt wurde, belehrte uns, daß am Ende der Rue St. Jacques in voriger Nacht ein Verbrecher guillotinirt worden war, den man ganz im Stillen von Bicêtre dahin gebracht hatte.

„In der Rue St. Jacques?“ rief ich überrascht, „in jenem Viertel, unweit des Val de Grace, wohne ich. Die Nähe des botanischen Gartens bewog mich, jene abgelegene Gegend zu wählen, aber nie dachte ich, daß dort die Schauer des Grève-Platzes mich anwehen würden.“

In der That erhöhete die Erwähnung des Vorfalls die Misstimmung, die ich früher selbst durch meine Schauergeschichten hervorgerufen hatte.

Die Nacht war weit vorgerückt; die Gesellschaft trennte sich, und da kein Omnibus um diese Stunde mehr die Straßen durchkreuzt, so war ich genöthigt, zu Fuße meine einsame Wanderung über den Pont-neuf anzutreten.

3.

„Malheur donc à celui qu'une affaire imprévue
„Engage un peu trop tard aux détours d'une rue,
„Bientôt quatre bandits, lui serrant les cotés,
„La bourse, dit-on, il faut se rendre, ou bien non, résistez!
„Afin que votre mort, de tragique mémoire,
„Des massacres affreux aille grossir l'histoire!“

So sang Boileau. Jetzt ist man vor den Anfällen der Räuber wol sicherer, und der friedliche Nachtwandler riskirt viel eher von den Sicherheitspatrouillen selbst als Spitzbube aufgegriffen zu werden.

Zahlreiche Pikets durchstrichen in dieser Nacht die Stadt. Eine häßliche Geschichte in der Rue des Prouvères war Ursache hievon.

Einige Male angehalten und ausgeforscht, nahte ich mich endlich dem Ziele meiner Wallfahrt. Schon sah ich in der

Ferne auf einem Hügel das Dach meiner bescheidenen Wohnung. Ich mußte noch über den Platz.

Aber o Himmel! was ist denn das für ein Bau, der in der Mitte desselben sich erhebt? Der Mond scheint und ich kann alle Gegenstände deutlich unterscheiden.

Aus Beschreibungen kenne ich das fürchterliche Ding, das sich meinen Blicken zeigt. Es ist die Guillotine! Wie fatal — mein Weg führt dicht vorbei. Am Tage stand sie nicht da — also jetzt errichtet, um zu richten — im Stillen! Pfui! die Gerechtigkeit darf das Licht nicht scheuen. Vielleicht ein politisches Opfer! Es überlief mich ein Eisesschauer. Schnell vorbei — denn wenn ich säume — so schleppen sie ihn herbei den Unglücklichen und ich Einziger bin dazu verdammt von den Achtmalhunderttausend ruhig schlafenden Parisern das blutige Haupt unter dem Messer fallen zu sehen — ich muß ihn hören, den Ton, den schrecklichen des hinabgleitenden Messers, durch den die Himmelssaat der Hoffnung jetzt in der Brust des schwärzesten Verbrechers mit einem Male erstickt — ach! welch' ein gräßlicher Ton — ich will ihn nicht hören! ....

Mit verdoppelter Eile renne ich vorüber, mein Geschick verwünschend, das mich gerade in dieser Nacht fern von meinen vier Pfählen wach erhielt, doch plötzlich — wie jene rüstige Magd des Wirthshauses, welche die Gabel in den Sarg zu spießen unternahm und ihre eigene Schürze mitspießte und so von Geisteshand festgehalten sich wähnte, so sah auch ich mich festgebannt, wie von übernatürlicher Macht, denn an den Stufen des blutgetränkten Gerüstes saß eine weibliche Gestalt in tiefer Betrübniß da. Sie war weißgekleidet und eine einzige schwarze Schleife zierte ihren Busen. Ein blauer Männermantel lag auf ihrem Schooße, gleichsam als hätte eine mitleidige Hand ihn der armen

Frosterstarrten zugeworfen, aber diese Hand mußte keinem Vornehmen angehört haben, denn der Mantel war schlecht und von grobem Tuche.

Sie hatte den Ellenbogen auf das Knie gestützt und der Kopf ruhete in der flachen Hand, gleich wie die trauernden Gestalten, womit die Künstler die Grabmäler zu schmücken pflegen.

Ich näherte mich, wie von Etwas außer mir getrieben; von Schauern erfaßt und kaum eines Wortes mächtig, mußte ich dieses Wesen anreden; ich ahnete, daß der Augenblick gekommen war, wo mich die Vorsehung einer großen Bestimmung entgegenführte.

„Madame" — sagte ich zitternd — was machen Sie an diesem Orte? erlauben Sie, daß ein Fremder" —

Ruhig und schwer erhob die Dame den Kopf und kehrte mir ein Gesicht zu, das einen so begeisternden Zauber auf mich ausübte und in so leserlicher und schöner Schrift den höchsten Schmerz mir vorhielt, daß mir die Worte im Munde verschwanden und ich vergebens ihre Spur suchte.

„Mein Herr," sprach die Fremde langsam und fast ohne Betonung, „Sie finden hier eine Unglückliche, die das Theuerste beweint, was sie besessen hat. Lassen Sie mich immerhin, seit Jahren schon lebe ich einsam und stille. Die Menschen halten mich für wahnsinnig, aber ich bin es nicht. Stumpf bin ich für Alles, was das Leben bietet, und stolz darauf, in dem weiten Paris, wo so viel Elend nistet, das elendeste Wesen zu sein. So oft die Gerechtigkeit ein Opfer ihrem Blutdurste bringt, schleiche ich aus meiner kleinen, kummervollen Stätte an die Luft hervor und setze mich trauernd auf die Stufen des Gerüstes, bis mich die Menschen aus meiner Ruhe aufscheuchen. Die Stunden, die ich hier zubringe, sind dem gerechtesten Schmerze ge-

weiht — ich verlor in den Zeiten der Revolution alle meine Angehörigen — ich allein wurde — ein Kind damals — gerettet. Das Leben behielt ich, aber mit ihm die Schande — die ewige — schwerlastende Schande — lassen Sie mich, mein Herr! Sie gewinnen nichts dabei, wenn Sie mich näher kennen lernen."

Diese Worte, sowie die Schönheit der Dame, hatten das Grauen von mir entfernt, und ich drang in sie, mir zu folgen und mir ihr Geheimniß mitzutheilen. Sie antwortete nicht. Ich bestürmte sie mit Bitten.

„Nun wohlan," sagte sie endlich und erhob sich zögernd, „lassen Sie uns gehen, mein Herr!" Die schöne, ätherische Gestalt lehnte sich an meinen Arm, es lag etwas Hohes in ihrem Wesen, nur das Eine berührte mich unangenehm, daß sie kurzabgeschnittenes Haar trug.

4.

Alsbald waren wir in meinem Zimmer. Das Licht wurde angezündet, die Flamme flackerte lustig im Kamine, aller Schauer war gewichen und ich hatte bereits Regungen bei der schönen Traumgestalt zu bestehen, die von den frühern bei ihrem ersten Erblicken himmelweit verschieden waren.

Ihre Mittheilungen hatten meine Gefühle für sie immer heißer entflammt. Mit welcher Offenheit sie mir Alles gestand, was seit frühester Jugend ihr ein böses Schicksal bereitet hatte; ihr namenloses Unglück — ihre Fehltritte — ihr endloses Elend, wie rührte mich dies Alles! Und ihre

Schönheit, die zarte weiße Rose, verklärt von dem Schmerze der Dulderin!

„Ich bin die Marquise von Orvillers und noch immer den geheimen Verfolgungen mächtiger Feinde in diesem Lande ausgesetzt;" so schloß sie ihre rührende Erzählung.

Das Interesse, das sie in mir erweckt hatte, war auf den höchsten Punkt gestiegen. Ich fühlte, daß mich der Himmel berufen hatte, die Leiden dieser edeln Dame zu enden. Was hatte ich ihr zu bieten, als eine Hand ohne Werth, eine Hand, die sie in Tagen des Glücks sicher ausgeschlagen haben würde, und ein Herz, das abgeblüht war, ein erstorbenes Herz ohne Freuden, fast ohne Wünsche. Aber Beides war für die arme Verlassene viel. Ich konnte sie aus dem Lande wegführen, ich konnte sie schützen, ich konnte ihr Alles werden — und ich wollte es.

Sie hörte meine Anerbietungen ruhig an.

„Und Sie wollten das wirklich für mich thun?" fragte sie.

Ich war zum Schreibtisch hingelaufen und hatte ein förmliches Eheversprechen aufgesetzt und unterschrieben.

„Hier," sagte ich ernst und feierlich, „meine Antwort." Morgen mit dem Früheſten will ich vor dem Maire Alles bekräftigen, was ich hier geschrieben habe."

Sie nahm mein Eheversprechen mit einem schmerzvollen Lächeln und heftete einen langen Blick auf mich. Müdigkeit schloß uns Beiden die Augen und sie ruhete den Rest der Nacht in meinen Armen.

5.

Schon stand hoch die Sonne, als ich erwachte.

Welch sonderbaren Traum hatte ich vorige Nacht, war mein erster Gedanke. Ich liege, Gott sei Dank, allein im Bette, mein zweiter.

Aber welch Entsetzen ergriff mich, als ich die blasse Dame an meiner Seite sah, und zwar noch um vieles bläs= ser als in der vorigen Nacht, denn sie war eine Leiche.

Ich sprang zur Thür hinaus, wie wenn die Hölle mir folgte, um die Hausleute von Allem zu unterrichten. Bald trat ich, in Begleitung eines Polizeicommissärs, von einem Haufen Neugieriger verfolgt, wieder in das Zimmer, wo die Leiche noch immer in meinem Bette lag. Aber wie steigerte sich das Entsetzen, als der Commissär todtenbleich die Hände zusammenschlug und ausrief: „Wie kommt diese Person hieher? es ist die gestern guillotinirte Giftmischerin, diesen blauen Mantel warf der Henker über ihren Leichnam, sehen Sie die abgeschnittenen Haare und hier unter dem schwarzen Bande, das den Hals so fest umgibt, muß das Beil hineingedrungen sein!"

Er rückte das Band ein wenig und der blutige Kopf fiel vom Rumpfe und kugelte dumpfhallend auf den Bo= den. Außer mir schrie ich laut auf und stieß mit beiden Händen den Leichnam voll Abscheu aus dem Bette. Ich hörte ihn zur Erde fallen und ein ängstlicher Ruf schallte mir ins Ohr.

Ich schlug die Augen auf — die artigste pariser Bonne stand ängstlich vor mir mit Thee und Echaudés und einem niedlichen, ganz festgewachsenen Köpfchen auf den Schultern. Ich hatte ihr fast Alles aus der Hand ge= worfen — denn ich war in dem Winkel eines Divans ein=

geschlafen und hatte nur geträumt — dies bezeugte mir der Contretanz aus Robert le Diable, der aus dem unfernen Salon mir jetzt zutönte *).

---

*) Eine ähnliche Geschichte findet man in W. Irving's Skizzenbuche. Den Stoff gab uns wahrscheinlich dieselbe mündliche Mittheilung.

Aus dem Tagebuche eines Guillotinirten.

D'une terre chérie
C'est un fils désolé
Rendons une patrie,
Une patrie,
Au pauvre exilé.
Béranger.

1.

Wie eine dunkle Wetterwolke liegt das kleine Fahrzeug am Strande, das uns Abenteurer in unser Vaterland zurückbrachte. Ein flaches Sandufer nimmt uns auf. Fern am grauen Horizonte liegt Calais, wie ein finstrer Streif. Wir Alle sind von Kälte erstarrt und hinter einem Hügel wird vorsichtig ein Feuer gemacht, um welches wir uns gierig lagern. Alle blicken in die knisternden Zweige, um die sich prasselnd die Glut schlingt. Eine verzehrende Umarmung! Es trieben sich närrische Gedanken in meinem Kopfe umher. Mein Auge schweifte bald hier, bald dort. Da lagen die bleichen, ausgetrockneten Gestalten, fast Alle mir fremd, doch zu einem Zwecke vereint — verzehrt von einer innern Glut, wie die knisternden Zweige am Feuer.

Als Knabe von zwölf Jahren hatte ich in wildbewegter Schreckenszeit, an der Hand meines Vaters, unter seinem

liebenden Schutze, das Vaterland verlassen. Ich wußte nicht, was ich verließ. Ich konnte mir damals nicht denken, daß je eine Zeit kommen würde, wo mein ganzes Leben für mich nur Werth haben könnte in Bezug auf das Vaterland und sein Glück. Als ich es verließ, verdrängten die neuen Gegenstände und die flüchtigfreundlichen Eindrücke, die sie auf den unbefangenen Knabensinn hervorbrachten, bald die leiseste Erinnerung an die Heimat. Ja, nicht selten konnte ich ein frohes Behagen empfinden, hörte ich die in Frankreich verübten Greuel berichten und gedachte dann meiner Eltern und meines eigenen Glückes im Schoße eines segenvollen Friedens, unter dem Schutze geregelter und geheiligter Gesetze; doch so wie mein Alter vorrückte, wie meine Fähigkeiten sich zu entfalten begannen, erwachte in mir ein Bewußtsein, das beseligend und zugleich schmerzvoll war. Ich träumte oft von meiner Kindheit, von den lichterhellten Tagen der frühen Jugend in dem schönen Vaterlande. Mit jedem Tage flohen diese Erinnerungen weiter zurück, und wie sie flohen, wuchs die Sehnsucht nach Frankreich. Es schien mir das Bitterste, die Orte nicht wiederzusehen, wo man das Licht erblickt hatte, nicht Theil nehmen zu dürfen an den Begebenheiten, die das Schicksal des Vaterlandes entscheiden sollten, nicht seine Kräfte ihm widmen zu dürfen. Und wer hat mir und so vielen Jünglingen diese Aussicht geraubt? Wer durfte es wagen, Franzosen, die Besten, Edelsten der Nation, von diesem Ruhme auszuschließen? Welche Ungerechtigkeit beging Frankreich, seine Söhne zu verstoßen? Nicht Frankreich war es, dieses war Allen eine liebende Mutter. Einige Männer von überlegener Geisteskraft hatten die Meinung für sich gewonnen und von diesen ging unser Unglück aus. Diese Männer entfernen, die alte Ordnung her-

stellen, dieß ist der große Beruf, der uns vorbehalten scheint. Kämpfen oder untergehen, dies unser Loos!

Hier erwachte ich aus meinen Träumen. Ein starker Dampf hatte sich aus dem brennenden Reisig entwickelt. Hustend erhob sich ein breitschultriger Mann, mit tiefgefurchten Zügen, die von den herabhängenden Haaren und der breiten Hutkrämpe stark beschattet wurden. Wer sah es ihm nicht an, daß dieser Rücken gewohnt war, Säcke in des Vaters Mühle zu tragen? Kräftig schritt er umher. Dieser Mann war George Cadoudal. Er ist der Einzige von Allen, den ich kenne — genau kenne. Ihm ist die Leitung des ganzen Unternehmens übertragen, so ward mir in London gesagt; von ihm hängt Alles ab. Dies macht mich besorgt. Physische Kraft, Geradheit sind treffliche Eigenschaften, doch hier leicht entbehrlich. Das erste Roth im Osten machte meinen stillen Betrachtungen ein Ende. Wir brachen auf, ein Jeder in verschiedener Richtung, um kein Aufsehen zu machen.

Im Walde bei Sentis sollte am Ende des vierten Tages sich Alles wieder zusammenfinden.

2.

Die Sonne scheint freundlich und grüßt den jungen Franzosen mit süßen Hoffnungsstralen auf vaterländischem Boden. Der Gang ist schwankend, die Brust beengt, der Kopf schwindelig. Unfern sehe ich Calais. Fremd im Vaterlande! Welch ein Gedanke! Kein Freund, kein Angehöriger, dem ich mich anvertrauen, zu dem ich mich mit Zuversicht hinbegeben könnte. Wo war jene ausgebreitete Verwandtschaft, die bei dem Nen-

nen meines Namens mir vormals in den meisten Städten des Reichs entgegengekommen wäre? Alle jene glänzenden Verhältnisse und Verbindungen waren durch das scharfe Beil der Guillotine getrennt, worunter die edelsten Geschlechter ausgeblutet hatten. — Nur Eine Seele weiß ich mir gewogen. Eine Gespielin der Jugend. Fern der Heimat hatten wir uns kennen gelernt. Die politischen Verhältnisse gestatteten ihren Eltern eine frühere Rückkehr. Ob ich sie sehen werde? Sie ist an das Neue durch verführerische Bande gefesselt — ich drohe, ein finsterer Schatten, ihr Glück zu zerstören. Kann unser Verhältniß das alte sein? — Bald hatte ich das Thor erreicht. Neue Gefühle — neue Betrachtungen! Was ich von Franzosen bis hierher gesehen hatte, wie verschieden war es von Dem, was ich hier erblickte. Die Ausgewanderten, die ich kennen gelernt hatte, wie trugen sie den Stempel einer frühern Zeit, eines eignen Geschmacks, eines Charakters, den ich mir bis dahin den Franzosen eigenthümlich dachte. Der hagere Chevalier de l'ordre militaire de St. Louis, mit der pomadirten, gepuderten Frisur, der knappen, grünen, altfränkischen Uniform, mit dem großen Kreuze am breiten Bande, dem kleinen dreieckig aufgestülpten Hute, war mir bis jetzt als die Norm eines französischen Kriegers erschienen. Welch ein Unterschied zeigte sich mir aber an Calais Thoren. Zwei blutjunge Grenadiere, in langen, blauen Röcken, nach einem eigenen, doch gefälligen Zuschnitte, mit hohen Bärenmützen, deren Haare die Stirne bedeckten, worunter zwei leuchtende Augen hervorglänzten, saßen nachlässig auf Trommeln da und würfelten auf der Rückseite ihrer Patrontasche, die, am langen Bandeliere herabhängend, von dem Einen auf den Schoß geworfen war, um als Tisch zu dienen. Neben ihnen stand, die Arme untergeschlagen, ein Mann mit

silbernen Achselklappen, die den Officier andeuteten, und sah dem Spiele zu. Der Wurf war geschehen; der Gewinnende wandte sich lachend zu dem Officier, den er Citoyen nannte; dieser erwiderte dieselbe Benennung.

Ich schritt durch's Thor. Die Hand zum Gruße an die Mütze legend, tritt der Officier mich an. Ich hatte meinen Paß gleich heraus, er warf einen flüchtigen Blick hinein und ließ mich weiter wandern. Diese scheinbare Nachlässigkeit setzt mich in Erstaunen und erfüllt mich mit Heiterkeit. Die Galeere, der erste Gasthof, nimmt mich auf. Beim Frühstücke versammeln sich mehre Einwohner, Bürger und Soldaten. Alles nennt sich Bürger und Du. Welches Glück scheint überall zu herrschen. Sind die Greuel der Revolution so bald vergessen und darf sich Alles mit Ruhe einer segenvollen Ordnung hingeben? Und wem ist dieses Wunder geglückt? Und weshalb sind wir in dies Land gekommen? Alles Dies zog mit lastender Sorge schwer an mir vorüber. Fast wankte mein Entschluß.

Neue Greuel sehe ich unserm Unternehmen entkeimen, das Land wird wieder unglücklich werden. Da blitzt es plötzlich in mir auf. Sie sind Räuber und Mörder, die auf den Gräbern der Hingemordeten jubeln, die von den Gütern der im fernen Lande Verzweifelnden schwelgen — die auch dich beraubten — auch dich elend machten — auch du hast Rechte an diesem Glück, das du dir wiedererringen mußt, es koste, was es wolle.

3.

Seit zwei Tagen bin ich in Paris. Welch ein Treiben! Welch ein Glanz! Meine Goldstücke fliegen fort und

die Zerstreuung ist so groß, daß ich mich oft sammeln muß, um mir Alles recht lebhaft ins Gedächtniß zu rufen — weshalb ich hier bin — wie ernst die Zukunft mich anblickt und wie trübe und blutig die nächsten Tage sein können. — Und auch sie ist da!

Wie kann mich da etwas Anders lange beschäftigen? Hat der Himmel diese heitere Gestalt hergesendet, mich abzuziehen von dem traurigen Geschäfte? Ich weiß es nicht, aber meine Seele ist voll von ihr — ich kann nur sie denken! und um so mehr füllt mich ihr holdes Bild ganz, da ich mich ihr nicht nähern kann. Seit unserm letzten Beisammensein in London sind wir — obgleich nun wieder in derselben Stadt lebend, um tausend Meilen auseinander gekommen. Meine würdige Tante, die sich recht gut in die neue Ordnung der Dinge zu finden gewußt hat, verschaffte mir Gelegenheit, sie einmal in einem kleinen, vertrauten Zirkel zu sehen. Ich ward — fremd wie ich Allen war — als ein entfernter Vetter aus den südlichen Provinzen vorgestellt und ich spielte meine Rolle gut und beherrschte meine Blicke sorgfältig, die mich in ihrer Nähe leicht verrathen hätten. Ein Paar Worte, die wir uns zuflüsterten, und ein Händedruck von ihr war die ganze Beute jenes glücklichen Abends — und ist es denn nicht genug, um lange Wochen des Trübsinns damit zu erheitern und in schwärmerisch seliger Erinnerung darin zu schwelgen?

4.

Wir waren in Sentis. Die rothen Strahlen der untergehenden Sonne färbten die Gesichter der Versammlung

blutig, und nur Blut foderten, um Blut handelten die Wilden, Unbesonnenen. Weiser Rath war verbannt aus ihrer Mitte und die alten Bäume schüttelten flüsternd die grünen Häupter. In starker Bewegung trennten wir uns. Noch zwei Tage und die Höllenmaschine springt. Je nun, wir werden sehen, was ihr Knall für Aufsehen erregen wird, und ob ihr verderbender Inhalt den rechten Mann zerschmettert. Nur von meinem Schatten begleitet, gewann ich die Barrière. Mein ganzer Sinn war wieder bei ihr. Ich hatte zum Verderben des Tyrannen meine Hand gereicht, und meine Gedanken waren nur sie. Vernichtung, Erhebung, Rechte, Ordnung, Empörung, Richtbeil, dies Alles kreuzte wild an mir vorüber und doch konnte ich es nicht vermeiden, — den Händedruck nachzufühlen, von — jenem seligen Abende, mir die Wonne auszumalen in ihrem Besitze. Bin ich wieder der alte Graf, mit jugendlichem Muthe dem Vaterlande dienend, reich im angestammten Erbe — o seliger Traum — dann wird sie mein Weib! Der Gedanke verwirrt mich — es ist nicht Recht. Sollten alle die Andern wol auch dergleichen haben? Alle nun wol nicht. Bei dem Einen wird sich Ehrsucht, bei dem Andern Geiz, bei dem Dritten Rache beigesellen. Ach! Alles ist natürlicher — nur ich — ich soll hassen und lieben! Ich fühle — es wird ein unglückliches Ende nehmen.

5.

Mitternacht vorbei. Welch ein Abend! Ich lief wie ein Mörder durch die Straßen, von Gewissensangst gepeitscht. Stets dröhnt mir der fürchterliche Knall in den Ohren

nach. Alles — Alles verloren! Da stand der Karren mit der fürchterlichen Maschine. Die Straße ist eng. Dicht vorbei mußte der Kutscher seinen Weg nehmen. Die Stunde der Abfahrt ins Theater steht fest — die Stunde der Ankunft bei der Maschine war zu berechnen, die Entzündung des infernalischen Inhalts konnte mit Gewißheit vorherbestimmt werden.

Gestern Abend — noch zittern alle meine Nerven, wenn ich daran denke — gestern Abend stehe ich nach meiner Gewohnheit hinten am Garten und blicke sehnend nach ihrem erleuchteten Fenster empor. Jeder Schatten, der an den zugezogenen Vorhängen vorüberschwebt, ist der ihrige — ich sehne mich wund. Da verweilt ein Schatten; sollte sie durch den Vorhang nach mir blicken? Eine kleine Hand öffnet ihn — das Fenster klingt, sie ist es. ihre Hand winkt mir. Ich stehe vor ihr, in ihrem Zimmer, ohne zu wissen, wie ich hinaufgekommen bin.

Fast besinnungslos in den ersten Augenblicken bringen mich ihre furchtbar ernsten Worte zu mir selbst. „Was willst Du thun, Verlorener?“ spricht ihr süßer Mund, wozu bot'st Du die Hand? Morgen soll die Höllenmaschine den größten Mann vernichten und Du wußtest um dies teuflische Beginnen? Du mußt es hindern, bei unsrer Liebe fordr' ich es von Dir.“ — Sie gab mir den Anschlag hierzu und mit einer Ueberredung, der ich nicht zu widerstehen vermochte, hatte sie mich zum ernsten Nachdenken gebracht. Zum ernsten Nachdenken, ihr gegenüber! Ein Wunder, so einzig in seiner Art, wie alles Andre, was sie aus mir machte. „Und glaubst Du nur auf diese Weise an das Ziel Deiner Wünsche zu kommen?“ fuhr sie fort. „Deine That soll Dir Früchte tragen, auch am neuen Hofe kann Dir Glück und Glanz erblühen — und — ich —“ Da hörte

ich nichts mehr. Der kalte Mond schien auf meine glühende Stirne — sie war nicht mehr da — ihr erleuchtetes Fenster, den dichten Vorhang geschlossen, sah ich — wie an jedem andern Abende, und ein Entschluß, wie ihn heiße Liebe, zum Wahnsinne gesteigert, nur erzeugen konnte, stand fest in meiner Seele.

Am andern Tage sitze ich in der Verkleidung eines Bauern auf einem schlechten Wagen und versperre der Kutsche des ersten Consuls den Weg, der von prächtigen Schimmeln ins Schauspiel gezogen wird; schon wollen die begleitenden Gendarmen auf den trunkenen Bauer einhauen, da geschieht ein Knall, daß die Fenster zerspringen und die Erde dröhnt, die Pferde müssen von den abgesprungenen Lakaien gehalten werden ,meine scheuen Gäule gehen durch die herbeieilende Menge, von Allen unbeachtet, durch, denn nur für das Eine hat man Sinn: ein Complot auf das Leben Bonaparte's ist gescheitert und er ist wieder durch ein Wunder gerettet.

6.

Nirgend Ruhe. Die wachsamen Spürhunde sind dem Wilde auf der Fährte. Jene Spürhunde, die ich nicht kannte. Darum die Sorglosigkeit beim Durchsehen des Passes, was bedarf es dieser Förmlichkeit? Die Unsichtbaren heften sich an die Fersen des Fremden, umgeben ihn in tausend Gestalten, locken ihn als das Liebste — Heiligste! — Oh — mein Kopf! Doch es war nur ein Traum — nichts weiter! — Alle, die in Sentis zugegen waren,

sind bereits eingezogen, und man sucht nur noch mich, um dann mit Allen ein prangendes Auto da fé zu veranstalten.

Das Volk scheint sich darauf zu freuen, wie auf das Springen der Kunstgewässer in Saint Cloud, und in der That hat es auch schon lange nicht diesen Genuß so vollständig erlebt. Zwanzigmal wird das Beil der Guillotine fallen und zwanzig Fontainen von Menschenblut werden zum Himmel spritzen.

Wie sie das Ganze erfahren haben mochte! Fast glaube ich, daß Alles dem ersten Consul bekannt wurde und daß er das Wunder seiner Rettung schlau genug vorbereitete. Eine Aufhebung der Verschworenen, vor der Ausführung ihres Vorhabens, eine Untersuchung der Maschine vor dem Knalle hätte eine simple, polizeiliche Ausspürung eben so klar dargethan, als jetzt der unbekannte Bauer, den Niemand bemerkte, die Leute an ein Wunder glauben machte, das sich, wie so viele andere, niemals zugetragen hatte. Doch — war's denn auch Alles so — frage ich mich oft — oder war's nur ein Traum?

7.

Trotz der Gefahr, worin ich schwebe, beschäftigt mich der Gedanke an sie fortwährend. Die Barrièren sind aufs strengste bewacht — und ich kann dieses Malepartus nicht verlassen und sehe mich darin immer in engere Kreise getrieben, wo sie mich denn endlich fangen müssen.

Zu meiner armen Tante meine Zuflucht nehmen, hieße, die gute Frau einer augenscheinlichen Gefahr bloßstellen.

Wo sie nur sein mag. Ich umschwärme zur Nachtzeit

ihr Hotel und den daranstoßenden Garten. Vergebens! Das Fenster klingt nicht; es ist nicht einmal erleuchtet. Sollte sie abgereist sein? Wie ich vorige Nacht meine Runde machte, schien es mir, als gesellten sich unheilbringende Schatten zu dem meinigen. Ich erkannte deutlich, daß man mich umspürte, und die Vorsicht rieth mir alsbald den Gang eines Geschäftsmannes anzunehmen und das Viertel zu verlassen. Wohin sollte ich mich wenden? So wenig ich zum sinnlichen Genusse mich aufgeregt fühlte, so besuchte ich dennoch eine jener Gefälligen, die ihre Thür dem Ersten Besten öffnen und der gehässigen, heimlichen Polizeiforschungen überhoben sind, da sie sie selbst mehr oder minder geschickt ausüben. Mein englisches Gold, wovon ich noch einen tüchtigen Vorrath besaß, ließ mich für einen reichen Ausländer gelten, und das Mädchen verschwendete die angemessenste Artigkeit, während ich, in schweren Sorgen vertieft, ermüdet von den Begegnissen der letzten Zeit, auf ihrem weichen Sopha mich einsam dem Gotte des Schlafes in die willkommenen Arme warf.

8.

Der Gedanke an die heutige Nacht machte mich besorgt. Nicht an demselben Orte durfte ich sie ohne Gefahr hinbringen. Und diese Gesellschaften waren mir stets so verhaßt — und doch konnte ich nur — nach meiner Meinung — wann ich mich mit scheinbarer Sorglosigkeit der Sinnlichkeit überließ, noch für kurze Zeit jedem Verdachte entgehen.

Mit einiger Dreistigkeit suchte ich eine frühere, in der Fremde geschlossene Bekanntschaft mit einer der ersten Künstlerinnen des Théâtre-français zu erneuern. Sie war über-

rascht, mich in Paris zu sehen, und man gestattete mir, nach einigen leicht erhobenen und eben so leicht beseitigten Schwierigkeiten den Zutritt nach beendigtem Schauspiel. Ich hatte das Theater nicht besucht und den vorrollenden Wagen der Bühnenheldin hörte ich bereits auf ihrer Ottomane. Sie war verwundert, mich schon vorzufinden, und schmollte nicht undeutlich über den Vandalismus, Voltaire's Zaire und ihren Triumph versäumt zu haben. Sie entfernte sich, um ihre Nachttoilette zu machen, indeß ein splendides Abendessen aufgetragen wurde. Ich war einsylbig und die Schöne langweilte sich. Das Essen wurde abgehoben und wir verfügten uns in das Boudoir. Man schien zu erwarten, daß ich Anstalten zum Weggehen oder zum Dableiben machte. Aber keines von Beiden erfolgte. Die Lage des Mädchens muß peinlich gewesen sein. Sie schien vom Schlafe überwältigt und warf sich mismuthig auf ein Ruhebett. Ich blieb stumm und brütend, der blendendsten Hetäre Europas gegenüber, in meinen Lehnsessel gedrückt. Der Gedanke an meinen nahe bevorstehenden Tod — den Tod auf dem Schaffot — hatte sich meiner auf eine Art bemächtigt, daß zum ersten Male mein Blut dabei stockte. Ich hatte nunmehr völlige Gewißheit darüber. Kein Ausweg, das Wild war umstellt, und die heulende Meute fletschte die Zähne. Sie war der einzige Stern, der unter den jagenden Riesenwolken zu mir niederstrahlte. Sie sehen und sprechen werde ich nicht mehr, also muß ich an sie schreiben. Ich sprang heftig auf, meine schlafende Schöne drehte sich murrend um, ob der unwillkommnen Störung. Ein eleganter Schreibtisch stand geöffnet und von zitternder Hand geführt flog die Feder auf dem Papiere. Es war mein Abschied an sie — vor einer langen, langen Trennung. Sie war jung und im Glücke und ich

sollte jetzt schon fort in jenes dunkle Reich, wohin sie mir erst spät folgen wird.

Ein heftiges Anziehen der Hausglocke störte mich. Unwillkürlich blickte ich nach der Uhr. Es war Mitternacht. Die Dame des Hauses sprang eiligst auf und öffnete das Fenster. Mit bleichem, verstörtem Gesichte ergriff sie den Leuchter und eilte zum Zimmer hinaus. Ich war verrathen, die Gewißheit hatt' ich, und erwartete jeden Augenblick die hereintretende Wache. Aber nicht lange, so kam die Schöne in ängstlicher Hast wieder zurück. Wie überraschte mich Das, was sie sagte: „Ich muß Sie bitten, sich sogleich in ein anstoßendes Gemach zu verbergen — ich glaubte nicht, daß diese Nacht — ich hatte keine Meldung, und daher" — ihre Verlegenheit wuchs mit jedem Worte. — Ich bat sie darum mir Alles zu erklären. „Je nun," fing sie nach einigem Zögern wieder an, indem sie zu erröthen versuchte und Stimme und Augen nicht ohne Stolz niedersenkte — „der erste Consul erzeigt mir manchmal die Ehre, im strengsten Incognito bis zu mir herabzusteigen, und wie dürft' ich mich dieser Begünstigung seiner unumschränkten Macht wol entziehen? Aber ich hatte nicht die leiseste Ahnung, und nun erst erscheint der Mameluck, der mir die bevorstehende Ankunft seines Herrn meldet."

Man denkt sich wol mein Staunen, das jedoch nicht lange währte; denn ein Wagen rollte vor und die Thür des Hôtels erdröhnte von zwei gewaltigen Schlägen. „Er ist's," rief sie, indem sie eiligst einen kostbaren Shawl, der einer Sultanin würdig gewesen wäre, um die Schultern warf. „Wie? Bonaparte?" stotterte ich. „Er selbst," rief sie — — „um Gottes willen gehn Sie dort hinein!" — Ihre weiche Hand leitete mich zu einer Seitenthür, sie deutete nach einem, von einer Nachtlampe erhellten Gemache, dessen

Thür offenstand und und das sich am Ende eines kleinen, dunkeln Ganges befand. Ein prächtiger Teppich machte meine Schritte unhörbar. Die süßesten Wohlgerüche umfingen mich in dem Gemache und ein herrlicher Divan, sowie das matte Licht in der Alabastervase, luden mich, den ohnedies Müden, zum Schlummer ein. Aber mein Blut kochte, jeden Tropfen, der durchs Herz rollte, fühlte ich in meinem Kopfe widerhallen. Die verderblichste Neugier ergriff mich, wie eine Folter. Ich mußte ihn sehen, den Gefürchteten, da der günstige Zufall ihn einmal in meine Nähe führte. Ich schlich mich leise auf den Zehen, den Athem zurückhaltend, durch den dunkeln Gang, schob den schwerseidenen Vorhang von der Glasthüre bei Seite und meine Blicke beherrschten das Boudoir. Da stand er ohne Regung, und hätte das Zucken der Augenbrauen ihn nicht verrathen, man hätte ihn für leblos gehalten. Keine Spur des Helden, des großen Mannes. Klein, unansehnlich, nachlässig die Stellung, die Hände auf dem Rücken, im grauen Ueberrocke, einen kleinen Hut, der ihn nicht kleidete. Nur die hohe weiße Stirne, worin sich die größten und glänzendsten Gedanken kreuzten, schien mir ausgezeichnet. Keinem Bilde, das ich bis jetzt von ihm gesehen hatte, sah er ähnlich, nur Hut und Ueberrock machten ihn kenntlich. Da stand er, der Feind, — den zu verderben, ich für das größte Glück der Menschheit erachtete, da stand er mir wehrlos gegenüber und ich hatte einen Dolch — meine Hand hatte seinen Griff krampfhaft gefaßt, aber der Gedanke: Meuchelmord, übergoß mich mit Schauer und ohnmächtig ließ ich den Arm sinken. Meine Blicke wühlten sich in seine Gestalt, mit einer Gier verschlang ich sein Bild, ich konnte von dieser leblosen Figur nicht loskommen.

Er schien in eine tiefe Betrachtung versenkt. Endlich

regt er sich und macht einige Schritte nach der Schauspielerin, die einer Favoritin des Serails gleich, den schönen Kopf auf die weiße Schulter senkend, von der der Shawl heruntergeglleitet war, da saß in stiller Ergebung und harrte. Eine plötzliche Abspannung hatte hier sich meiner bemächtigt, ein Schwindel ergriff mich und aus Furcht, durch eine Ohnmacht verrathen zu werden, schlich ich mit größter Vorsicht zurück, warf mich auf den Divan und nicht lange war ich meines Bewußtseins mächtig — Ohnmacht oder Schlaf nahmen mich in die Arme. Ein Schrei erweckte mich. Beim Aufschlagen der Augen sehe ich das Mädchen vor mir. „Er stirbt, er stirbt!" — ruft sie mit dem Ausdruck des höchsten Entsetzens aus — „o eilen Sie — retten Sie!" — nach einigem Besinnen fällt mir Alles ein und ich frage erstaunt: „ich? ihn retten?" — „Ja, ja," drängt sie, indem sie mich bei der Hand nimmt und mich mit sich fortreißt, „Sie sind fremd, nur Sie können mir helfen, ach Gott! welch gräßlicher Zufall!" Ich blieb zögernd, mistrauisch stehen: da wirft sie sich mir zu Füßen und beschwört mich mit den rührendsten Tönen, denen ich Glauben beimessen muß. Ich folgte ihr. Da lag der Mann, den Millionen fürchteten, starr und leblos — das gebrochene Auge, aus dem ein Blick vernichten konnte, sah nichts — der halbgeöffnete Mund, der mein Todesurtheil ausgesprochen hatte, war keines Wortes mächtig — die Hände, die die Fahnen des Sieges dem begeisterten Heere vortrugen, die Hände, die Kronen raubten und nach Laune verschenkten — lagen im Krampfe geballt, ohnmächtig da — ein wehrloser Räuber und — ich konnt' ihn nicht tödten. Schnell band ich ihm das Halstuch los, alles Beengende wurde entfernt, mit Geistern die Schläfen gerieben, während ich von Zeit zu Zeit den Puls nach der wiederkeh-

renden Lebenskraft fragte. Da hebt sich die Brust, die Augenlider zucken leise und mit dem Ausrufe: „Gerettet zum zweiten Male!“ — schleiche ich davon.

9.

Wie sonderbar! Er, zu dessen Verderben ich herkam — zweimal durch mich gerettet! Die wildesten Gefühle bestürmten mich. Ich ging unruhig in dem kleinen Seitengemache auf und ab. Noch hatte ich den Wagen nicht fortrollen gehört. Noch war ich in seiner Nähe — mein Arm konnte ihn erreichen — was hatte der Vervehmte zu verlieren? Ein Leben, das, vom Henkerbeile bedroht, ihm keine Freude mehr bot! und ein ewiger Ruhm, das Vaterland vom Unterdrücker befreit zu haben. Da fielen mir ihre Worte ein: „Deine That soll dir Früchte tragen, auch am neuen Hofe kann dir Glück und Glanz erblühen“ — Glück und Glanz — und mit beiden — ihr Besitz! Das Einzige, wonach ich strebe. Ach! wo mag sie sein. Seit dem Abende, wo ich so glücklich war, jene Worte von ihr zu vernehmen, sah ich sie nicht mehr. Sollte sie vielleicht heute —? Ich verwünsche den lästigen Gast, der mich in dem engen, von Blumenduft erfüllten Gemache gefangen hält. Ich ersticke, muß die Fenster aufreißen. Sein Wagen fährt fort, ich seh' ihn einsteigen, fortrollen. Der treue Mameluck springt auf den Tritt. Bald verhallt das Geräusch. Ich sehe mich rings in dem Gemache um und entdecke noch eine andre Thür, als die, wodurch ich eingetreten war. Ich öffne sie und befinde mich unweit der Treppe. Am Portale ist ein Bedienter noch

mit der Lampe beschäftigt, er leuchtet mir befremdet ins Gesicht und läßt mich, für mein Gold, das ich ihm in die Hand drücke, hinaus. Ich stürze fort wie unsinnig, nach ihrem Hotel, das ich fast bewußtlos umkreise. Der Morgen findet mich mit offener Brust und verweinten Augen. Sollten sie mich auf's Schaffot bringen? Ich glaube, ein Narrenhaus wird genügen und das wird mir wol auch zu Theil werden.

10.

Meine Schreibtafel haben sie mir gelassen. Sie soll mein einziger Trost sein! Ach wenn sie sie nur nicht finden! Ich benutze die einsamen Augenblicke zu schreiben von ihr — es sind wahrscheinlich die letzten — die letzten? Nein — das können, das werden sie nicht sein. Mein Geheimniß schützt mich.

Mein ewiges Herumschweifen um ihr Hôtel, mein wahnsinniges Betragen, es mußte ja einer minder wachsamen Polizei auffallen!

Abermals hatte ich kein Licht in ihrem Zimmer gesehen. Der Morgen röthete sich und sie kehrte nicht zurück. Diesmal wußte ich's, sie war auf dem Balle des Grafen M., Gesandten eines mächtigen Hofes. Dort umschwärmt von den galantesten, liebenswürdigsten Stutzern, tanzend, Alles bezaubernd — sie, die einst — o Gott! und ich — warum nur schreibe ich's nieder, hier an diesem Orte? Wo bin ich? Ich muß mich sammeln! Ich konnte nichts denken als sie — ich lag unempfindlich in einem Fiaker, dessen Pferde ausgespannt waren und der vor einer Schmiede

des erwachenden Meisters harrte, um irgend etwas an sich ausbessern zu lassen. Ich sah nicht, wie die Spürhunde sich näherten, ich wußte nicht, was sie von mir wollten, als sie mich ergriffen, ich verstand nicht, was sie mir sagten, begriff nicht, daß sie mich gefangen hatten — und dachte nicht daran, daß ich einen scharfen Dolch bei mir trug — denn sie — war ja noch nicht vom Balle zurückgekehrt.

11.

Soeben verläßt mich meine ehrwürdige Tante. Sie ist trostlos und will wissen, daß keine Hoffnung zu meiner Rettung vorhanden sei. Mein Proceß ist längst eingeleitet. Man weiß, aus welcher Absicht ich von England herüberkam, man weiß, in welchen Verbindungen ich stand, und das Beil der Guillotine schwebt schon über mir. Lang wird das Verhör nicht dauern, sie werden kurzen Proceß mit mir machen, meint die gute, alte Frau. Vergebens ist mein Zureden, vergebens ist es, ihr zu versichern, daß ich ein Geheimniß besitze, das mich retten muß. Sie glaubt nicht daran. Sie will mich veranlassen, ihr Alles zu entdecken — doch wie konnt' ich das? Ebenso wenig will ich jetzt schon Gebrauch von meinem letzten Mittel machen. Ich will erst Alles abwarten — wie es kommen wird. Sie wird — sie muß sich für mich verwenden! Ja, gute Tante, dein Name wird nicht entehrt werden! Das Blut deines Neffen wird nicht jene entsetzlichen Pfosten färben, die bereits mit dem Blute der edelsten Geschlechter — selbst mit dem geheiligten der Könige gefärbt sind!

12.

Wieder eine trübe Nacht vorüber. Meine Tante mit ihren schwarzen Bildern sollte nicht noch so spät am Abend kommen. Sie wollte wissen, daß mein Urtheil heraus sei und daß es mir heute noch mitgetheilt werden sollte. Sie drängt mich, von meinem rettenden Geheimnisse Gebrauch zu machen, ehe es vielleicht zu spät sein dürfte. Sie spricht so überredend — sie bringt mein Blut ordentlich in Wallung — nicht aus Furcht — aber — es ist ein eignes Gefühl, selbst mit der sichern Hoffnung, es werde zurückgenommen werden, solch ein Todesurtheil über sich schweben zu wissen. So beunruhigt verließ sie mich spät und ich setzte mich hin und entwarf einen Brief an den ersten Consul, den meine Tante ihm übergeben soll, im Falle, daß ihre Besorgnisse wahr würden. Ich glaube, das Schreiben wird eine überraschende Wirkung auf ihn hervorbringen! Es kann nicht fehlschlagen. Aber daß ich gar nichts von ihr höre! Sollte sie denn keinen Schritt zu meiner Befreiung machen? Ist sie krank oder verreis't — oder hindern sie die Bälle und andre Vergnügungen daran, an mich zu denken? Oh!

Der Kopf ist wüst — ich bin überwacht. Der Brief hat mich angestrengt — ich will mich ein wenig auf's Bett werfen — was ist das? so früh — — —

Sie hatte Recht! Soeben verlassen sie mich — ich bin verurtheilt.

13.

Welcher Jammer! Wenn solch eine alte Frau einmal Recht zu haben vermeint und das in einem traurigen Falle, dann ist es nicht zum Aushalten. Nun ist der Augenblick gekommen. Ich gab ihr den Brief. Sie eilte damit fort, nach Malmaison. Sie meinte es recht sicher zu treffen, wenn sie sich der bekannten Güte der vielvermögenden Josephine bediente und sie zur Fürsprecherin wählte. Aber wie sehr war sie überrascht, als ich ihr sagte, dies würde Alles verderben. Allein muß er den Brief lesen. Sein Inhalt von Josephinen gekannt und keine Rettung wäre mehr zu hoffen. Weine nicht, gute Tante, und besorge Alles, wie ich Dir es aufgetragen habe, dies rief ich ihr nach und sie eilte fort. Wie bin ich auf ihre Rückkehr gespannt!

14.

Abends sechs Uhr sah ich sie wieder. Ich trage ihre Mittheilung vollständig in mein Tagebuch ein, weil es mich mit einem eignen Vergnügen erfüllen wird, diese Zeilen in ruhigeren Augenblicken einst wieder zu überlesen.

Ohne angehalten zu werden, ward die anständig gekleidete Dame durch das Gartenthor eingelassen. Der Garten war leer und sie konnte ungestört durch die Gänge eilen, ihre Schritte nach dem Schlosse richtend. Wie es ihr gelingen werde, den Brief in Bonaparte's Hände zu bringen, wußte sie selbst nicht und sie suchte einen günstigen Zufall auf, der sich ihr plötzlich von selbst darbot. Ein lautes

Gespräch zog ihre Aufmerksamkeit auf einen nahen, offenstehenden Pavillon. — Sie näherte sich und sah ungefähr zwölf Officiere in der Uniform von Adjutanten, die in ehrerbietiger Haltung um eine Billardtafel standen und dem Spiele zusahen. Aller Aufmerksamkeit war so auf dieses Spiel gerichtet, daß Niemand die Eintretende bemerkte. Sie erkannte auf den ersten Blick den ersten Consul, der zu dieser Stunde gewöhnlich durch Billardspiel die Sorgen zu verscheuchen suchte, die ihm die politische Lage Frankreichs verursachte.

Mit Anstand näherte sie sich und stand plötzlich in ihrer schwarzen Tracht, seltsam abstechend gegen die glänzende Umgebung, den Brief in zitternder Hand, vor dem ersten Consul da. Dieser, der gerade am Stoß war, schien nicht überrascht, und rief, indem er sich mit dem Bauche auf den Rand des Billards weit überlegte und den Ball, den er machen wollte, scharf ins Auge faßte, einem unfern stehenden Adjutanten zu: „Corbineau, sieh doch einmal zu, was man so dringend von mir verlangt.“ Meine Tante hätte dem auf sie zutretenden Corbineau den Brief verweigern sollen, denn nur Bonaparte war er einzuhändigen, dies hatte ich ihr so oft wiederholt. Jedoch ihre Ueberraschung läßt sich entschuldigen und Corbineau entsiegelt mein Schreiben, während der erste Consul seinen Ball macht. Kaum hat er die ersten Zeilen überflogen, als er das Papier nicht ohne Ungestüm zusammenfaltet und es Bonaparte mit den Worten überreicht: „Dies geht nur Euch an, General!“ — Meine Tante konnte Corbineau die Bestürzung ansehen, mit welcher er Bonaparte den Brief einhändigte. Dieser zog sich in eine Fenstervertiefung zurück. Eine schnelle Röthe überzog sein bleiches Gesicht und mit einer gepreßten Stimme sagte er: „Der Elende! er ist dort

gewesen und sah mich so.“ — Dann fügte er laut hinzu: „Die Frau soll morgen um elf Uhr wieder hier erscheinen.“

So endete meine Tante ihre Erzählung. Wir überließen uns Beide der Freude. Würde er sie morgen wiedersehen wollen, um mein Todesurtheil zu bestätigen? Es ist keinem Zweifel unterworfen — ich bin gerettet!

15.

Daß diese Zweifel nie enden wollen. Es war acht Uhr Abends und meine Tante kam wieder, außer sich vor Schmerz und in Thränen, zu mir. Soeben verläßt sie mich, um zum Scharfrichter zu eilen. Zum Scharfrichter — ja. Es sieht fast aus — als wenn es Ernst werden wollte. Sie hat nämlich erfahren, daß die Hinrichtung um sieben Uhr Morgens stattfinden solle. Da käme denn freilich die Begnadigung des ersten Consuls, wenn sie um elf Uhr erfolgte, zu spät. An wen sollte man sich in dieser neuen Verlegenheit wenden. An Fouché, Réal, Veyrat? Gott bewahre — das hieße die Zeit verschwenden und die ist jetzt kostbarer als je. Also geradezu; der Mann, der die Gerechtigkeit der Menschen in Vollziehung setzt, ist der Einzige, der hier Aufschub gewähren kann. Sie verspricht mir, noch heute wiederzukommen; ich bin neugierig, was sie für Nachrichten mitbringen wird.

16.

Um zehn Uhr war sie wieder hier. Der Scharfrichter schien nicht ohne Mitleid. Er versprach sein Möglichstes zu thun, allein er bat zugleich, mit der Gnade des ersten Consuls nicht zu lange zu säumen. — Auf kurze Zeit verzögern könne er die Hinrichtung, mehr nicht. — Daß ich nur in so nahe Berührung mit dem fürchterlichen Manne kommen mußte, ist mir schon nicht recht. Und sie läßt gar nichts von sich hören. Ach! sie, wenn sie hätte sprechen wollen — aber — ich bin ganz irre an ihr geworden! Meine Tante ist fort nach Malmaison, um morgen mit dem Früheſten den erſten Consul zu sprechen. Wenn sich das nur machen läßt. Doch — es handelt sich um das Leben eines Menschen, den er schon begnadigt hat. Es muß Alles gut gehen!

17.

Der Tag bricht an. Sollte es der letzte sein? Die nahe Thurmuhr schlägt sieben. Ich höre das dumpfe Rollen eines Wagens — der Brief an sie ist geendet — sie werden ihn wol bestellen — denke ich — wo nur die Tante bleibt — man öffnet — — — wer — — — — —

So weit das Tagebuch meines unglücklichen Neffen. Bei meiner Zurückkunft vom Grèveplatze lag es auf dem Tische, neben dem erwähnten Briefe. Der erste Consul war auf der Jagd und ich konnte seine Zurückkunft nicht

erwarten. Ein Freund berichtete mir, daß mein Neffe die Hinrichtung einer Reihe von Unglücklichen, die an der Verschwörung Theil genommen hatten, mit ansehen mußte. Endlich kam die Reihe an ihn. Der Scharfrichter dehnte seine Todesqual aus, indem er vorgab, der Mechanismus an der Maschine sei in Unordnung gerathen und es müßte ein Zimmermann geholt werden. Viele unnütze Nägel wurden in das blutige Gerüste geschlagen, das noch zu Hunderten von Schlachtopfern tüchtig war, die Pfosten wurden untersucht und der Mann des Erbarmens sandte seinen Blick weit hinaus nach dem Quai Lepelletier, von wo die Straße von Nanterre auslief. Kein flatterndes, weißes Tuch verkündete Gnade. Da wurde das Mitleid des Volkes rege, das arme, bleiche Schlachtopfer durch diesen unseligen, unerklärbaren Aufenthalt zwölf Mal sterben zu sehen. Ein drohendes Gemurmel entstand, man schimpfte, fluchte — und schon wurde hier und da das Pflaster des Grèveplatzes aufgerissen — da winkte der Scharfrichter dem Verurtheilten hinaufzusteigen und dem Geistlichen sich zu entfernen.

Der Selbstmörder.

1.

Wir blicken in ein tief verhängtes, stilles Zimmer. Eine kranke Frau liegt im Sterben. Unweit von ihrem Bette, hinter dem Schirm, hält sich die Gruppe leise berathender Aerzte, und nebenan die erste Kammerfrau, die treue Wärterin, das Mittel in der Hand und mit ängstlichem Blicke auf den Befehl des ersten Hofmedicus wartend, ob sie sich der Kranken damit nähern sollte oder nicht.

Nach einer Pause treten die Aerzte auseinander und der Leibarzt nähert sich der Kammerfrau.

„Die Fürstin kann nur wenige Tage noch leben, spricht er leise zu ihr, die Kraft schwindet immer mehr und es ist kein Mittel vorhanden, diese zu ersetzen; dabei macht das Uebel reißende Fortschritte, denen kein Widerstand mehr zu leisten ist. Wir haben sie aufgegeben. Es bleibt nunmehr nichts übrig, als beschwichtigende Mittel zu geben, welche die Schmerzen der hohen Frau lindern und ihr das Hinüberschweben so sehr als möglich erleichtern. Die bisher angewandten Azneien werden ausgesetzt und mit dem Tranke begonnen, den der Hofapotheker sogleich schicken wird. Wir empfehlen Ihnen vor allen Dingen die größte Sorgfalt, und daß Alles vermieden werde, was die Fürstin er-

schrecken oder unangenehm aufregen kann. Hingegen können Sie ihr von nun an Alles gewähren, was sie wünschen sollte. Wir sind der Meinung, daß in diesen extremen Fällen oft der hellsehende Geist des Kranken auf ein Mittel gerathen kann, das ihm, wenn auch nicht von seinen Leiden hilft, so sie ihm doch lindert. Verdorben kann hier nichts mehr werden; daher nochmals — erfüllen Sie der Patientin jeden Wunsch, den sie äußert, geben Sie ihr unweigerlich, was sie zu essen oder zu trinken wünscht, lassen Sie sie aufstehen, sich ankleiden — und nun Adieu! gegen Abend komme ich wieder, um nachzusehen."

Die treue Dienerin begleitete den ersten Leibarzt bis zur Thüre und kehrte zurück, sich die Augen trocknend.

Die kranke Fürstin schien erwacht und ihre heftigen Schmerzen preßten ihr ein leises, schwaches Stöhnen aus. Die Kammerfrau trat hinzu.

„Ach, gutes Kind," sprach die Sterbende, „ich fühle, daß es mit mir zu Ende geht. Die Freuden dieser Welt sind nicht mehr für mich da, und mir sind nur noch herbe Schmerzen vorbehalten, die ich auszuschlürfen habe, ehe ich gewürdigt werde, zu den ewigen Freuden einzugehen."

Sie drückte der schluchzenden Kammerfrau die Hand und ermahnte sie, nicht zu weinen.

„Sieh," fuhr sie fort, „solltest Du es wol glauben, daß mich in diesen Augenblicken schmerzvoller Abspannung dennoch die Hoffnung erfüllt auf bessere Tage? Ich weiß nicht, ob dies vielleicht schon die Ahnung des Jenseits ist; allein stets denke ich — obgleich ich fast von der Unmöglichkeit überzeugt bin — an meine bevorstehende Genesung und an eine schöne Reise, die ich dann unternehmen werde. Du sollst mich begleiten. O ich male mir Alles so aus, wie es einst war in der glücklichsten Zeit meines Lebens, als ich,

eine beseligte Gattin und Mutter, mit dem jungen Erbprinzen die Reise nach Italien machte. Du begleitetest uns ja und weißt daher Alles. Dann sehe ich zwar reizende Gegenden im Geiste wieder, ich halte die längst verklungeden Gespräche noch einmal, aber vor Allem sind es die Lieder, die ich damals hörte, die mich entzücken. Hätte ich noch Kraft, die Stimme zu erheben, ich wollte Dir ein paar davon singen, so lebhaft tönen sie in mir. Es sind ewige Lieder, die nie verhallen unter dem glücklichen Volke. Ach! wenn ich doch nur noch einmal in meinem Leben sie außer mir hören könnte, wie dankbar wollte ich dem Himmel sein!"

„Befehlen Ihro Durchlaucht, daß Musik gemacht werde?" fragte die Dienerin, „so könnte sogleich der Kapellmeister mit Einigen vom Orchester geholt werden, die dann im nebenanstoßenden Gemach irgend Etwas, das Ihro Durchlaucht gern hörten, executiren würden."

„O nicht doch," erwiderte die Fürstin. „Nicht von solcher Musik spreche ich. Wenn diese Leute auch noch so leise spielen würden, so könnte es mein geschwächter Kopf ja nicht ertragen. Uebrigens bin ich nie mit Dem einverstanden gewesen, was sie Harmonie nennen. Ich begreife nur die Melodie, den Gesang. Wie mir etwas Neues, eine zweite Melodie hinzutritt, so stört und verwirrt es mich, ich verliere den Faden und höre bald gar nichts mehr."

Das anhaltende Reden hatte die Kranke erschöpft und sie sank, mit der Hand abwehrend, in die Polster zurück und schloß die Augen. Die Kammerfrau war sinnend stehen geblieben. Musik wollte die Fürstin, sie versprach sich davon Erleichterung ihres Zustandes, und der Leibarzt hatte gesagt, daß man ihre Wünsche in dieser Beziehung erfüllen solle.

Die Instrumentalmusik war es jedoch nicht, was die Fürstin meinte.

„Wie nun?“ dachte die treue Dienerin, „wenn ich die Primadonna unsers Theaters herbescheiden ließe?“

Doch bald verwarf sie wieder diesen Gedanken. Die grelle, schneidende Stimme, die Anmaßung, alles Dieß schien ihr Beleidigung für den Ort, wie für den Zustand Derjenigen, die der Gesang hier erbauen sollte.

Noch war sie mit ihrem Sinnen nicht zu Ende, als eine freundliche Erscheinung sie zur Thüre des Krankenzimmers lockte. Es war ihr Sohn, ein junger, artiger Mensch, der durch den Einfluß seiner Mutter bei der alten Fürstin bereits zu bedeutendem Ansehen gestiegen war und nun zu den gesuchtesten Kavalieren des fürstlichen Hofes gehörte.

Er war gekommen, sich nach dem Befinden seiner hohen Gönnerin zu erkundigen, mit deren Tode auch manche seiner kühnsten Hoffnungen zu Grabe getragen werden sollten, und war schmerzlich überrascht, als er den kummervollen Ausdruck in den Zügen seiner Mutter las, und die verweinten Augen ihm verriethen, daß seine Befürchtungen wahr werden dürften.

Seine Mutter theilte ihm Alles mit.

„Was die Musik betrifft,“ äußerte er hierauf, „so weiß ich Rath. Ich werde eine Musik herbeischaffen, gerade so wie sie nur unsere liebe Fürstin wünschen kann. Mir ist ein Freund vorgestern aus Italien zurückgekommen, der, neben der anmuthigsten Stimme von der Welt, gerade im Vortrage der Volkslieder excellirt, wie sie am Arno und in den Lagunen gesungen werden, und das ist's ja eben, um was es sich hier handelt. Dabei ist mein Freund von altem Adel, aber von höchst bedauerlicher Armuth. Seine unbezwingliche

Lust, Italien zu sehen, hat ihn vollends aufs Trockene gesetzt, da die Reise und der mehrjährige Aufenthalt daselbst sein bischen Vermögen gänzlich aufgezehrt hat. Es wäre ihm zu wünschen, daß er die Aufmerksamkeit der guten Fürstin noch vor ihrem Ende auf sich zöge; vielleicht beschenkt sie ihn reichlich und bedenkt ihn wol noch obenhin mit einem Legat. Ich habe mich seiner gleich bei seiner Rückkehr auf das Wärmste angenommen, und er ist bei mir abgestiegen. Sobald ich also den Willen der Fürstin wissen werde, sende ich meinen italienischen Freund mit seiner Laute her und zweifle nicht, daß man mir dafür dankbar sein werde."

Der guten Mutter fiel bei dieser Eröffnung ihres geliebten Sohnes ein Stein vom Herzen, und sie bat den Sohn, noch ein wenig im Vorzimmer zn verweilen, bis daß sie die Gelegenheit abgewartet haben würde, den Willen der Kranken in Bezug auf den fremden Sänger zu erfahren.

2.

Der junge Mann, dessen künstlerische Vorzüge bei seiner Rückkehr aus Italien ihm sogleich den Eintritt zur Fürstin Mutter ebnen sollen, war ein Herr von M., vom ältesten Adel des Landes, aber seit seiner frühesten Jugend auf grausame Weise mit dem Glück zerfallen. Er war nicht schön, aber gut gewachsen, und jetzt, nach dem mehrjährigen Aufenthalt im Süden, hätte man ihn leicht für einen Sohn desselben halten können, denn er war stark gebräunt im Gesicht, die Augen blitzten von innerer Glut und eine unter uns seltene Lebhaftigkeit hatte sich allen seinen

Bewegungen mitgetheilt. Außer seinem sehr angenehmen Gesangstalent, war er mit jenem gefälligen Wesen ausgestattet, das in der Gesellschaft beliebt erscheinen läßt, und wenn auch keine Absicht bei ihm zu erkennen war, daß er gefallen wollte, so nahm er doch für sich ein. Der Grundzug in seinem Charakter war Geradheit mit Stolz gepaart, und so wie dies ihn nie nach einem unerlaubten Mittel greifen ließ, um seinen Weg zu machen, so machte es ihn auch streng und verschlossen gegen sich und Andere, und nie konnte er ein vertrauliches Wort über seinen schlechten Vermögensumstand selbst seinem besten Freunde mittheilen.

Man sah zu jener Zeit nicht selten in der großen Welt und an den glänzendsten Höfen zumeist junge und alte Edelleute ohne Vermögen, deren reiche Ahnenreihe und die Achtung, die sie vor sich selbst empfanden, sie in den Fall brachten, Hungers zu sterben, wenn gleich ihre übrigen Verdienste sie vor aller Welt erhoben hatten. Da sie zu schwach waren, um die damals noch mit aller Strenge herrschenden Vorurtheile zu bekämpfen und sich mit dem Handel und Fabrikwesen oder den andern Beschäftigungen der „niedern Bürgerlichkeit," wie sie es nannten, abzugeben, so war ihnen nur eine Bahn vorgezeichnet, um ihren Ehrgeiz zu befriedigen und ihrem Mangel abzuhelfen: der Hof und die Gunst des Fürsten.

Diesen Weg mußte nun auch Herr v. M. einschlagen, nachdem er seine Sehnsucht gestillt hatte und mit angenehmen Gaben und Kenntnissen, die er ausgebildet und erworben, nach seinem Vaterlande zurückgekehrt war.

Der Fürst war ein junger Herr, der erst in seinem fünfundzwanzigsten Jahre stand und noch unverheirathet war. Er lebte den Zerstreuungen und, obgleich er von Natur gut, hülfreich und großmüthig war, so wurde er

doch zu sehr von seinen Lieblingsneigungen beherrscht, die besonders in diesem Augenblicke eine junge, reizende Sängerin zu fesseln wußte, als daß er sich viel um die Hülflosigkeit und das Bedürfniß Anderer kümmern sollte, die ihn umgaben, ohne daß er sie bemerkte. Der gute aber arme Herr von M. mußte daher Gott danken, daß er den Sohn der ersten Kammerfrau kannte, der — wie schon bemerkt — durch die besondere Gunst der Fürstin Mutter bei Hofe eine Art von Rolle spielte, und daß ihm dieser Freund ein Obdach mit Zubehör bewilligt hatte, bis daß der Zufall sich ihm gnädig bewiesen haben würde.

Dieser Zufall war nun erschienen.

Als Herr v. M. von seinem Freunde die angenehme Nachricht erhielt, daß die kranke Fürstin ihn zu hören wünschte, war er weder erschreckt, noch machte er Umstände. Er hatte zu viel Gefühl seiner Würde und das Bewußtsein seiner Fähigkeit und Dessen, was sich schickte. Dies macht eben in der Gesellschaft beliebt und angesehen, besonders in der vornehmen. Dergleichen Herrschaften wollen sich selten die Mühe nehmen, ein Talent hervorzuziehen, das sich anhaltenden Bestrebungen, es kennen zu lernen, eigensinnig entzieht, und eben so argwöhnt man, daß hinter zu großer, an Blödigkeit grenzender Bescheidenheit das wirklich Nichtige sich verberge. Obgleich nun zwar M. diese Fehler eines Menschen, der sich weiter bringen will, glücklicherweise nicht hatte, so besaß doch der Arme eine dennoch ungemein günstige Mischung des Charakters, die seinem Glücke, wo es sich ihm zeigte und für jeden Andern leicht zu erhaschen gewesen wäre, hinderlich wurde und ihn dem schmählichsten Loose preisgab.

Unser Freund mußte die Toilette seines Gastfreundes zu Hülfe nehmen, als er dem Rufe der Fürstin Folge leisten

wollte. Er entlieh ein gesticktes Hofkleid und alle jene Requisiten, die zu einer solchen Erscheinung durch die Etikette bedingt sind, stimmte seine beste Laute auf das Genaueste — wie man weiß, bei dem vierundzwanzigsaitigen Instrument eine schwere Aufgabe, und stieg dann in den Wagen, den man ihm gesandt hatte, um ihn nach dem Orte seiner Bestimmung hinzuführen.

Die erste Kammerfrau empfing ihn leise und gemessen, aber doch ungemein höflich im Vorzimmer. Sie äußerte ihm, daß ihr Sohn ihr bereits viel von seiner Kunst gesagt habe, und daß sie deshalb vollkommene Hoffnung auf ihn setze, den leidenden Zustand der hohen Kranken zu lindern. Hierauf nahm sie den jungen Menschen bei der Hand und führte ihn zum Bette.

Die Fürstin hatte durch untergelegte Polster eine halbsitzende Stellung eingenommen und bewillkommte den Eintretenden mit vieler Huld durch einige Zeichen der Hand; allein ihre von wildem Schmerze ganz zerstörten Züge, so wie das klägliche Aechzen, das sich von Zeit zu Zeit aus ihrer Brust stahl, machte dennoch einen sehr traurigen Eindruck, und er entfernte sich schnell und stellte sich in eine Ecke des Zimmers, um den Wink zum Anfangen abzuwarten.

Er präludirte auf seinem Instrumente eine kurze Zeit und begann hierauf eines jener sehnsüchtigen Lieder, die das innerste Gemüth erregen und die man nur in jenem Lande hören kann, das nicht mit Unrecht das Land des Gesanges genannt wird. Composition und Vortrag dieser Lieder, wie wie man sie dort hört und wie der junge Kavalier sie wiederzugeben fähig war, kann wahrlich mit nichts Anderem dieser Art verglichen werden.

Dies allein fühlte nicht nur die kranke Fürstin, sondern

Ton und Weise, Stimme und Vortrag regten noch ganz besondere Erinnerungen in ihr auf; sie war wieder jung und ihre krankhaft erregte Phantasie trug sie mit einem Male nach Italien, enthob sie den Schmerzen und ließ sie für Augenblicke gänzlich glücklich werden. Die Wirkung war zauberhaft und überstieg alle Erwartung. Sie vergoß Thränen und konnte sich nicht satt hören. Als Herr von M. ein modernes Lied, das eben überall Beifall erhielt, anstimmte, bat die Fürstin mit bewegter Stimme, doch ja mit den italienischen Volksweisen fortzufahren, indem diese die einzige Musik seien, nach der sie in ihrem jetzigen Zustande Verlangen habe.

So war denn eine Stunde verflossen. Die Schmerzen hatten wirklich nachgelassen, und die große Erleichterung, welche die Kranke verspürte, hörte noch lange nicht auf, als der glückliche Sänger bereits nach Hause gefahren war.

Die Nacht verging ruhig und ein erquickender Schlummer war auf die günstige Aufregung gefolgt.

3.

Am andern Morgen war die Fürstin kaum erwacht und hatte von ihrem bessern Befinden die Kunde verlauten lassen, als die erste Kammerfrau sich gutmüthig dem Lager näherte und einige wackere Worte zu Gunsten ihres Schützlings sprach. Nach ihr war die glückliche Wendung doch nur allein ihm und seiner Kunst zuzuschreiben, und es schien ihr nicht mehr als billig, daß ihm eine fürstliche Belohnung zu Theil werden möchte und er zugleich dadurch den Beweis erhielte, daß seine fernere Heilungsversuche durch die

himmlische Gabe „der Liebe und des Gesangs" gewünscht würden.

Die alte Fürstin war in einer Stimmung, Alles zu bewilligen, um was man sie bitten würde, um wie viel mehr war es leicht, ihr eine Zustimmung abzunöthigen, die ohnedies ihrem Herzen willkommen war und ihrem geraden Sinne nur im höchsten Maße gerecht erschien. Sie befahl sogleich, daß man eine Schenkungsacte über eine ganz artige Summe ausstellen solle, und sie wollte sich dann selbst das Vergnügen machen, sie vollzogen in die Hände des jungen Mannes bei seinem zweiten Besuche, den sie gegen Abend wünschte, zu legen. Auch versprach sie, ein Legat ihrem Testamente beizufügen, um für immer seinen Wohlstand auf angemessene Weise zu sichern.

Bei diesen guten Gesinnungen hatte es nun aber vorläufig sein Bewenden. Der arme M. wurde nicht reicher dadurch. Wenn einmal das Geld sich gleichsam verschworen hat, nicht in die Tasche eines ehrlichen Menschen eingehen zu wollen, so werden tausend Wendungen und Bestrebungen vergebens sein, es dahin zu bringen. Er mag anfangen, was er will, er wird zu Nichts kommen, ganz nach dem Sprichworte: Alles, was er anfaßt, wird zu Blei unter seinen Händen.

Vergebens harrte M. den ganzen Tag hindurch auf eine Sendung der Mutter seines Freundes, der ersten Kammerfrau der Fürstin, die ihn zu dieser beschieden hätte. Seine Hoffnung schien ihm so wohl gegründet, daß er nichts zu unternehmen wagte, um sogleich zu Diensten zu sein. Der Eindruck, den sein Gesang gemacht, war so natürlich und wahr, daß er nicht glauben konnte, sich einer Täuschung überlassen zu haben.

Es war spät am Abende, als ihm erst die Gewißheit

wurde, daß er für heute nicht mehr berufen werden würde. Die alte Fürstin hatte nämlich einen so ernsten Rückfall bekommen, daß man an eine Verlängerung ihrer Tage nicht mehr denken konnte. Die Besinnung war von ihr gewichen, und Alles dachte jetzt nur an ihre bevorstehende Auflösung und suchte noch in Eile jeden nur möglichen Vortheil daraus für sich zu ziehen. Für M. war nichts mehr zu erringen. Die Schenkungsacte lag unvollzogen da, weil Niemand die Fürstin in ihren Leiden um die Unterschrift angehen mochte, ebenso wenig konnte man ihr zumuthen, die wenigen lichten Augenblicke, deren sie noch theilhaft wurde, mit dem Testamentsanhang, in Bezug auf das Legat des jungen M., auszufüllen. Sie selbst war von den wildesten Schmerzen zu sehr gepeinigt, als daß sie von selbst daran hätte denken können.

Eine zu große Verwirrung herrschte auf allen Punkten des Hofhalts; Bestürzung, Trauer, Selbstsucht, Sorge, Angst, alles Dies trieb sich in wilder Hast in den Vorzimmern, sowie im Krankengemache durcheinander. Wer dachte da wol des armen Minnesängers, dem dieser Augenblick zum zeitlichen Glücke werden, der ihn zum zweiten Male in ein beglückenderes Dasein versetzt haben könnte.

Ein guter Stern sollte indessen noch einmal aus dieser trüben Nacht für ihn auftauchen.

Der letzte Augenblick rückte mit allen seinen Schauern heran. Die Fürstin kam zu sich und gab durch ihr Wimmern zu verstehen, daß sie ihre Schmerzen wieder empfinde. Eine trübe Stille war eingetreten; man hörte ein leises Schluchzen der Getreuen.

Da erhob sich die hohe Sterbende mit verklärtem Antlitze aus ihren Polstern, winkte mit der erstarrenden Hand ihre erste Kammerfrau herbei und sprach in leisen kurzen

Absätzen, indem sie einen Reif mit Edelsteinen von großem Werthe geziert von ihrem Finger zog.

„Hier, Gute, gib das dem jungen Mann zum Andenken, der noch gestern durch seinen himmlischen Gesang mein Dasein versüßte und mich meinen grimmen Schmerzen enthob. Gib ihm dies und danke ihm!"

Mehr konnte sie nicht sagen; sie sank erschöpft zurück. Es waren ihre letzten Worte gewesen, denn von dem Augenblick an verlor sie mit dem Bewußtsein die Sprache.

Die Dreistesten drängten sich hinzu, um das Kleinod anzustaunen, das die Fürstin so großmüthig Demjenigen überreicht wissen wollte, der ihren Tod beschleunigt hatte; der nach allgemeiner Meinung so eigentlich ihrer Mörder geworden war. Denn obgleich die erste Kammerfrau sich auf den Leibarzt berief, der die nahe Auflösung iher Gebieterin mit großer Bestimmtheit vorausgesagt hatte und deshalb die Erlaubniß gab, allen Wünschen der Kranken zu entsprechen, so ließen sich die Andern von ihrer vorgefaßten Meinung doch nicht abbringen.

M. war nun einmal Derjenige, welcher der Krankheit diese plötzliche unheilvolle Wendung gegeben, und es sei unbegreiflich, wie ihm dafür noch Lohn — und zwar solch ein Lohn — zu Theil werden könnte. „Aber, fügte man hinzu, so geht's, wenn man mehr Glück wie Verstand besitzt. Gott ist stets der Dummen Vormund, denn außer seinen Bänkelsängereien soll eben nichts weiter an dem Abenteurer sein."

M. empfing am andern Morgen die Nachricht von dem in der Nacht erfolgten Hinscheiden seiner hohen Gönnerin mit aufrichtiger Zerknirschung. Er selbst klagte sich Dessen an, was die ihm feindselig Gesinnten glaubten: er habe den Tod der guten Fürstin durch seinen unglückseligen Gesang beschleunigt. Es kostete Mühe, ihn darüber zu beru-

bigen, und das Geschenk anzunehmen, das man ihm als Vermächtniß der Hingeschiedenen überreichte.

Sein Freund, bei dem er wohnte, gab es ihm an die Hand, den Ring zu verkaufen, da er ihm eine ansehnliche Summe eintragen könnte; allein dazu verstand er sich auf keinen Fall. Als Andenken an seine erste erfolgreiche That, an die verhängnißvolle Stunde, die ihn zu der Fürstin geführt, als Gedächtniß an diese selbst, wollte er den Reif, so lange er lebte, bewahren und sich nie von ihm trennen, selbst wenn er vor Hunger sterben sollte.

In dem Testamente befanden sich fette Pfründen und Legate für die unwürdigsten Personen, die sich nur aus Eigennutz in der letzten Zeit zur alten Fürstin gedrängt hatten — nur unsers armen Edelmannes war darin mit keiner Silbe gedacht.

Mit zwanzig Jahren fühlt man sich jedoch nur sehr selten wahrhaft unglücklich; das Glück hat selbst in seinen launenhaftesten Streichen beständig ein huldvolles Lächeln für die Jugend bereit; gegen unsern Freund betrug es sich aber geradezu wie jene Koketten, die uns durch scheinbare Gunstbezeigungen an sich locken, ohne den Gedanken zu haben, uns jemals eine wirkliche Gunst zu gewähren.

Unser junger Freund sollte aus der Vergessenheit, die ihn umschwebte, bald in eine andere, seines alten Namens würdigere und glänzendere Sphäre gehoben werden.

4.

Nach dem Ableben seiner Mutter konnte sich der junge regierende Fürst ohne alle Zurückhaltung seinen Neigungen überlassen.

Corinna, die Sängerin, übte den größten Einfluß auf ihn. Es fehlte nicht, daß die Kunde von dem Todessänger, der die alte Fürstin zum ewigen Schlafe vorbereitet hatte, auch in ihren Cirkel drang. Das Gerücht fügte des Abenteuerlichen noch so Manches hinzu und sie wünschte die Bekanntschaft des seltsamen Menschen zu machen. Dieser Wunsch genügte, um dem Fürsten die Erfüllung auf schnellstem Wege anheimzustellen.

Sein vertrautester Kammerdiener wurde abgesandt, um im Namen des Fürsten den jungen Kavalier zu den geheimen Reünionen zu laden, bei denen sich nur die Günstlinge des Herrn, und die stets seine nächste Umgebung bildeten, einzufinden pflegten.

Diese Gesellschaften waren wirklich geistreich und anmuthig zu nennen. Der ungetrübteste Ton herrschte, nirgends war der Zwang der Etikette sichtbar und der Fürst selbst stieg hier zu der Stufe nieder, welche die Meisten in dem Salon der Künstlerin einnahmen, das heißt jene Stufe, wo nur das Talent und die Vorzüge Geltung verschaffen, die in einer Gesellschaft angenehm und beliebt machen können. Fast Jeder in dem Kreise übte eine Kunst und verschönerte ihn dadurch. M. mußte hier ganz an seinem Platze sein. Schon seine erste Erscheinung nahm für ihn ein, und sowol der Fürst als seine Geliebte fühlten bald eine echte Zuneigung für ihn.

Der Vortrag der italienischen Volksweisen brachte eine zauberhafte Wirkung hervor; so etwas war noch nie gehört worden. Er wurde dazu erwählt, sie Corinnen einzustudiren, und so führte er sie dann mit ihr zusammen aus, zum großen Vergnügen seines fürstlichen Beschützers. Corinna selbst, die das beste Herz von der Welt besaß, überhäufte ihn mit artigen Aufmerksamkeiten, die sie ihm

auf die zarteste Weise erwies; denn dessen bedurfte es bei ihm, da ihn leicht jede Gabe, anders dargebracht, tief gekränkt und ihn vermocht haben würde, sie geradeswegs zurückzuweisen.

Der Fürst blieb nicht zurück, und dennoch haßten ihn nicht die Günstlinge. Sein anspruchloses, allem Eigennutz fremdes Wesen, seine gefällige Hingebung und sein freundschaftliches Unterordnen entfernte jeden Verdacht bei ihnen, daß dieser Mensch, und wenn er noch so hoch in der Gunst stiege, ihnen jemals wol gefährlich werden könnte. Sie bestrebten sich daher Alle, ihm gleichfalls gefällig zu sein, und so mußte Jeder denken, der unsern jungen Freund in dieser neuen Umgebung erblickte, daß er dazu berufen sei, mit offenen Segeln in den Hafen des Glücks einzulaufen.

Dazu aber bedurfte es eines andern Charakters, als der seinige war.

Die zum Theil unverschämten Forderungen der Günstlinge, die sich unaufhörlich in Gesuchen aller Art, bald um Ehren, Stellen, oder Geld überboten, hatten den jungen Fürsten daran gewöhnt, an Auszeichnungen und Geschenken für sie nicht selbst zu denken — was ihm sehr willkommen und bequem war — da er überzeugt sein durfte, sie sorgten schon von selbst für sich in diesem Punkte. Obgleich er oftmals ganz deutlich ihre List und ihren Eigennutz erkannte, so war er doch weit entfernt, sich darüber zu erzürnen, sondern gewährte ihnen Alles, und lachte heimlich über ihr Beginnen, das ihm durchaus komisch vorkam. Auch war ihm ihre Gesellschaft so unentbehrlich, da sie in alle seine Launen eingingen und sich zu Allem gebrauchen ließen, daß er selbst in dem Fall seiner höchsten Unzufriedenheit sich nicht hätte entschließen können, auch nur Einen

vom Hofe zu entfernen und sich dadurch seines Umgangs zu berauben.

Dieser Gewohnheit des Fürsten, seine Freunde stets an ihren eigenen Vortheil denken zu lassen und sich um ihr Befinden nicht eher zu bekümmern, als bis sie ihn selbst darauf brachten, war es daher zuzuschreiben, daß der Bescheidene in jedem Betracht zu kurz kommen mußte, und deshalb hatte unser M., obgleich bereits seit sechs Monaten einer der Günstlinge des gnädigsten Herrn, weder Titel noch Anstellung, weder Gehalt noch Pension.

Die erste Kammerfrau der verstorbenen Fürstin, die den jungen Regenten oft auf ihren Knien geschaukelt hatte, eine wohlwollende, gefällige Frau, war die einzige Vertraute des Herrn von M. Ihr klagte er, welche Mühe er habe, das Jahr herumzubringen, wie schwer es ihm werde, den Anfoderungen der Toilette und allen andern Ausgaben, die seine Stellung nöthig mache, zu genügen; dann schalt ihn die theilnehmende Freundin ernstlich aus. Wie sollte er, der Freund des Fürsten, dem die Geliebte des Fürsten ihren besondern Schutz gewährte, der Credit vollauf haben mußte, sich über solche gemeine Verlegenheiten nicht erheben können? „Wenn man so dächte," pflegte die gute Dame zu sagen, „so müsse man in ein Kloster gehen, aber nicht an den Hof. Er habe mehr Anlage zu einem Karthäuser, als zu einem Hofmann."

Alle diese Vorwürfe und Neckereien halfen jedoch nicht. M. konnte zuweilen wol für einen Andern ein gutes Wort einlegen, aber nicht für sich.

Die erste Kammerfrau mochte indeß diesen Zustand ihres jungen Freundes nicht länger ruhig mit ansehen und beschloß selbst einen Schritt zu seinem Besten bei dem Fürsten zu wagen. Sie wußte, daß sie etwas gelte und daß der gemüthvolle Herr es nie vergesse, welche Freundin und treue

Dienerin sie seiner verstorbenen Mutter bis zu ihrem letzten Augenblicke gewesen war.

Eines Morgens also entschloß sich die erste Kammerfrau kurz und gut und begab sich nach dem Sommerschlosse des Fürsten, um eine Audienz in seinem Kabinete zu begehren. Er nahm sie gütig auf.

Sie stellte ihm in beredter Weise vor, wie unrecht es sei, einen Edelmann aus der nächsten Umgebung seiner Person, der nichts als Zartgefühl und Ehrlichkeit besäße, in Verlegenheiten zu lassen. Sie fügte zugleich hinzu, daß sie die vollkommenste Ueberzeugung habe, M. würde nie selbst um etwas bitten und wenn er es noch so nöthig haben würde. Er könnte mitten im Glanze und in den Lustbarkeiten des Hofes eher in Mangel verschmachten, als Jemand seine Lage vertrauensvoll mittheilen.

Der junge, theilnehmende Fürst schien aus den Wolken zu fallen, als er dies Alles hörte. Es war ihm nie in den Sinn gekommen, daß Jemand in seiner Nähe leben und in Geldverlegenheit sein könne. Sogleich wolle er Abhülfe leisten, versprach er.

Die Fürsprecherin wußte zu gut, wie leicht irgend ein unerwarteter Zufall diese gute Absicht in Vergessenheit bringen könne, und beschloß daher geradesweges zu erklären, daß wenn der Fürst ihr eine ordentliche Summe einhändigen würde, so wolle sie sich gern der Mühe unterziehen, sie dem Herrn von M. zu überbringen.

Ohne erst lange an seinen Schatullenmeister zu schreiben, ging der junge Fürst rasch an seinen Schreibtisch, füllte eine Börse mit großen Goldstücken und gab sie der Kammerfrau seiner Mutter. Diese aber meinte, der stolze, eigensinnige Kavalier könne vielleicht gar der Meinung sein, diese Gabe käme von einem Andern als seinem Fürsten,

und würde sie daher ausschlagen; sie bat daher, der Fürst möge mit hoher Hand einige Zeilen der Gabe als Beglaubigung beifügen.

Nachdem ihr auch dies gewährt worden war, lief sie mit ihrem Schatze freudig davon.

Sobald der Fürst am andern Morgen den Herrn von M. unter den andern Höflingen erblickte, rief er ihn beim Namen und stellte sich mit ihm in eine Fensterecke.

„Gestern habe ich mit Bedauern erfahren, daß Sie arm sind," sagte er zu ihm. „Sobald eine Stelle, die für Sie passen dürfte, erledigt sein wird, machen Sie mich darauf aufmerksam, ich werde es Ihnen Dank wissen. Sie hatten unrecht, lieber M., daß Sie mich über Ihre Umstände nicht früher aufgeklärt haben. Ich will nicht, daß meine Freunde sich zu beklagen haben, und wahrhaftig! Sie gehören zu Denen, die ich am meisten schätze."

Der Ausdruck, der diese gnädigen Worte begleitete, war von unwiderstehlicher Wirkung. M. war davon so überrascht und bewegt, daß er sich kaum zu fassen wußte.

„Mein Fürst," sprach er mit bebender Stimme, „diese Worte gäbe ich nicht für eine Million; sie werden ewig in dem Gedächtniß meines Herzens bleiben und bis zu meinem Tode werden sie mir eine freudige Erinnerung sein, möge das Schicksal auch noch das Härteste über mich verhängen."

Wenn man sich gleich nicht ausreden darf, daß Herr von M. seine ganze Stellung nur der Gabe verdankte, italienische Romanzen angenehm vorzutragen, und keine eigentliche Anwartschaft auf Versorgung und Auszeichnung nach unsern heutigen Begriffen haben konnte, so hat doch die edle Einfachheit und Uneigennützigkeit seines Charakters etwas Rührendes, besonders wenn man die Verhältnisse eines Hofes gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts er-

wägt, die Zeit nämlich, in der sich die Begebenheiten zutrugen, welche hier aufgezeichnet werden.

5.

So war ein Jahr seitdem verflossen und die Goldstücke waren längst schon aus der Börse geschwunden, die von der guten Kammerfrau dem Herrn von M. im Namen des Fürsten eingehändigt worden waren.

Es hatten sich inzwischen wol so manche Gelegenheiten dargeboten, den armen Edelmann vortheilhaft zu placiren. Allein bald kam er zu spät, bald trat er ältern Ansprüchen in den Weg, die, ohne ungerecht zu sein, nicht beseitigt werden konnten, oder irgend ein geheimer Feind unterschlug sein Gesuch und vereitelte seine Wünsche. Da sein gerader Sinn stets den offenen Weg jedes andern Bewerbers einschlug, und nie der besondern Gunst seine Anstellung zu verdanken haben wollte, so war dies leicht möglich. Ihm aber schien es natürlich, wenn er einen Andern sich vorgezogen sah, weil er ihm größere Fähigkeiten zutraute.

Die unstete Laune des jungen Fürsten hatte ihn plötzlich von der Sängerin entfernt, mehr aber noch die Pflicht, dem Throne einen Erben zu geben. Man sprach von einer nahe bevorstehenden Verbindung. Corinna hatte die Residenz bereits verlassen und mit dem Aufhören ihrer Soiréen war dem Herrn von M. und vielen Andern dieses Zirkels auch die Gelegenheit verloren, der Person ihres Fürsten täglich nahe zu sein. Es wurde eine strengere Hofetikette und Alles in dieser Beziehung auf den frühern Fuß eingeführt, wie zu den Zeiten des verstorbenen Vaters.

Da M. bei Hofe eigentlich noch nicht vorgestellt worden war, so entschwand er nunmehr ganz aus dem Gesichtskreise desselben, und man würde ihn sicher ganz vergessen haben, wenn der Zufall ihm nicht wieder zu Hülfe gekommen wäre, um sein Andenken auf eine wirklich auffallende Weise aufzufrischen.

Abermals sollte die erste Kammerfrau der verstorbenen Fürstin die Vermittlerin seines Glückes sein. Sie hatte einige ältere Damen bei sich zum Besuche, und M. war so gütig gewesen, mit seiner Musik den Cirkel zu unterhalten. Er war an dem Abende trüber gestimmt als gewöhnlich, und diesen Charakter trug auch Das, was er sang. Nachdem er ein Lied geendigt hatte, entschuldigte er sich, so gut er konnte, und verließ die Gesellschaft.

Sein Talent, sowie sein leidendes, melancholisches Aussehen, hatten eine große Theilnahme unter den Damen erregt, die sich — nachdem er fort war — angelegentlich nach seinen Verhältnissen erkundigten. Die Dame des Hauses unterließ es nicht, mit lebendigen Farben den Unstern ihres Schützlings darzustellen und zugleich zu erwähnen, wie übel ihm seine unüberwindliche Bescheidenheit mitspiele und wie trostlos es für ihn sei, daß ihn der Fürst ganz und gar vergessen zu haben scheine.

In der Gesellschaft befand sich eine Frau von Questenberg, welche diese Erzählung mit großer Aufmerksamkeit anhörte. Sie war eine Dame von tiefem Gefühl und von dem Bewußtsein der Vorzüge ihres Standes auf das Vollkommenste durchdrungen. Sie konnte es nicht ertragen, daß ein junger Mensch von altem Adel sich in so traurigen Umständen befinde, und sie gerieth dadurch so sehr in Feuer, daß sie keinen Anstand nahm, laut, und wie von einer innern Eingebung getrieben, zu erklären: daß wenn

M. es zufrieden wäre, so wollte sie ihm ihre Hand vor dem Altare reichen, um ihn aus seiner drückenden Lage zu befreien.

Im Anfange wurde über diese Aeußerung viel gescherzt und die Frau von Questenberg selbst bereuete es fast, daß sie sich von ihrem Gefühle so hatte hinreißen lassen, und konnte es daher nicht übel nehmen, daß man sie damit neckte. Allein die Dame des Hauses griff die Sache von der ernsten Seite auf und wußte es so geschickt zu lenken, daß die zehn guten Seelen, die an jenem Abend bei ihr um den Theetisch versammelt waren, sich's gleichfalls in den Kopf setzten, die Heirath müsse zur Stelle richtig gemacht werden. Alles ging unter Lachen und Debattiren seinen raschen Weg zur Entscheidung, und so wurde denn halb im Scherz, hab im Ernste ein Diener zu dem jungen Kavalier abgesandt, mit der Bitte der Damen, noch einmal bei ihnen zu erscheinen. So übelgelaunt er auch war, so erforderte es die damals herrschende Galanterie, einer solchen Bitte nicht zu widerstreben.

Wie er nun in das Zimmer trat, erhob sich die Dame vom Hause von ihrem Sitze, ging ihm einige Schritte entgegen, nahm ihn bei der Hand und führte ihn geradezu auf die Frau von Questenberg zu.

„Mein lieber, junger Freund,“ sprach sie dabei, „hier sitzt eine liebenswürdige und vortreffliche Dame, die Ihnen wohlbekannte Frau von Questenberg, die einen sonderbaren, aber redlichen Wunsch in Bezug auf Sie gefaßt hat. Sie ist Witwe und sehr reich, und da ich sie seit ihrer Kindheit kenne, so darf ich hinzufügen, daß sie die Tugend und Sanftmuth selbst ist. Mit einem Worte, Ihr Unglück hat sie mit einer zärtlichen Sympathie erfüllt; ich biete Ihnen ihre Hand an. Betrachten Sie sie einmal und sagen

Sie uns dann, ob es Ihnen möglich wäre, ihr Gatte zu werden.

„Ueberrumpeln Sie ihn nur nicht so," fiel doch nicht ohne feines Erröthen Frau von Questenberg der etwas voreiligen Sprecherin ins Wort. „Vor Allem ist es nöthig, daß Herr von M. es wisse, daß ich fünfzehn Jahre älter bin als er, und daß er eher darauf rechnen kann, an mir eine mütterliche Freundin als eine Gattin zu bekommen."

M. hob hier die Augen und heftete einen festen Blick auf Frau von Questenberg. Sie war nicht mehr hübsch, aber ihre Züge verriethen die hohe Güte ihres Herzens und die unschuldige Unbefangenheit, die sie sich inmitten eines bewegten Lebens zu bewahren gewußt. Sie erwiderte seinen Blick mit einer Theilnahme, die etwas wie innige Zärtlichkeit verrieth. Dies machte auf ihn einen so glücklichen Eindruck, wie ihn ein Blick der ersehnten Geliebten nicht stärker hervorgebracht haben würde. Er fühlte sogleich, daß man hier keinen Scherz mit ihm treibe, der übrigens ja auch zu unzart gewesen wäre, um ihn bei den Damen voraussetzen zu dürfen. Nach einer Pause augenblicklicher Verlegenheit vermochte er erst zu Worte zu kommen.

„Gnädige Frau," sagte er mit jener Offenheit, die man stets an ihm kannte und die ihm so wohl anstand, „wenn man mir bis jetzt den Vorwurf machte, daß sich mein Stolz nicht vor dem Glücke beugen wollte, so lag dieses darin, daß das Glück Opfer von mir verlangte, die jedem ehrlichen Manne, er mag Edelmann sein oder nicht, ein Erröthen abnöthigen mußten. In diesem Augenblicke aber würde ich jene Vorwürfe mit Recht verdienen. Ich wäre undankbar, wenn ich dieses Entgegenkommen abweisen wollte. Ja, gnädige Frau, ich nehme Ihre Hand an, die Sie mir so herzlich antragen, und ich will Ihnen dafür das Wenige

darbringen, was ich besitze — meine Jugend und meinen Namen. Nicht eine mütterliche Freundin hoffe ich in Ihnen zu finden; erlauben Sie mir, mich Ihren Bruder nennen zu dürfen; die Achtung und Dankbarkeit, die Sie mir jetzt schon einflößen, werden sich gewiß in kurzer Zeit in ein zärtlicheres Gefühl umwandeln."

„Legen Sie Ihrem Herzen keinen Zwang auf," entgegnete wieder huldvoll lächelnd die Dame, „und lassen Sie nur Achtung und Dankbarkeit Das bleiben, was sie sind. Denken Sie bei Leibe nicht daran, diese Gefühle umzugestalten; Sie dürften sie vielleicht darüber ganz und gar einbüßen. So wie Sie sind, werden Sie mir genug sein; ich verlange nicht nach mehr, und wir werden auf solche Weise glücklich leben, wie ich hoffe."

M. schlug die Augen nieder und sprach leise: „Nein, dies wäre nicht genug für so viel Tugend. Ich werde Sie lieben, lieben mit aller Zärtlichkeit meines Herzens; dies fühle ich in diesem Augenblicke! Sollte ich hier aufzählen, was mich so glühend für Sie erfüllt, so wäre wahrlich nur eine einzige Person gegenwärtig, die davon überrascht sein könnte."

Die Dame des Hauses und die übrige Gesellschaft waren mit diesen Aeußerungen sehr zufrieden und schürten die Flamme nach besten Kräften. Frau von Questenberg legte nach und nach ebenfalls ihre Zurückhaltung ab und unter lautem Beifall reichte sie ihren Mund dem jungen Manne hin, damit er sich selbst den Kuß des Angelöbnisses nehme. Dabei erlaubte sie ihm, wie sie sich scherzend ausdrückte, sie zu lieben, wie er es möchte und wollte.

So vergingen noch einige Stunden des Abends unter den angenehmsten Gesprächen, und man trennte sich mit den aufrichtigsten Wünschen für die Verlobten, zugleich aber

auch im innersten Herzen hocherfreut, diese interessante Neuigkeit der Residenz mittheilen zu können.

Am andern Morgen war zur frühesten Stunde unser Freund schon im Lustschlosse des Fürsten, um sich eine Audienz zu erbitten.

Der Fürst war sehr gnädig und schien sich noch mit Vergnügen der angenehmen Stunden zu erinnern, die ihm das Gesangstalent des jungen M. einst verschafft hatte. Dieser stand auf Kohlen; davon sollte jetzt nicht die Rede sein. Sobald der Fürst ihm Raum ließ, seine Worte anzubringen, schilderte er ihm in etwas überspannter Weise und mit Thränen in den Augen die guten Absichten, welche die Frau von Questenberg mit ihm hatte. Er bat seinen Herrn um die Einwilligung in seine Verheirathung, die bei Mitgliedern der alten Geschlechter unerläßlich war.

„Ich bin nicht Willens," erwiderte der Fürst mit gnädiger, feinlächelnder Miene, „guten Handlungen, welcher Art sie auch sein mögen, hinderlich in den Weg zu treten, und so muß ich denn auch hier Ihren schnellen Flammen, sowie der großmüthigen Gesinnung Ihrer Versprochenen meine Bewunderung und Zustimmung nicht versagen. Da der erste Gatte der Dame, Herr von Questenberg, Freiherr war, so will ich Sie mit gleicher Würde bekleiden, und erhebe Sie hiermit in den Freiherrnstand."

Mit diesen huldreichen Worten von seinem Fürsten entlassen, eilte M. zu seiner Braut, die er nur wenige Tage darauf zum Altare führte. Sie zogen nach einer schönen ländlichen Besitzung, um dort die Flitterwochen zu verleben, und trotz der Verschiedenheit des Alters wurde diese Ehe von aller Welt gutgeheißen.

6.

Der neue Freiherr lebte jetzt glücklich und, wie es schien, zufrieden an der Seite seiner Gattin auf einem schönen Schlosse derselben.

Die böse Welt wollte zwar wissen, daß er sich kurz nach seiner Verheirathung in ein junges Fräulein verliebt haben soll, welches zu Zeiten die Frau Baronin von M. besuchte. Aber gewiß war dies eine bloße Erfindung der bösen Welt, die es weder natürlich noch begreiflich finden konnte, daß bei der Verschiedenheit des Alters und den schlotterigen Grundsätzen, denen sich die damalige Welt überließ, M. seiner Frau treu sein konnte. Eine etwas melancholische Färbung seines Aeußern abgerechnet, würde man keine Verschiedenheit in seinem Wesen entdeckt haben. Im Allgemeinen heißt es zwar: das Herz erkennt keine Gesetze an, allein dieses Sprichwort findet auf starke und feste Gemüther keine Anwendung; für einen Mann von M.'s Charakter war die Erfüllung der Pflicht unausweichliches Bedürfniß, und es hätte gewiß der außerordentlichsten Umstände bedurft, um ihn nur im Geringsten darin wankend machen zu können.

Würde M. wirklich für eine Andere Liebe gefühlt haben, so hätte es sicher Niemand gemerkt, das Geheimniß wäre in seinem tiefsten Herzen verschlossen geblieben, und sich selbst würde er es kaum zu gestehen gewagt haben. Wie aber sollte es nun wol einem Andern möglich sein, hierüber zu berichten? Die Geschichte, die wir unsern Lesern mittheilen, gewänne durch solche Episoden allerdings an romantischem Interesse, allein wir wollen sie lieber einfacher geben, als auf Kosten eines ehrlichen Mannes der Wahrheit Eintrag thun.

Ein eben ausbrechender Krieg gibt jungen Leuten, die sich zwischen den Hofintriguen nicht geschickt zu bewegen wissen, eine treffliche Gelegenheit, sich geltend zu machen. Dieser erwünschte Zufall bot sich auch für unsern Freund an.

Ein größerer Staat war mit seinen Nachbarn in Streitigkeiten gerathen, und der Fürst, in dessen Lande Herr von M. lebte, war als Verbündeter gezwungen, Theil zu nehmen.

Herr von M., hoch erfreut, daß sich ihm eine solche Veranlassung bot, seiner Thätigkeit Raum zu geben, stellte sich als Freiwilliger bei der Heeresabtheilung. Er zeichnete sich aus. Bei einer Belagerung setzte er sich den feindlichen Kugeln so sehr aus, daß er verwundet wurde. Das Ende des Feldzugs nahte schon, als er genas und, von seinem Fürsten huldvoll empfangen, sich mit Lob überschüttet sah. Der alte Feldherr stellte ihn selbst seinem Landesherrn mit den Worten vor:

„Hier, mein Fürst, ist ein Edelmann, der jede Stelle ausfüllen wird, da er Herz und Kopf auf dem rechten Fleck besitzt. Er hat sich bei jeder Gelegenheit, die sich ihm dargeboten, auf das Würdigste ausgezeichnet."

„Ei! das ist ja unser Freund M.," sprach der Fürst, „es wundert mich nicht, daß man mir von diesem wackern Diener Gutes berichtet."

„Wenn mein gnädigster Herr," erwiderte hierauf der alte Feldherr, nicht ohne einen leichten Verweis in seinen Ton zu legen, „seine hohen Verdienste kannte, warum hatten Sie ihn denn nicht schon in Ihr Vertrauen gezogen und ihm ein wichtiges Amt ertheilt?"

„Wahrhaftig — war mir doch," entgegnete der Fürst sichtbar zerstreut — „nun gut! es soll anders werden."

Hierauf zu M. gewendet, sprach er die gütigen Worte:

„Wir wollen an Sie denken, mein Freund. Ein Mann wie Sie muß seinen rechten Wirkungskreis haben."

An diesem Tage wurden sämmtliche Officiere, welche sich während des Feldzugs ausgezeichnet hatten, zur fürstlichen Tafel geladen. Der Adjutant, der mit der Liste beauftragt war, hatte es unterlassen M.'s Namen darauf zu setzen, nicht eben aus bösem Willen, sondern aus jener feigen und undankbaren Nachlässigkeit, die man sich gewöhnlich gegen stilles Verdienst zu Schulden kommen läßt, weil man weiß, daß es weder schreien, noch reclamiren wird.

Nachdem das Essen vorüber war, schlug der alte Feldherr auf den Tisch und rief:

„Meiner Treu, gnädigster Herr, man hat den Edelmann von diesem Morgen nicht eingeladen! Was ist das? So hat ihn denn Jemand bei Eurer Hoheit angeschwärzt."

„Keineswegs; man wird ihn vergessen haben," erwiderte der Fürst mit großer Ruhe.

„Aber das muß ihn ja verzweifelt ärgern," nahm jener wieder das Wort. „Ich bitte Eure Hoheit, diese Nachlässigkeit der Untergebenen durch irgend eine besondere Auszeichnung zu repariren. Der Officier verdient's."

„Sehr gern! sehr gern! Ich liebe M. und es freut mich, seine guten Dienste belohnen zu können," sprach der Fürst.

Sogleich nach aufgehobener Tafel reiste der Fürst ab. Der alte General biß sich in die Lippen, denn jede Ungerechtigkeit war ihm ein Greuel. Als er am andern Tage M. vor der Fronte stehen sah, rief er ihn beim Namen und sprach mit leuchtenden Augen:

„Sie sind gestern bei der Einladung zur Tafel übergangen worden; ich habe den Fürsten daran erinnert und ich werde ihm keine Ruhe lassen, bis er Ihnen gewährt hat,

was er Ihnen schuldig ist. Seien Sie überzeugt, daß ich Sie in seinem Gedächtnisse wohl angeschrieben habe."

„Ich danke dem Zufall, der mich vergessen ließ," entgegnete M.," da mir dieses eine solche Ehre von meinem Feldherrn verschafft."

„Beim Henker!" sagte der General hierauf mit einem Gesichte, das verdrießlich scheinen wollte, „ich erzeige Ihnen die Ehre, weil Sie sie verdienen. Verstanden? Man soll nicht sagen, daß man einen Officier kränken darf, den ich liebe und hochschätze. Bah! Man will Sie vergessen, hintansetzen! Nun wohl! so will ich mir denn die Freiheit nehmen, Ihnen einen Beweis der Anerkennung zu geben. Sie erlauben mir's, nicht wahr?"

Bei diesen Worten sprang der alte Herr vom Pferde.

„Herr Leutenant," fuhr er fort, „ich bitte Sie, diesen Gaul von mir anzunehmen. Thun Sie's mir zu lieb. Ich werde die Front zu Fuß hinuntergehen, und meiner Treu! wenn Jemand sich darüber verwundert, so wende er sich nur an mich, ich will ihn bedeuten."

Und in der That, der Alte lief auf seinen eigenen Beinen durch die Reihen, indem er Allen mit einer ihm eigenthümlichen und von den Soldaten werth gehaltenen Heftigkeit die Worte entgegenrief:

„Ich habe dem jungen M. mein Pferd geschenkt, weil er sich brav benommen und nicht belohnt worden war. Hört ih'rs, Kinder? Er heißt M., erinnert euch seines Namens, und denkt nur stets, daß man mit mir immer zu seinem Rechte kommen muß."

7.

Nachdem der Frieden geschlossen worden war, nahm M. seinen Abschied und wurde von seinem gnädigen Fürsten mit einem Civilamte belohnt. Auch das Kreuz des fürstlichen Hausordens blieb nicht aus. Dabei wurde er oft bei Hofe gesehen und Niemand zweifelte daran, daß er nun die höchste Stufe des Glücks erreichen würde. Wirklich wäre es bei jedem Andern der Fall gewesen; allein einem Charakter, wie dem seinigen, blühte auf diesem Wege kein Glück.

Die Gattin unseres Freundes hatte aus erster Ehe einen Sohn, der soeben seine Großjährigkeit erreicht hatte. Er verlangte Rechenschaft über die Verwaltung seines Vermögens, und man kann wol denken, daß die Rechtlichkeit seines Stiefvaters ihm solche bis auf den Heller ablegen konnte. Durch dieses Ereigniß sah nun M. mit einem Male seine Mittel auf mehr als drei Viertheile beschränkt. Er schickte sich an, seine Pferde zu verkaufen und sich auf's Aeußerste einzuschränken, als er ein Schreiben seiner Gemahlin erhielt.

„Mein lieber Freund," so lautete das Schreiben. „Ich nähere mich meinem fünfzigsten Lebensjahre, und in diesem Alter denkt man nicht mehr an Vergnügungen und Feste. Niemand als Sie werden meine Abwesenheit vom Hofe bemerken. Mit einander würden wir den Aufwand dort nicht bestreiten können, Pferde brauchen Sie im Dienste des Fürsten. Erlauben Sie daher, daß ich mich auf unser Landgut zurückziehe und Ihnen unser ganzes kleines Einkommen überlasse. Es ist noch immer sehr wenig; mit einer weisen Sparsamkeit werden Sie aber dennoch eine anständige Figur bei Hofe spielen können. Ich kenne Sie zu gut, um zu wissen, daß Sie niemals den Fürsten um etwas angehen werden, und ich bin weit entfernt, Ihnen

diese Bescheidenheit als Fehler auszulegen. Wäre es vielleicht eine Schwäche, so ist sie nur unbedeutend, und Ihre andern Eigenschaften wiegen sie reichlich auf. Ich sage Ihnen kein mündliches Lebewohl, um Ihren Versuchen, mich zurückzuhalten, zu entgehen, da mein Entschluß unwiderruflich fest steht. Besuchen Sie mich alle Jahre einmal etwa, verleben Sie eine Woche mit mir auf dem Lande, und wenn ich Sie für die übrige Zeit dann glücklich weiß, so werde auch ich ruhig und zufrieden mit meinem Loose sein."

Aller Bemühungen ungeachtet wollte es M. nicht gelingen, seine Gattin wieder zurückzubringen. Sie hatte Recht, denn selbst jetzt, wo M. das ganze Einkomen bezog, hatte er Mühe, durchzukommen.

Bis auf das Geld genoß M. alles Ansehen eines vornehmen Herrn. Er erschien täglich bei Hofe. Der Fürst war sehr gnädig mit ihm und zog ihn in sein Vertrauen. Es waren aber auch keine kleinen Verdienste, die ihm die Freundschaft seiner Hoheit zugezogen hatten: sie bestanden erstens in sanften Manieren; zweitens darin, daß er nie zu laut sprach; drittens weil er nie am Schnupfen litt. Der Fürst haßte nämlich nichts so sehr, als Schnupfen, Geschrei und heftiges Bewegen. Mit seinen glücklichen Naturgaben würde unser Freund sicher seinen Weg gemacht haben, wenn ihm nur der Geist der Intrigue nicht gänzlich gemangelt haben würde. So forderte Seine Hoheit manchmal während der Toilette, bei welcher nur die Vertrautesten zugegen sein durften, einen kleinen Dienst von ihm, der ganz zufällig war, da die Etikette nicht Alles voraussehen kann, und daher selbst vom ersten Kammerdiener nicht voreilig geleistet werden durfte. Bei jedem Andern würde solch markirte hochfürstliche Gunst die Eifersucht der Andern auf's Höchste erregt haben; bei M. brachte sie nicht die leiseste

Wirkung ähnlicher Art hervor. Stets war er da und um den Fürsten bemüht, ohne daß man bemerkt hätte, daß dieser es müde würde, stets dasselbe Gesicht zu erblicken, was doch schon bei weit Größeren der Fall gewesen war. Wäre M. als böse und intriguant bekannt gewesen, so hätte man ihn sehr gefürchtet; denn allgemein hieß es, daß Niemand wie er die wahrhafte Freundschaft des Herrn besitze.

Da er niemals von dem traurigen Zustande seiner Finanzen sprach, so wußte auch Niemand von seinen geheimen Kümmernissen, die hauptsächlich darin bestanden, daß er sich nicht so großmüthig zeigen konnte, als ihn der Himmel geschaffen hatte, und daß er gezwungen war, das elende Geld, das er aus tiefster Seele verachtete, so ängstlich zu zählen. Er hielt einen Kutscher und zwei Bediente; seine Pferde waren alt und schlecht genährt; sein Wagen war keineswegs glänzend, allein M. zeigte noch Luxus in den Kleidern. Er würde sich ins Wasser gestürzt haben, wenn seine Armuth sich bis auf seinen Anzug erstreckt hätte, und nie hätte er seinen Orden auf einen schlechten Rock geheftet.

Seine bitterste Sorge entsprang aus dem Spiel, das zu jener Zeit, mehr noch als jetzt, zu den nothwendigen Uebeln gehörte. Wie man weiß, steht das Glück Denen immer am meisten entgegen, die es am nöthigsten hätten, und so bedurfte es oft monatlanger Entbehrungen, um den Verlust eines Abends zu decken. An dem prachtliebenden Hofe des Fürsten war es üblich, hoch zu spielen; der Fürst selbst sah es gern und bezahlte gewöhnlich für seine Günstlinge die auf solche Weise eingegangenen Verschreibungen. M. wußte davon, allein die Mittel und Wege, deren sich die Höflinge in solchen Fällen bedienten, erhöhten noch seine natürliche Abneigung, bei dem Fürsten um Geld zu bitten.

Zum Glück war unser Freund vorsichtig und besonnen genug, stets zur rechten Zeit an die Deckung seiner Schulden zu denken, ehe sie ihm zu mächtig über den Kopf wuchsen.

Während einiger Jahre war es ihm vergönnt, ein ziemlich ruhiges Leben zu führen, als das Schicksal ihm plötzlich seine letzte Hülfsquelle entriß, indem es ihm den fürchterlichsten Schlag bereitete: er verlor seine Gattin. Der Majoratsherr, ihr Bruder, trat in den Besitz ihrer Verlassenschaft, und M. sah sich vollkommen von Allem entblößt; denn der geringe Gehalt, den er bezog, langte kaum hin, seine Schneiderrechnung zu bezahlen.

Als man ihn in Trauer sah und von seinem bedeutenden Verluste hörte, sagte ein Jeder zu ihm, indem er ihm sein Beileid abstattete:

„Sie müssen dem Fürsten die Lage vorstellen, in die Sie dieses unvorhergesehene Unglück versetzt. Da der Herr Sie werth hält, so können Sie ja Alles erlangen, was Sie wollen.“

Der Fürst selbst, der gern Unglückliche tröstete, fragte, nachdem er von M's. Unfall etwas gehört hatte, ob die Güter seiner Frau ihm verblieben. Die Gelegenheit war zu günstig, als daß er diesmal den Schüchternen hätte spielen sollen, und M. antwortete auch in der That kurz und bündig: daß dieser Todesfall ihm Alles raube und daß der letzte Hausofficiant des Fürsten sich besser befinde, als er.

„Wir wollen daran denken,“ sprachen Seine Hoheit.

„Thun Sie es, gnädigster Herr,“ sagte leise unser armer Freund; „denn es wäre in der That beklagenswerth, daß ein Mann, den Sie Ihrer besondern Huld und Gnade werth halten, von seinen Gläubigern mishandelt werde, und

wahrlich! wenn Sie mich verlassen, mein Fürst, so wird es bald dahin gekommen sein."

„Sein Sie ruhig, lieber M., wir werden darauf zurückkommen," war die Antwort des Gnädigen.

Nach dieser löblichen Anstrengung glaubte unser Edelmann einmal etwas Rechtes versucht zu haben und verließ sich vollkommen auf die Versprechungen seines Fürsten. Allein nur zu häufig findet man bei diesen Höchstgestellten eine ganz eigenthümliche Gleichgültigkeit, die ihre Quelle im gründlichsten Egoismus hat, und die darin besteht, daß sie glauben, ein Jeder müsse wenigstens das Nothwendige haben, weil sie selbst von Kindheit an mit dem Ueberflüssigen so vollkommen versehen sind. Würde M. vielleicht eine sehr bedeutende Summe gebraucht haben, um ein Fest zu geben, so hätte man sie ihm wol am andern Tage übermacht; da er nur etwas, um zu leben, verlangte, so war es genug, nicht mehr daran zu denken.

Einige politische Verwicklungen wären hinlänglich gewesen, den Fürsten seiner Versprechungen nicht mehr eingedenk sein zu lassen; nun kam aber sogar noch eine durch den Regen vereitelte Jagdpartie und der plötzliche Abgang der ersten Sängerin hinzu, um den Fürsten in eine solche üble Laune zu versetzen, daß er sich wahrlich mit der traurigen Lage Anderer nicht befassen konnte.

Immerfort auf die Erfüllung des fürstlichen Wortes bauend, bediente sich M. der Equipage eines vertrauten Freundes und ließ bei seinen Handwerkern einstweilen auf Credit arbeiten. Theils aus Nothwendigkeit, theils um sich selbst dadurch den Zwang aufzulegen, noch einmal fodern zu müssen, lieh er eine bedeutende Summe auf Wechsel, indem er gar nicht daran zweifelte, sie zur rechten Zeit einlösen zu können.

Man würde ihm gern das Dreifache geliehen haben, so groß war das Vertrauen in die Freundschaft des Fürsten zu ihm, und doch war es sein eignes Todesurtheil, das unser armer M. mit diesen Wechseln unterschrieb.

Nachdem ein halbes Jahr verflossen war, und wie Jedermann sah, daß der Fürst ihn vergessen hatte, fingen die Gläubiger an, ihm über den Hals zu kommen, sodaß M. seinen ganzen Muth zusammennahm und eines Morgens sich bei dem Lever des Fürsten frühzeitiger als gewöhnlich einstellte.

„Eure Hoheit werden mir es wol verzeihen, wenn ich es wage, Sie in diesem Augenblick von meinen Angelegenheiten zu unterhalten," fing er mit entschlossenem Tone an.

„Nur zu, mein lieber M.," erwiderte Seine Hoheit, „ich bin ganz Ohr."

„Sie haben mir versprochen, gnädigster Herr, meinen Finanzen aufhelfen zu wollen."

„Und es ist noch immer meine Absicht. Zweifeln Sie daran?"

„Durchaus nicht, und um zu zeigen, welches Vertrauen ich in Ihr Wort setze, so will ich nur offen gestehen, daß ich darauf Geld entliehen habe."

„Da haben Sie ganz recht daran gethan!"

„Jetzt ist aber der Zeitpunkt da, wo ich das Geld zurückzahlen soll, und dann muß ich auch leben."

„Ist die Summe groß?"

„Fünftausend Gulden."

„Das ist ja eine Kleinigkeit."

„Nicht für mich. Ich bin nicht von Denen, die, mit Schulden belastet, ruhig schlafen können."

„Wir kennen Ihre Delicatesse. Schon gut! Man wird

Sie in den Stand setzen, Ihren Engagements zu entsprechen."

„Ich bitte recht sehr darum, gnädigster Herr; denn meine Lage erniedrigt mich, und dieses Alles greift mich so an, daß ich entweder den Verstand verlieren oder mir das Leben nehmen werde."

Zum Unglück war der Fürst soeben hinter eine spanische Wand getreten, um das Hemd zu wechseln, sodaß er die letzten Worte nicht gut verstehen konnte. Beim Hervortreten sagte er sehr gnädig:

„Wir wollen uns ernstlich damit beschäftigen, Sie aus diesen Fatalitäten ein für allemal zu reißen."

Hier wurden einige Personen gemeldet, welche die Unterhaltung störten.

Gewiß würde sich jetzt der Fürst seines Versprechens erinnert haben, wenn nicht eben an diesem Tage die Spazierfahrt nach einem entfernten Lustschlosse festgesetzt gewesen wäre, auf der sich das seltsame Ereigniß zutrug, daß eine dem Hofe nahestehende Dame eine zu frühe Niederkunft hatte. Dies beschäftigte den Herrn nicht nur für den Tag, sondern da der Tod der geliebten Person dem Unfalle folgte, wurde des Fürsten Gemüth so umdüstert, daß man während einer ganzen Woche es nicht wagte, sich ihm vertraulich zu nähern. Wie konnte es da wol anders sein, daß unseres M's. Geschichten weit in den Hintergrund geschoben wurden, wenn er gleich selbst täglich anwesend war, um Dem, was ihm oblag, auf's Gewissenhafteste nachzukommen. Er sprach kein Wort mehr von sich, sondern harrte mit einer unglaublichen Geduld, daß der Fürst sich seiner huldreich erinnern sollte. Allein dieser dachte mit keiner Sylbe an ihn. Herr von M. war von Natur sanft und wohlwollend gegen Jedermann, und man konnte an-

nehmen, daß sein Unmuth riesengroß angewachsen sei, um ihn zu bittern Ausbrüchen in Worten zu verleiten. Eines Tages aber hörte der erste Kammerdiener ihn gar seltsam über die Freundschaft der Hohen sich äußern.

„Diese Empfindung," sagte M. ungefähr, „ist nicht für gekrönte Häupter geschaffen. Außer den Schmeichlern und Maitressen kennen die Herren der Welt nichts, und wie könnte es wol anders sein, da der Freund zum Freunde sich größtentheils nur durch Sympathie oder im Unglück findet; für jene stehen uns aber die Fürsten zu hoch, und dieses ist nie so groß, daß Maitressen oder Schmeichler sie deshalb verlassen sollten. Der Ehrgeiz widmet ihnen eine Ergebenheit, die ihnen vollkommen genügt, die Minister und Räthe unterstützen sie in der Arbeit, das Interesse der Vertrauten leiht ihnen immer offenes Ohr, um ihre Geheimnisse zu empfangen. So ist denn der wahre Freund ein überflüssiges Möbel für sie, das man in den Winkel schafft, in der Hoffnung, seiner nie nöthig zu haben."

„Allein," erwiderte der Kammerdiener, „gestatten Sie keine Ausnahme von dieser Regel? Ist es nicht unser gnädigster Herr, dessen Freundschaft Sie im höchsten Grade besitzen?"

„Es ist wahr," sprach kalt unser Freund, „der Fürst liebt mich auf eine seltsame Weise. Wie ich darüber denke, sollen Sie an meinem Todestage erfahren."

So lange ihn seine Gläubiger in Ruhe ließen, faßte sich der Arme in Geduld; allein die Furcht vor einem Ausbruch und vor der Schande, die man oft auf so ungerechte Weise an den Geldmangel knüpft, trieben ihm das Blut in den Kopf. Er, der ruhigste und besonnenste Mensch, fing jetzt an, wenn er allein war und sich nicht beobachtet glaubte, vor sich hin zu sprechen und dabei zu

gestikuliren. Sein Bedienter hörte ihn oft während der Nacht im Tone der Verzweiflung reden. Der Unglückliche sah den Augenblick heranrücken, wo seinem Namen ein Flecken bevorstand, über den sich sein Zartgefühl nicht hinwegsetzen konnte.

Anstatt daß sich die Menschen unter sich verbinden sollten gegen solche Schläge des Schicksals, sieht man sie feige auf der Seite des Ungemachs gegen Den Partei nehmen, den es trifft, und unverschuldete Armuth oft mit einer gehässigen Nachrede verfolgen. Wann wird die Zeit kommen, wo man, auch wenn man Alles verloren bis auf die Ehre, dennoch die Achtung besitzen wird, die man verdient, wo man von einem Menschen, der ruinirt ist, mit eben solcher Rücksicht sprechen wird, als da er noch im Besitze seines Reichthums war? Ach! diese schlechte Gewohnheit unserer civilisirten Gesellschaft wird wol nie aufhören, und die Späteren, die in M's. Fall gerathen werden, wird man eben so behandeln als ihn. Und sind wir nicht selbst, wir, die wir dieses erzählen, in gleichem Falle, indem wir dieser traurigen Geschichte einen leichten Ton, einen halb scherzhaften Anstrich verleihen, wie wir es kaum wol thun würden, wenn M. ein reicher und mächtiger Herr am Hofe seines Fürsten gewesen wäre?

Trotz aller Sorgfalt, die er nahm, um das Peinigende seiner Lage zu verbergen, so schien es M. doch endlich klar zu werden, daß man Alles errathen hatte. Er kam oftmals in das Haus des Präsidenten, wo man gewöhnlich spielte und sich die beste Gesellschaft versammelte. An einem Abende, als das Spiel ziemlich lange gewährt hatte und nur Wenige da waren, schalt die Dame des Hauses unsern Freund Poltron, weil er nicht eine ziemlich bedeutende Summe gegen sie hatte halten wollen. Aus diesen Wor-

ten, die weiter nichts als ein gewöhnlicher Scherz waren, zog nun der Unglückliche seine Ueberzeugung, daß man seine Armuth verspottete. Er wurde sogleich sehr finster und schweigsam und blieb so lange, bis daß Alles fortgegangen war. Sobald er sich allein mit der Dame befand, näherte er sich ihr mit den Zeichen einer innern Aufregung, die an Wahnsinn grenzte.

„Wissen Sie, gnädige Frau," sprach er mit einem fürchterlichen Ausdruck, „was Sie wagen, indem Sie sich über mein Elend lustig machen? Sie haben mein Geheimniß entdeckt, und wären Sie ein Mann, so würde ich es in Ihrem Herzen begraben, indem ich Sie hier mit eigener Hand tödtete. Ich bin ruinirt, es ist wahr. Nennen Sie mich Poltron, daß ich nicht dem Kartenglücke Das opfern wollte, was mir meine Existenz für mehre Monate sichern muß. Will man nun darüber lachen, meinetwegen! man thue es aber hinter meinem Rücken und nicht ins Gesicht; dies werde ich nie leiden. Dann lachen Sie erst ohne Rücksicht, wenn ich vollkommen zu Grunde gerichtet sein werde; bis dahin, ich rathe es Ihnen, halten Sie sich zurück, sonst, bei Gott! obgleich Sie nur ein Weib sind, werden Sie von meiner Hand des Todes sein."

„Aber mein Himmel, lieber M.," rief die Dame sehr entsetzt, „ich schwöre Ihnen hier, daß mir Ihre Lage ganz unbekannt war. Ich nannte Sie Poltron im Scherze und ohne an etwas Böses dabei zu denken. Sie sehen mich jetzt ebenso überrascht, als betrübt über Ihr Unglück. Kann ich Ihnen dienen? Disponiren Sie über mich, über meinen Credit, über meine Börse."

„Großen Dank!" entgegnete M. mit flammenden Blicken; „nicht mit Drohungen will ich mir solche Anerbie-

tungen ertrotzt haben. Nur aus der Hand des Fürsten werde ich Hülfe erwarten."

„Aber ich bin doch Ihre Freundin . . ."

„So beweisen Sie es mir durch Ihre Verschwiegenheit. Dies ist Alles, was ich von Ihnen verlange. Ich kümmere mich nicht darum, ob Ihre Versicherung, daß Sie mich nicht beleidigen wollten, Lüge oder Wahrheit sei; nur so viel wiederhole ich Ihnen zum letzten Mal, wenn Sie ein Wort von dieser Unterredung verrathen, so sind Sie unglücklich! Spaßen Sie nicht mit einem Unglück, wie das meinige, denn es wird Sie mit ins Verderben reißen."

Die Dame wollte ihre Versicherungen erneuern, allein M. gebot ihr Stillschweigen mit einer großartigen Bewegung, und entfernte sich mit den Worten:

„Genug, Madame, Sie haben mich verstanden. Handeln Sie darnach."

Das Geheimniß wurde auch in der That gewissenhaft bewahrt, denn die Präsidentin hatte es wohl begriffen, daß es nicht gut gewesen wäre, zu plaudern. M. setzte seine Besuche bei ihr fort, als wenn nichts vorgefallen wäre; ja er machte selbst sein kleines Spiel wie vormals, ohne daß Jemand seinen verzweifelten Zustand geahnt hätte.

8.

Es vergingen einige Wochen, ohne daß Herr von M. in seinem Aeußern irgend eine Veränderung gezeigt hätte; es war immer dieselbe finstere Miene, das niedergeschlagene stille Wesen; eines Tages plötzlich verwandelte sich das Alles, ohne daß Jemand einen Grund davon anzugeben

wußte. Er zeigte sich überall heiter lächelnd, ging mit großen Schritten umher, mit erhobenem Kopfe und sang mit halblauter Stimme Lieder nach der Mode des Tages, ganz wie ein Mensch, der keine Sorgen kennt. Er suchte wieder das Vergnügen und sprach von seinen Glücksumständen, und wie er Equipagen, Pferde und Landgüter kaufen wolle. Niemand konnte dies in Verwunderung setzen, da Alle wußten, in welchem intimen Verhältniß er zum Fürsten stand.

Um jene Zeit war es, als er in einem Gange des fürstlichen Residenzschlosses einem artigen und geschmeidigen Höfling, dem Baron C. begegnete. Mit rauhem Tone rief er diesem die Worte entgegen:

„Wie kommt es, daß Sie mir den Weg versperren?"

„Ich kann nicht dafür," erwiderte C., „daß es uns Beiden an Platz fehlt. Ich will mich aber an die Mauer drücken, damit Sie vorbei können."

„Nichts da, mein Herr!" rief M. entrüstet aus. „Mir gehört der Platz allein, und kehren Sie auf der Stelle um, oder Sie müssen sich mit mir schlagen."

„Sie suchen Händel mit mir, wie es scheint," erwiderte C.

„Nun wol, so schlagen wir uns gleich, denn ich werde Ihnen gewiß nicht Platz machen."

„Ich schlage mich nicht mit einem Narren."

Bei diesen Worten zog M. seinen Degen und verfolgte den Baron von C., der mit genauer Noth diesem Ueberfalle entging, indem er eine Thür erreichte und sie hinter sich zuschloß.

Der Fürst, der unweit von da in seinem Arbeitskabinette war, hörte draußen den Lärm und wollte eben fragen, was es gäbe, als M. mit verstörter Miene unange-

meldet eintrat und sich zu den Füßen seines Gebieters niederwarf. Alles Ueberraschende und Laute war jedoch seiner Hoheit höchst zuwider.

„Was haben Sie, mein Herr?“ sagte der Fürst in einiger Bewegung.

„Ich flehe, gnädigster Herr, zu befehlen, daß man mich verhafte, denn ich habe den Burgfrieden verletzt. Ich zog den Degen in Ihrem Schlosse. Der Baron von C. hat mich frech beleidigt, und ich bin so weit gegangen, ihn dafür tödten zu wollen.“

Der Fürst, der vor allen Dingen eines Menschen sich zu entledigen wünschte, den er wüthend und ganz außer sich vor sich sah, empfahl im sanften Tone dem Herrn von M. nach Hause zu gehen, und fügte hinzu, daß er die Sache selbst untersuchen wolle, um zu wissen, wer den Streit begonnen habe.

M. leistete Folge. Der Fürst hielt aber sein Wort, und da kein Zeuge vorhanden war, Jeder vorgab, Recht zu haben, und es durchaus unmöglich war, auf solche Weise die Wahrheit zu entdecken, so bekamen Beide leichten Arrest auf einige Wochen, worauf sie freigelassen wurden und die völlige Vergebung des Fürsten erhielten.

Während dieser Vorfälle bemerkte Niemand, daß M.'s Verstand verwirrt war, obgleich er außer dem eben erzählten Vorfall fast täglich ähnliche Beweise lieferte.

Es gibt eine Art des Wahnsinns, gegen die kein Mensch gesichert ist; jene nämlich, die aus den Verfolgungen des Schicksals entspringt. Es gibt im Unglück gewisse Stufen, über die man nicht hinweg kann; dem Einen wird es leichter, wie dem Andern; allein kein Verstand ist eisenfest genug, um sich aus gewissen Krisen ungestört herauswinden zu können. Als unser M. sich in seinen Hoffnun-

gen betrogen sah, immer auf Reichthümer hoffend, die niemals ankommen wollten, so suchte er sich durch extravagante Ideen für die Wirklichkeit zu entschädigen. Durch eine seltsame Combination, die von der Schwäche seines Verstandes den genügendsten Beweis lieferte, bildete er sich eines Tages ein, daß seine Wünsche endlich befriedigt seien, daß der Fürst ihn mit Reichthümern überhäuft habe und daß Niemand sich mit ihm mehr zu messen im Stande sei. In lichten Augenblicken fühlte er aber doppelt die Wahrheit seiner Lage und dann kehrte der Wahnsinn als Wuth und Verzweiflung wieder. Hin und her verbreitete sich nun das Gerücht, daß es mit dem armen M. doch wol nicht ganz richtig sein möchte. Man beobachtete Rücksichten gegen ihn und die Sache wurde so lange vertuscht, bis daß eine neue Extravaganz, die alle frühern überbot, jeden etwa noch obwaltenden Zweifel in dieser Beziehung entfernte.

M. geht eines Morgens in den Alleen spazieren, die zu dem fürstlichen Lustschlosse führen. Hier begegnet er einem Bedienten des alten Generals, der sich einst seiner so schön angenommen hatte, ein Reitpferd desselben führend. Er geht höflich auf den Menschen zu, lobt das Pferd und verlangt es zu probiren, indem er sagt, daß der Herr General gewiß nichts dagegen haben würde. Der Mensch, der den Herrn von M. gut kannte, wagt nicht die Bitte abzuschlagen und läßt ihn aufsteigen. Wie erschrickt er aber, als M. dem Pferde die Sporen gibt und im Galopp davonsprengt.

So erreicht er bald die Residenz — ich habe bemerkt, daß der Fall sich vor dem Lustschlosse ereignete — und reitet geradewegs auf das Gebäude des Staatsgefängnisses los, läßt den Gefangenwärter vor sich bescheiden und verlangt für sich ein Zimmer, indem er angibt, daß er so un-

glücklich gewesen sei, dem Fürsten zu misfallen. Der Mann erklärt, daß er ohne schriftliche Ordre Niemanden aufnehmen könne, und es entsteht daraus der seltsamste Wortwechsel, den man sich denken kann. Endlich wird ein Waffenstillstand abgeschlossen und man sendet einen Expressen nach dem Lustschloß, wo der Fürst sich aufhielt, um hinter die Wahrheit zu kommen.

Ein alter Freund, der Sohn der ersten Kammerfrau der verstorbenen Fürstin, dessen wir uns noch vom Anfang dieser Erzählung errinnern, begibt sich sogleich in die Stadt und hat alle Mühe von der Welt, den armen M. von seinem Vorsatze ab- und nach Hause zu bringen.

Diese Geschichte hatte aber bedeutendes Aufsehen gemacht. Als M. wieder bei Hofe erschien, entfernte sich Alles von ihm, als ob er dem Irrenhause entsprungen wäre. Nur der Fürst behielt stets dieselbe Güte für ihn und entzog ihm auch nicht den kleinsten Theil seiner Prärogative; allein wahrhaft unglaublich ist es, daß er sich nicht im Geringsten nach der Quelle seiner innern Zerrüttung erkundigte und für seinen treuesten Freund seine Schatulle stets verschlossen hielt, die von allen Uebrigen so reichlich ausgebeutet wurde. War es vielleicht, daß der Fürst glaubte, der unglückliche M. würde bald nur noch ein Plätzchen im Narrenspital für sich in Anspruch nehmen? So geht es mit dem Unglück; es ist wie ein trügerischer Sumpf, der bei jedem Schritte immer mehr und mehr nachgibt, der uns aber für immer festhält, wenn wir einmal recht tief hineingerathen sind.

9.

Lange konnte dieser Zustand nicht währen. Die Stellung des Herrn von M. bei Hofe war nicht mehr zu halten; denn er sah wol selbst ein, daß man ihn wie einen Pestkranken floh.

An einem Sonntag schickte er alle seine Leute in die Kirche und verschloß sich in seinem Kabinet. Hier schrieb er einen Brief an den Fürsten. Mit dem Glockenschlage elf vernahm man auf einmal zwei Pistolenschüsse. Sogleich eilte man nach dem Zimmer des Unglücklichen und brach die Thüre auf. M. lag bewegungslos auf dem Bette. Sein Puls ging noch schwach, aber die herbeigerufenen Aerzte versuchten es nicht einmal, ihn zum Leben zurückzurufen. Die beiden Kugeln hatten seine Brust zerschmettert. Man überbrachte den Brief dem Fürsten. Er enthielt Folgendes:

„Gnädigster Herr!

„Nicht Vorwürfe sind es, die ich Ihnen zu machen gedenke, sondern im Gegentheil die ehrfurchtsvolle Bitte wage ich hiemit, daß Sie mir die letzte Handlung des Wahnsinns und der Verzweiflung vergeben mögen. Es liegt nichts daran, daß Sie mich ein Leben verlieren ließen, das ich gern auf eine nützliche Weise in Ihren Diensten verwendet hätte. Andere werden bereit sein, Ihnen das ihrige zu widmen, allein Sie müssen sich ihrer besser annehmen, sonst würden Ihnen zu viele Getreuen sterben. Armuth ist eine gefährliche Begleiterin durch's Leben. Sie treibt die Leute zu dem Standpunkte, auf dem ich mich jetzt befinde, und Sie dürfen nicht leiden, daß sie unter Ihren Hofleuten heimisch werde. Viele Jahre hindurch sahen Sie sie an

Ihrer Seite in meiner Person. Sie saß an Ihrer Tafel, sie war in Ihrer Umgebung und mitten in Ihren glänzenden Festen durfte sie ihr trübes Gesicht zeigen. Ja sie trat zu Ihrem Bette und Ihre hochfürstliche Hand drückte manchmal huldreich die ihrige. Das sollten Sie, mein gnädigster Herr, nicht mehr leiden; denn bedenken Sie, wenn Sie es nicht gelitten hätten, so würde ich vielleicht noch zwanzig Jahre meines Lebens Ihnen weihen dürfen. Ich habe dieses Leben so lange ertragen, bis zu dem Tage, wo mein Namen von einer Schmach bedroht war. Bis hieher gesunken, war es meine Pflicht, das Leben zu verlassen, um meinem Fürsten keine Schande zu machen. Sollte Gott mir dieses zum Verbrechen anrechnen, so verwenden Sie sich einst für mich bei ihm, und begehren Sie in einer bessern Welt stets in Ihrer Nähe zu haben

Ihren treuen Diener

v. M.

Der Fürst war sichtlich betrübt, als er diesen Brief empfing; er wurde über und über roth, sah noch einmal in das Papier und warf es dann in den Kamin. Er sprach kein Wort darüber; allein man merkte ihm eine gewisse Traurigkeit an, bis daß es ungefähr zur Tafel ging. Einer seiner glücklichsten Günstlinge, der Graf B., der von dem Vorfall noch nichts wußte, war überrascht von dem Aussehen des Fürsten und erkundigte sich leise bei einigen Herren, was vorgefallen sei.

„Sie sollen es wissen," sprach der Fürst, der die Frage verstanden hatte. „Ich bin traurig über den Tod des Einzigen, der mich wahrhaft geliebt hat. Ich bin mit Ihnen Allen unzufrieden, meine Herren, weil Sie mich beständig um Gnaden und Gunstbezeigungen bestürmen und mich

nie an den armen M. erinnerten, der zu bescheiden war, es Ihnen gleich zu thun, dabei aber meiner Freigebigkeit benöthigter als Sie alle. Ich zürne mir selbst, daß ich Alles an Ehrgeizige und Selbstsüchtige verschwendete, und nicht ein einziges Mal meine Hand für Denjenigen geöffnet habe, in dem das beste und ehrlichste Herz schlug."

Es war gegen das Ende der Tafel, als der Fürst diese schönen Worte gesprochen. Dann brach er auf, um eine Spazierfahrt in den Park zu machen. Das Wetter war prächtig, das Gefolge zahlreich, man machte an einem schönen Platze Halt und kehrte in der besten Laune nach dem Schlosse zurück. Abends war Concert, wo die neue, sehr schöne Sängerin sich hören ließ, welche die Gnade hatte, des Fürsten Aufmerksamkeit in solchem Grade anzuziehen, daß er sich fast ausschließlich mit ihr unterhielt. Die angenehme Soirée wurde bis in die Nacht hinein verlängert.

Als man in der heitersten Laune von der Welt im Schlosse sich zur Ruhe begab, dachte Niemand daran, daß diesen Abend ein Mensch bei dem Concerte nicht mehr zugegen gewesen war, der sich von M. nannte.

Madame Bontemps und ihr Schutzgeist.

Academie-royale-de-musique.

Am 14. November 1767.

Erste Vorstellung der Fragmens-nouveaux nebst einem Prolog: les amours des dieux von Fuzelier. Hierauf das Ballet: Théonis, von Poussinet, mit Musik von Berton, Trial und Garnier.

(Aus der Chronik der großen Oper.)

So lautete der Zettel, der in dem alten Maschinensaal des Tuilerienschlosses, der von Vigarani erbaut und von Servandoni für seine neuen scenischen Erfindungen besonders eingerichtet worden war, die glänzendste Versammlung vereinigt hatte. Man war gekommen, um der neuen Vorstellung beizuwohnen, von welcher die damaligen Kritiker uns wenig Gutes meldeten. Man fand das Schauspiel frostig und unbedeutend, wenn gleich die Musik Talent zeigte und einige Tänze gut angelegt waren.

In einer der ersten Logen befand sich eine hübsche, junge Frau in geschmackvollem Anzuge, einsam und, wie es schien, nicht eben von dem weiblichen Theile der Versamm-

lung in besondere Affection genommen, von den Männern hingegen, jungen wie alten, so scharf beobachtet, als wären Alle ihre Liebhaber, die, zwischen Liebe und Eifersucht schwebend, voll der süßesten und wildesten Gefühle, ihre Gedanken nach ganz andern Befriedigungen lenkten, als auf den tadellosen Ausgang der theatralischen Vorstellung. Und wahrlich: so zahlreich die Huldigungen, eben so zahlreich fielen die Opfer, die ihrer Schönheit gebracht wurden. So waren schon im letzten Jahre, das am 14. November, dem Abende der Vorstellung, von welcher wir sprechen, noch nicht einmal sein Ende erreicht hatte, drei im Duelle getödtet worden, zwei hatten sich entleibt und einer war im Wahnsinn gestorben — und daran war Niemand anders Schuld gewesen, als die junge, hübsche Frau.

Man kann indeß nicht leugnen, daß sie hübsch war. Der Chronist, der uns diese Begebenheit aufbehalten hat, schildert nicht nur ihre Persönlichkeit mit vieler Umständlichkeit, sondern es ist dem Herausgeber selbst gelungen, bei Mr. Texier, einem alten, verdienten Officier, den er bei seiner letzten Anwesenheit in Paris kennen lernte, ein wohlerhaltenes Miniaturbild jener Dame zu sehen, da Mr. Texier eine große Vorliebe für das Theater und seine Habitués, Künstler wie Zuschauer, besitzt, und dieser Manie große Summen geopfert hat, um seine Sammlungen zu vervollständigen. Er wohnt übrigens Rue de Richelieu No. 17 und ist ein sehr artiger, gastfreier Mann, den ein Jeder leicht besuchen kann.

Madame Bontemps, so hieß die junge Frau, war eher klein als groß, und Alles an ihr war gar zierlich gerundet, bis auf ihren Ellenbogen, der sich mit unbeschreiblicher Zartheit zuspitzte und dadurch dem vollen Arme einen übergroßen Reiz verlieh. Die Taille war von zwei Händen sehr

bequem zu umspannen, aber man mußte sie gerade in der Mitte greifen, denn ein wenig auf- oder abwärts herrschte eine solche reiche Ueppigkeit, daß es selbst den größten Männerfäusten rein unmöglich gewesen wäre. Der Fuß, den ich im Bilde nicht gesehen habe, soll, nach der Beschreibung und was sich jeder Kenner von einer schönen Pariserin im Voraus vorstellen kann, so niedlich gewesen sein, daß er mehr Dichter begeistert hatte, als alle übrigen Füße der Schöpfung wol je zu begeistern im Stande gewesen sein mögen. Der Hals war ein Stückchen einer halbdurchsichtigen Alabastersäule, durch das sich ein feines bläuliches Geäder schlängelt. Das Gesicht endlich — das hab' ich selbst gesehen, in dem Bilde des Mr. Texier nämlich — und ich muß mich wahrhaftig mit aller Gewalt zurückhalten, um nicht dichterisch auszuarten; denn so wenig auch vom Dichter in mir ist, dies könnte mich dazu begeistern. Ich will daher, um meine Leser nicht zu ermüden, in aller Kürze meinen alten Gewährsmann, den Chronisten, sprechen lassen.

. . . . . Sie war nicht regelmäßig schön, diese Mad. Bontemps, aber sehr anziehend. Ihr Auge war gut geschlitzt, von dunkelblauer Farbe; Wimpern und Brauen tiefes Braun, erstere lang wie herabhängende Fransen, letztere schön gezogen, wie der Halbmond der Diana; die Nase gerade, kurz, die Spitze fast rechtwinkelig; der Mund in gehöriger Entfernung von ihr, nicht zu klein, stets lächelnd, um zwei Reihen Perlen sehen zu lassen. Die Toilette war mit vielem Geschmacke besorgt, selbst reich zu nennen.

So sah Mad. Bontemps aus. Sie war die Witwe des ersten königlichen Kammerdieners, der ihr ein bedeutendes Vermögen hinterlassen hatte, worüber aber noch ein schwerer Prozeß schwebte, den ein ganz abscheulicher Mensch

der Gardekapitän Balthasar von Caudal, ein naher Vetter ihres verstorbenen Mannes, mit der jungen, schönen Witwe führte.

Man drängte sich von allen Seiten hinzu, ihr in diesem Prozesse beizustehen. Die Einen wollten eine Versöhnung bewirken, die Andern böten große Summen, um den Verlust der Witwe zu entschädigen. Aber diese sah zu gut die eigennützigen Absichten jener Herren ein und — sollte man's glauben — sie, die in den Maximen des berüchtigten Parc-aux-cerfs ihre erste Laufbahn begonnen hatte und zwar an der Seite eines alternden Mannes, welcher diesem Systeme sein ganzes Glück verdankte und der sich wie ein Aal krümmte und vor Freude roth ward, wenn sein Gebieter seiner Frau und ihm begegnete und der Erstern gnädig die Wange kneipte — sie verschmähte jedes Verhältniß, das von der Sinnlichkeit Reize borgte, und da sich ihr kein anderes noch dargeboten hatte, so ließ sie sich alle stummen Verehrungen zwar gern gefallen und verfehlte nicht, sie mit der angeborenen Grazie der Koketterie anzunehmen, lebte aber im Uebrigen fast wie eine Klosternonne allein und trübe in ihrem reichen und weitläuftigen Hotel, welches sie in der Vorstadt St. Honoré besaß.

Das Schauspiel war beendigt, woran sie wenig Theil genommen hatte. Eine düstere Sorge hatte sich auf ihrer Stirne gelagert. Der unvetterliche Gardekapitän war nahe daran, seinen Prozeß zu gewinnen, wie ihr der Anwalt gemeldet hatte, und dann war sie ganz seiner Discretion überlassen. Er hatte sich ihr jedoch zum Gatten angetragen, und es ward ihr klar, daß eigentlich eine brennende Leidenschaft den Gehaßten für sie erfüllte. — Alles hatte die Logen bereits geräumt und sie befand sich mitten in einem beängstigenden Gedränge, das ihren Lakai von ihr

trennte. Furchtsam blickt sie sich nach ihm um, als ihre Augen auf einen Gegenstand sich heften, der mit einem Male all ihr Blut zu Eis gerinnen läßt. Unweit von ihr steht nämlich unbeweglich ein Mensch — es ist unmöglich, ihn so zu nennen — nein! — ein geheimnißvolles Wesen, das mit gespenstischen Blicken sie zu durchbohren scheint. Das Gesicht ist fahl und abgemagert, fast einem Todtenkopfe ähnlich, ein Mund ohne Lippen und Zähne gähnt weit unter dem Platze, den einst die Nase eingenommen hatte, die Augen sind in zwei zirkelrunde Höhlen wie eingetrocknet, und doch schießen sie gräßliche Blitze, und auf der hohen, von wenigen Haaren nur umsäumten Stirne zieht sich die violette Narbe einer entsetzlichen Hiebwunde. Der Anzug des Furchtbaren war übrigens reich zu nennen. Er trug einen dunkelblauen Frack mit großen Brillantknöpfen.

Madame Bontemps sucht erbebend ihren Lakai, und das Gedränge, wie durch einen Zauber gebannt, hält für einen Augenblick inne, sodaß jener zu seiner Dame mit leichter Mühe gelangen kann und diese glücklich mit ihm den Ausgang erreicht, wo sie sich in den Wagen wirft, heftig erschüttert und ängstlich, daß der Fremde ihr vielleicht folgen könne.

Die Nacht brachte sie schlaflos hin. In größter Unruhe fand sie die aufgehende Sonne und nach einem kurzen Schlummer stand sie auf und begehrte zur ungewöhnlichen Stunde das Frühstück. Mit demselben kam eine überraschende Meldung. Ein Läufer in schwarzer Livree hatte für Madame Bontemps folgendes Billet überbracht:

„Ich habe Sie schon oft aus der Ferne beobachtet und die heftigste Neigung für Sie gefaßt. Leider ist mein Aussehen nicht von der Art, daß ich darauf rechnen dürfte, Gegenliebe zu finden. Gestern sahen Sie mich zum ersten

Male und ich wage es nun, mich Ihnen schriftlich zu nähern. Haben Sie Mitleid mit mir und erlauben Sie mir, Sie ferner anzubeten — ich werde Sie nie durch meine Gegenwart belästigen, aber dennoch überall Sie umgeben. Nur eine Bitte gewähren Sie mir. Versäumen Sie keinen Abend das Theater und blicken Sie vor dem Anfange der Ouverture lang und verweilend ins Orchester. Dies Zeichen, daß Sie ihre Abneigung zum Theil überwunden haben, wird mir genügen. Da ich Sie sehr gern im Glanze einer reichen Toilette zu sehen wünsche, so erlauben Sie, daß ich zu diesem Zwecke beifolgende Obligation auf das Stadthaus von 2000 Thalern Ihnen überreiche, womit ich jeden Monat fortfahren werde. Ihr Sie anbetender

Chevalier von Vertumne."

Empört über diesen Antrag, ließ Madame Bontemps das Billet ihrer Hand entfallen. Im ersten Augenblicke gedachte sie ihres bösen Vetters, des Gardekapitäns, aber die zweitausend Thaler belehrten sie bald vom Gegentheile; denn Spiel und Ausschweifungen hatten seine Finanzen vor der Gewinnung des Prozesses zu solchen Opfern unfähig gemacht. Jedoch konnte sie sich dabei nicht beruhigen. Sie glaubte ihren Vetter auf irgend eine Weise bei diesem schmählichen Handel im Spiele und fuhr auf der Stelle zu Herrn v. Sartines, der damals Polizei-Leutenant von Paris war. Dieser jedoch, anderer Meinung, beruhigte die schöne Frau, so gut er es vermochte, und bat sie, dem Willen des Unbekannten vorläufig nachzukommen, indem er nicht sehr sich bemühte, die Vermuthung zu verbergen, als stecke irgend eine mächtige Person bei Hofe hinter dieser seltsamen Geschichte.

Madame Bontemps leistete seinem guten Rathe Folge, doch war das Ganze bald noch wunderbarer, als es an sich selbst war, unter die Leute gekommen, und wie beim nächsten Monatswechsel der Läufer die 2000 Thaler überbrachte, beklagte sich der Unbekannte in dem sie begleitenden Billete bitter bei seiner Schönen, daß ihre Unbesonnenheit sein zartes Verhältniß zu ihr zum Gegenstande eines Stadtgespräches gemacht hatte.

Ein Monat war wieder verstrichen, und an Mad. Bontemps bemerkte man keine andere Veränderung, als daß sie noch glänzender und schöner wie gewöhnlich in ihrer Loge erschien und kein Schauspiel versäumte. Im Uebrigen dauerte ihr einförmiger Lebenswandel fort, doch ward ihr Ruf immer schwankender, man trug sich mit Geschichten und ihre Tugend stand nicht in sonderlichem Ansehen.

Der schwarzgekleidete Läufer verfehlte nicht, sich zur bestimmten Zeit einzustellen. Das Billet war zärtlicher noch als die frühern. Der Unbekannte dankte gerührt für die Erfüllung seiner Bitte und wagte nunmehr in höflich-schüchternen Ausdrücken seiner Schönen diesen neuen Wunsch vorzutragen: „Sie möge jeden Abend vor dem Schlafengehen an Jemand denken.“ Zehntausend Thaler in gültigen Papieren unterstützten dies rührende Gesuch eines in Liebe vergehenden Herzens. Mad. Bontemps überlegte — zerriß dann den Brief — aber die Papiere legte sie in ihr Portefeuille.

Getreu der stillschweigend eingegangenen Verbindlichkeit, war sie eines Abends wieder im Theater gewesen und ihr Blick ruhte wie gewöhnlich auf dem Orchester. Sie hatte ihren unbekannten Wohlthäter nicht wiedergesehen und eine sonderbare Laune ließ in ihr den Wunsch aufkeimen, ein-

mal ihm gegenüber zu stehen, um über seine räthselhafte Neigung durch ihn selbst Aufklärung zu erhalten. Sein Incognito fing an ihr interessant zu werden, und sie konnte sich manchmal vorstellen, irgend ein schöner Jüngling stecke hinter der Vermummung. Unter diesen Betrachtungen war das Ende der Vorstellung herbeigekommen, und sie saß immer mit denselben Gedanken beschäftigt in ihrem Wagen und bemerkte gar nicht, daß der trunkene Kutscher sie fern von ihrer Wohnung in den finstern, winterhaften Alleen der Champs-élysées herumfuhr und auf das Zurufen des Bedienten nicht hören wollte.

Plötzlich tönt ein Angstgeschrei in die Kutsche — die Pferde werden angehalten — man reißt den Schlag auf und bei dem Schein einer vorgehaltenen Laterne erblickt sie ein häßliches Gesicht, das ihre Diamanten fordert. Sie ist überfallen, das bleibt der Unglücklichen keinen Augenblick zweifelhaft. Aber eben so schnell wie der Strahl vom Himmel fährt, sinkt der Räuber getroffen zu Boden, ein Schuß fällt vorn bei den Pferden, die rasend davonrennen. Sie wirft ihr Auge noch durch das Fenster und sieht zwei Menschen sich in ihrem Blute wälzen und in der Ferne — ja in der Ferne — einen davonlaufenden Mann — wahrscheinlich ihren Retter — in welchem sie ihren unbekannten Anbeter zu erkennen glaubt.

Als sie sich ganz erschöpft an diesem Abende zur Ruhe legt, unterläßt sie es nicht, an ihn zu denken und, sonderbar genug, unter Träumen von ihm einzuschlummern.

Von nun an überschritt sie die Bedingungen ihres seltsamen Verhältnisses, denn selbst am Tage, zu jeder Stunde gedachte sie des Unbekannten, dem sie so große Verbindlichkeiten schuldig war, und konnte sich selbst nicht enthalten, ihm ein inniges Bedauern zu schenken.

Das nächste Schreiben, welches ihr der schwarze Läufer überbrachte, wurde nicht mehr zerrissen, sondern mit den Obligationen sorgfältig eingeschlossen, dann und wann wieder hervorgenommen und mit seltsamer Bewegung durchlesen.

Immer mehr und mehr beschäftigte sie die Lösung des Räthsels. Warum das Geheimnißvolle? fragte sie sich mit Unruhe. Seinen Stand, seine Herkunft hielt sie für die Ursache, vielleicht ist er ein Mensch, der sich nicht in der Gesellschaft zeigen kann. Sie dachte oft, er sei ein Räuber, ein Scharfrichter, kurz Alles in der Welt, nur das Eine mochte sie nicht mehr denken, daß er wirklich so häßlich sei, wie er sich einmal ihr dargestellt habe. Wie gern wollte sie ihn nur einmal wieder sehen! Aber so fest sich ihr Blick auch auf das Orchester richtete, aus dem seine Augen sich gewiß zu ihr erhoben, nie war es ihr möglich, eine Spur von ihm zu entdecken. Sorglicher noch brach sie jetzt ihren spärlichen Umgang ab, und ihr Vetter, dessen Bewerbungen in letzter Zeit in Frechheit auszuarten drohten, ward für immer aus ihrem Hause verbannt.

Um diese Zeit war es, als eines Morgens eine Gerichtsperson und zwei Notarien sich bei ihr melden ließen, um ihr die Trauerbotschaft von dem Verluste ihres Prozesses zu überbringen.

Sie mußte Alles herausgeben, ihr schönes Schloß Maubois, die herrlichen Güter in der Normandie, ihr Hôtel in Paris, ihre Möbel, ihre Diamanten — funfzigtausend Franken Renten — Alles war verloren. Ihr Vetter war reich — sie arm geworden — nach dem Ausspruche des ersten Gerichtshofes, von dem keine Berufung an einen höhern mehr stattfand.

Sie war einer Ohnmacht nahe und konnte nur noch

schwach die Frage hervorstammeln: „wie lange man ihr Zeit lasse, sich in das Unvermeidliche zu schicken" — da trat der Läufer in schwarzer Livree unangemeldet und außer Athem rasch in den Saal, setzte, von Schweiß triefend, eine schwere Schatulle auf den Tisch, überreichte ein Schreiben und entfernte sich.

Nach einigem Zögern der Ueberraschung erbrach sie das Schreiben und las Folgendes: „Ich erfahre Ihren Unstern, Madame, und ich halte es für Pflicht, sogleich Abhülfe zu leisten. Ich hätte diesen Augenblick benützen können, vor Ihnen zu erscheinen, ich kämpfte mit mir selbst — aber, ach! mein Anblick ist nicht dazu gemacht, Vertrauen einzuflößen, Sie hätten mit Schauder und Abscheu jede Hülfe zurückgestoßen, die ich Ihnen persönlich gebracht haben würde. Nehmen Sie daher, was ich Ihnen hier sende, und zählen Sie stets auf Ihren Schutzgeist, der Sie auch ungesehen umschweben wird. Ihr

Chevalier de Vertumne.

Sie erholte sich langsam von dem freudigen Schreck und mit mühsamer Fassung schloß sie die Schatulle auf, worin sich in Gold und Papieren 600,000 Thaler befanden.

„Ich werde wenigstens nicht nöthig haben, meine Möbel und Diamanten herauszugeben," sagte sie lächelnd zu den Gerichtspersonen, die sich höflich zurückzogen.

Wie sie allein war, überdachte sie Alles — und sie gefiel sich in dem Gedanken, daß sie dies Geschenk als einen Theil des Brautschatzes annehmen dürfe, den ihr eine bevorstehende Verbindung mit dem Unbekannten unzweifelhaft zubringen würde.

Nichts gleicht dem Aufsehen, das der Handel der Ma-

dame Bontemps in Paris erregte. In einer frühern Zeit hätte man die allerliebste Frau einer Verbindung mit dem Bösen angeklagt und sie vielleicht zum Scheiterhaufen verdammt. In den Tagen Ludwig's XV. hatte sie jedoch von solchem Wahne nichts zu befahren. Der Teufel ging in so sichtbarer Gestalt auf Erden umher, und war so mächtig, reich und verführerisch, daß alle Welt ihn recht gut kannte, und sich gar nicht scheute, mit ihm einen Vertrag zu schließen. Am allerwenigsten dachten fanatische Richter daran, durch irdische Flammen der Hölle vorzugreifen.

Madame Bontemps war einst nach einem, in sehnsüchtigschwermüthigen Gedanken hingebrachten Abend aus der Oper nach Hause zurückgekehrt, wenige Tage nach dem letzten großmüthigen Geschenke ihres unbekannten Beschützers. Die Kammerfrau hatte sie soeben ihres Schmuckes, ihrer Federn und der ungeheuern Fischbeinkörbe, die sie auf den Hüften trug, entkleidet und sich damit entfernt. Sie saß da vor ihrem Spiegel, und versuchte, ihren Gefühlen, die ihr den Busen zu zersprengen drohten, Worte zu geben. Sie kritzelte gar holde Zärtlichkeiten an ihren Geliebten, den sie sich dabei vorstellte, wie ihre Dankbarkeit sich ihn, seinen edeln Handlungen und seiner Liebe nach, auszumalen beliebte. Sie gab ihm die rührendsten Benennungen, sie ergoß sich in Ausdrücken, wie sie die feurigste Liebe nur einzugeben vermag, und sie durfte darin um so eher dem Zuge ihres Herzens folgen, da der Brief nie in die Hände Desjenigen kommen sollte, für den er bestimmt war. — Plötzlich erschreckt sie ein freches Auflachen, dicht hinter ihrem Sessel. Sie springt auf und erblickt ihren Vetter, den Gardecapitän Balthasar von Caudal, der in großer Uniform, wie zur Parade, in seidenen Strümpfen, mit gepuderten Haaren, pommadirt, den Degen an der Seite,

vor ihr steht, jedoch in einer Haltung, die zu bald nur den Zustand verräth, worin der Genuß des Weines ihn versetzt hatte. Der Entschluß der Dame ist schnell gefaßt, und mit festem Schritte will sie hin zum Glockenzuge eilen, um Diener herbeizurufen.

Der Capitän vertritt ihr rasch den Weg.

„Sie sind gefangen," spricht er mit schwerer Zunge, „Ihre Bemühungen, mir zu entkommen, sind vergebens," und sie unsanft beim Arme nehmend führt er sie zum Sessel an ihrem Spiegeltische zurück, worauf noch ihre zärtlichen Federübungen liegen. Sie fällt wie gelähmt darauf nieder und ist keines Wortes mächtig, endlich stößt sie kurz die Frage hervor: „Was wollen Sie von mir?" „Sie mir gewinnen," erwidert schnell der Freche, „und da Sie mir das Haus verboten haben, um meinen ehrlichen Bewerbungen sich zu entziehen, und dafür andern, höchst seltsamen ein willig Ohr leihen, so mag es mir nicht übel genommen werden, wenn ich die List beschwor, mich in dies Heiligthum des Geheimnisses zu leiten, das ich jedoch nun nicht zu verlassen gedenke, bis ich die glänzendste Genugthuung erhalten haben werde."

Mad. Bontemps starrte ihn mit weit aufgerissenen Augen an, sie überdachte ihre Lage und sah ihre ganze Schrecklichkeit sogleich ein. Es war spät in der Nacht, und ihr Schlafzimmer, im ersten Stocke, lag weit entfernt von den Gemächern der Dienerschaft; den Weg zur Glocke, die diese allein herbeirufen konnte, hatte der Furchtbare ihr versperrt.

„Verlassen Sie mich," rief sie mit aller Anstrengung, „morgen sollen Sie eine genügende Erklärung von mir erhalten."

„Morgen? Wer wird sich mit dem kalten Morgen be-

gnügen — dieser Augenblick entscheide uber unser Glück!" stammelte der Capitän mit feurigen Blicken und näherte sich ihr taumelnd. „Noch heute, jetzt, hier gleich, will ich Dein Wort, schön Mühmchen, daß Du die Meine wirst, und keinem Andern angehören willst als mir."

Er streckte die Hand aus, um sie an sich zu zerren, sie wich aber behende aus und sagte, indem sie ihre Kräfte zu sammeln suchte: „Beleidigen Sie mich nicht, mein Herr, ich bin nicht so schutzlos, wie Sie glauben. Jede Kränkung, die Sie mir zufügen, findet ihren Rächer, der uns Beide unsichtbar umgibt."

Ein unmäßiges Gelächter war Caudal's Antwort.

„Also wirklich ein Geliebter, und ein furchtbarer obenein für jeden Nebenbuhler! Er komme!" schrie er wild, „ich will seine Bekanntschaft machen."

Und das Liedchen zwischen den Zähnen brummend: „brave en amour! brave à la guerre! war er jetzt rasch zu der Armen hingetreten und hatte sie, trotz ihres Sträubens, mitten um den Leib gefaßt.

„Wie ich schon erklärte," fuhr er dann lachend fort, „trotzt der räthselhafte Liebhaber Dich mir nicht in diesem Augenblicke ab, so bist Du mein — mein auf ewig!" —

„Was soll ich thun?" fragte sie in Todesangst.

„Mir Dein Wort verpfänden, daß Du mein sein willst. Ich bin jetzt reich, bin Dein naher Verwandter, Du kannst keine bessere Partie machen, als wenn Du mein Weib wirst!"

Er hatte sie zur großen Flügelthür geschleppt, die zum Balcon führte, und riß sie auf. Mad. Bontemps sträubte sich, wiewol vergeblich, denn sie glaubte, der Trunkene wolle sie auf das Straßenpflaster hinabstürzen. Obgleich ihre Sinne jedoch schon halb von Ohnmacht befangen wa-

ren, so rüttelte sie doch das wilde Getöse von Säbeln, die aneinander geschlagen wurden, und rohe Stimmen daraus empor.

Alle Officiere von Caudal's Regiment standen unten im großen Halbkreise, die entblößten Waffen im schönsten Mondscheine leuchtend, und riefen ihrem Kameraden jubelnd entgegen, der mit seiner halbtodten Beute auf dem Balcon erschienen war.

„Jetzt erkläre, schön Mühmchen," schrie er, „vor allen diesen wackern Leuten, laut und vernehmlich, daß ich Dein Gatte werden soll nach Form und Recht!"

„Schändlicher!" sagte sie leise, „nie — nie!"

„Und wozu wäre es denn noch nöthig?" fragte er höhnisch. Sieht nicht das ganze Regiment, daß ich diese Nacht bei Dir zugebracht habe? Leugne es morgen, wenn Du kannst. Das Ganze war eine Wette. Ihr seht nun," wandte er sich mit lauter Stimme zu der Versammlung auf der Straße, „daß ich die Wette gewonnen habe. Geht zu Ramponneau und erwartet mich dort, ich folge Euch, sobald mich mein Weibchen entläßt, dort wollen wir, das Glas in der Hand, meine Anwerbung in die Compagnie der Ehemänner feiern. Auf, stimmt an mein Leiblied: „brave en amour! brave à la guerre!"

Und mit militärischem Gruße steckten Alle die Säbel ein, und klirrend und tosend unter dem Rufe: „zu Ramponneau," und dem wilden Refrain jenes Liedes, verließen sie den Platz und marschirten im lichten Mondscheine dem unfernen Weinhause zu. Caudal war mit seiner Muhme von dem Balcon in das Zimmer zurückgekehrt.

Sie lag regungslos auf dem Sopha, und er stand mit lüsternen Blicken vor ihr und fragte sie, ob sie seines Beistandes noch bedürfe, oder ob er sich für jetzt entfernen

könne, um morgen bei guter Zeit mit dem Notar und den Zeugen wieder zu kommen.

Sie antwortete durch nichts als einen Blick, worin sich die tiefste Verachtung malte.

„Ich verlasse Dich also, schön Mühmchen," sagte er, „und Du wirst mich deshalb entschuldigen, da Du weißt, daß meine Kameraden mich erwarten, die auf mein Wohl die Gläser leeren wollen."

„Auf Dein Verderben," schallte es vom Balcon herein, und eine blanke Klinge von einer bebenden Hand geführt, stieß klirrend die Scheiben ein und flammte vor den Augen des Bösewichts. „Du sollst nicht ungestraft diesen Frevel verübt haben," rief eine Stimme, vor kochender Wuth zitternd, „folge mir sogleich, oder ich entehre Dich vor den Augen aller Edelleute des Hofes und morde Dich dann, wo ich Dich treffe!"

Diese fürchterliche Drohung schien die Weinlaune des Capitäns mit einem Male zu verscheuchen. „Ha! der Geliebte!" schrie er auf. „Unerwartet — doch erwünscht! Morgen steh' ich einer jeden Aufforderung —"

„Was morgen!" tönte die Stimme des Unsichtbaren, indem die Bewegungen der Klinge immer heftiger wurden, „heute — jetzt — zur Stelle! Folge mir oder ich erfülle meine Drohung!"

„Nun wolan" — sagte jetzt mit großem Ernste Caudal, „es ist in der Ordnung, ich zittere nicht vor einem Duell!" — Und somit wollte er zum Balcon hineilen, aber Madame Bontemps hielt ihn auf.

„Was wollen Sie thun? ihn ermorden?" schrie sie mit dem innigsten Ausdrucke.

„Wenn ich glücklicher bin, als er!" erwiderte er wüthend, schleuderte sie zurück und sprang zur Thür hinaus.

Wie sie sich mühsam und ganz erschöpft zum Balcon hinschleppen konnte, waren beide Männer schon unten, und sie sah sie in heftigem Wortwechsel rasch neben einander die Straße hinabeilen.

Jetzt ward sie ohnmächtig und ihr schöner Kopf fiel heftig gegen das Eisengeländer besinnungslos nieder..... Ein heftiges Klopfen an ihrer Zimmerthür erweckte sie. Es war früher Morgen, sie erhob sich und konnte sich nur mit Mühe auf die entsetzlichen Vorgänge der eben entschwundenen Nacht besinnen, die ihr wie ein Traum erschienen. Sie öffnete, und ihre Kammerfrau, dieselbe, welche, von Caudal bestochen, diesen eingelassen hatte, überreichte verstört ein Schreiben, welches der wohlbekannte schwarze Läufer soeben in ihre Hände gelegt hatte. Mad. Bontemps erbrach es, und als sie die Züge der geliebten Hand erblickte, erfüllte milder Trost ihr Herz, denn er hatte gesiegt über den Furchtbaren, von dessen Dasein das ihrige sich so schrecklich bedroht sah. Sie las gefaßt:

„Das höchste Ziel meines Lebens ist errungen. Ich habe Sie gerächt, befreit. Sein Blut ist mit seinem Leben dahingeflossen, und Sie haben nichts mehr von ihm zu befürchten. Nun aber vernehmen Sie meine Bitte — erfüllen Sie sie, es ist die Bitte eines Sterbenden. Mein Wagen wartet vor Ihrem Hotel und wird Sie zu mir bringen. Ich will Sie sprechen, bevor ich sterbe, und Ihnen meine letzten Wünsche vortragen. Im Leben und im Tode

Ihr Anbeter."

Mit hochklopfender Brust, Thränen in den Augen, ohne einen Augenblick der Ueberlegung, foderte Madame Bontemps ihren Mantel, und warf sich — ganz aufgelöst

vor Schmerz und in der ängstlichsten Erwartung — in einen schwarzen Wagen, dessen Schlag ihr ein Diener in schwarzer Livree öffnete.

Die Pferde flogen davon und sie wußte nicht, durch welche Straßen der Weg genommen wurde.

Endlich wird vor einem ansehnlichen Hotel gehalten. Man führt sie eine Stiege hinauf und sie tritt in Gemächer, die mit fürstlichem Luxus möblirt sind. Ueberall herrscht tiefe Stille und in dem letzten Zimmer, das die ganze Reihe schließt und worin ein dicht zugezogenes Bett sich befindet, sind zwei schwarzgekleidete Männer, der Eine mit Schreiben beschäftigt, der Andere Leinwandstreifen und Charpie zusammenzulegen. Es waren der Notar und der Chirurg.

„Ist sie's?“ fragte eine schwache, nicht unangenehme Stimme hinter den Bettvorhängen.

Der Mad. Bontemps einführende Kammerdiener trat hinzu, um die Frage seines Gebieters zu beantworten.

„O Dank — tausendfältigen Dank! daß Sie meine Bitte erhört haben!“ sprach die Stimme mit einiger Anstrengung; „nun sterbe ich ruhig.“ — „Nein, nein!“ fiel Mad. Bontemps heftig bewegt ein; — „Sie werden — Sie können nicht sterben — die Kunst wird helfen.“ — „Die Wunde ist tödtlich,“ antwortete er sanft; „aber mein Gegner, der Ihre Ehre zu kränken wagte und Ihr Leben bedrohte, wird Ihnen nicht mehr schaden, er fiel von meiner Hand.“ „Ist's möglich? Tödtlich verwundet?“ rief Mad. Bontemps trostlos aus. Mit Achselzucken bejahte der Chirurg diese Frage und entfernte sich. Hierauf trat der Notar hinzu, legte ein Dokument in ihre Hand und folgte dem Chirurgen. Mad. Bontemps sah sich mit dem Verwundeten ganz allein. „Sind die Beiden fortgegangen?“

fragte dieser — und dann setzte er hinzu: „Das Dokument, das Sie erhielten, ist mein letzter Wille. Sie sind darin zur einzigen Erbin aller meiner Güter, sowohl in Frankreich als in Deutschland, eingesetzt. Genießen Sie derselben im Glücke und weihen Sie mir ein stilles Andenken."

„Mein Wohlthäter — mein Schutzgeist — o mein Einziggeliebter!" rief Mad. Bontemps und diese Worte wurden von lautem Schluchzen unterbrochen. „O Sie sterben gewiß nicht — ich will Sie pflegen — ich will Sie nicht verlassen — mein Auge soll auf dem Ihrigen ruhen und jeden Ihrer Wünsche erlauschen — o glauben Sie mir, in dem Blicke der Liebe ruht ein Balsam, der dem Halbtodten das Leben wiedergibt."

Sie hatte sich genähert, aber die Hand des Verwundeten hielt krampfhaft die Vorhänge zu.

„Nein, nein! meinen Anblick würden Sie nicht ertragen!" schrie er ängstlich schwach. — „Ihre Hand geben Sie mir, aber versprechen Sie mir, keinen Blick hinter diesen Vorhang zu werfen, so lange ich lebe."

Und sie streckte die weiße, zitternde Hand dem Sterbenden entgegen, der sie mit seiner kalten ergriff und zum Munde führte. Sie weinte heftig — auch hinter den Vorhängen hörte sie's leise weinen. Es folgte eine lange Pause. Gleichsam unwillkürlich ließ der Unsichtbare die Hand seiner Geliebten fahren. „Ich fühle, daß ich sterbe" — hauchte er.

Heftig zog sie die von seinen Thränen benetzte Hand zurück.

„Es ist nicht möglich — zu Hülfe!" — schrie sie und wollte die Vorhänge auseinanderreißen, welche der krampfhafte Griff des Verwundeten wieder festgeschlossen hielt.

„Nur Einmal noch Sie sehen!" schrie sie, vom tiefsten Schmerz erschüttert. Und die Hände, welche die Vorhänge hielten, gaben nach — und „bald — bald!" ächzte es — ein langer Seufzer folgte — und wie sie jetzt die Vorhänge auseinanderzog, wurde kein Widerstand mehr geleistet.

Ihr schönes Antlitz in Thränen gebadet, warf einen scheuen Blick in das Bett. Das Ungeheuer lag darin, das sie an jenem Abende in der Oper erblickt hatte, und die Hand des Todes hatte diese furchtbaren Züge soeben berührt.

Von Schauer ergriffen, konnte Mad. Bontemps keinen zweiten Blick auf den entseelten Gegenstand ihrer glühenden Neigung heften.

Sie verließ Paris, um den märchenhaften Gerüchten zu entgehen, welche über diese Begebenheit bald in Umlauf kamen.

Einige Zeit darauf, so berichtet die Chronik, gab ein deutsches Blatt den ersten Aufschluß über den Fremden. Es wurde nämlich in der Frankfurter Zeitung aus Paris gemeldet: „daß der Prinz von Weissenburg im Zweikampf geblieben sei, der wegen seiner unglücklichen Gesichtsbildung sich selbst zu einer gänzlichen Abgeschiedenheit von der Gesellschaft verurtheilen mußte."

Staatliche Bibliothek Bamberg

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lewald, August,

Ein Menschenleben

Bd.: 8.

Leipzig 1845

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.496(8
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11721615-5